

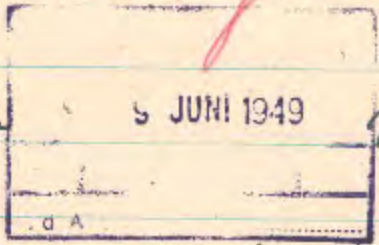
Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5060/73	Best. ZS/A2
Rep.	Kat.

16

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

PQ

Fritz Perlehn
Stud. Theol. et. jur.



Erlangen, den 7.6.49
Rathsberger Str. 20

1) An das evangelische Verlagswerk!

Auf Ihre Bitte um Übersendung von Be-
nichten über die Flucht aus Ostdeutschland hin
will auch ich Ihnen meine Erlebnisse schildern,
die ich in Westpreußen gesehen habe.

Der ROB Lehrgang f. Infanterie des Wehrkrei-
ses I, dem auch ich angehörte, lag in Marien-
werder. Das Weihnachtsfest 1944 verlebten
wir dort noch ruhig. Der Gottesdienst am hei-
ligen Abend in der alten Schloßkirche, dem
ich auch beiwohnte, war stark besucht. Viel-
leicht ahnten viele Leute die kommenden Er-
eignisse. —

Seit dem 15. Januar lagen wir in Bereit-
schaft und zogen am Tag darauf zum

Panzerperrenbau in ein Dorf nördlich von Marienwerder, von dem wir in der folgenden Woche zurückkehrten. Hierbei trafen wir ^{bereits} viele Flüchtlinge, die mit Schlitten, Wagen usw. der Weichsel zustrebten, da die Kleinbahn nach Kargbruck nicht mehr verkehrte. Es war bitter kalt. Die Stadt bot ein Frostloses Bild. Überall verlassene Gassen. Vereinzelt sah man Hunde und Katzen auf der Straße. Wir blieben noch einige Tage in der Stadt. Nordwestlich der Stadt führte der Russe ungefähr bis Honigfelde vor, ließ Marienwerder aber vorläufig links liegen, griff zuerst Elbing an und wandte sich dann von Norden kommend, gegen Marienwerder. - Am Sonntag, den 28. Januar, gingen wir abends über das Eis der Weichsel zurück, die die im Bau befindliche Eisenbahnbrücke bei Neuhöfen (ich glaube so hieß dieser Ort)

über die Weichsel schon gesprengt war. Diese Nacht werde ich nie vergessen. Es war bitter kalt und dunkel. Weit hin sah man Brände in der Stadt, u. a. auch die Post, die gesprengt war, und hier und dort schlugen die Flammen aus Gefößen. Viele Leute schleppten auf Schlitten die letzte Habe mit, warfen sie aber nachdem weg, weil sie kaum noch weiterkamen und wenigstens noch das nackte Leben retten wollten. An der Weichsel bei Klein Grabau stauten sich lange Wagenreihen. Oft waren die Pferde total erschöpft. Gegen Morgen hörte man die Sprengschüsse auf der Weichsel. Ich glaube, vielen Flüchtlingen ist durch diese Sprengung des Eises der letzte Fluchtweg abgeschnitten worden.

In der Stadt und auf dem Land blieben

unermessliche Werte zurück, Möbel, Kleider, Lebensmittel, besonders aber fast das gesamte Vieh, denn ich ^{sah} bei keinem der Wagen eine Kuh oder Federvieh. Meiner Meinung nach ist der Räumungsbefehl 3 Tage zu früh ausgegeben worden, so daß die Bevölkerung in überstürzter Hast floh und nur wenig mitnahm. Überall in den Schaufenstern sah man noch die Spenden für das "Volksoffer", zu dem kurz vorher aufgerufen wurde. Wer besichtigte die Sachen dringend, durften aber nichts mitnehmen. So sind sie alle dem Russen in die Hände gefallen. Leider waren auch deutsche Soldaten schamlos genug, die Großkommandurasse, in welcher wir lagen, während unserer Abwesenheit auszuplündern. Nur wenige, alte Leute haben den Einmarsch der Russen erwartet.

II) Wir bezogen dann am anderen Weichselufer Quartier, wo die Bevölkerung noch teilweise ruhig ihrer Arbeit nachging. Am 30. Januar unternahmen wir einen Spähtrupp und stellten auf dem linken Weichselufer Russen fest. Ich glaube, daß den zahlenmäßig schwachen russischen Kräften Überraschung und Schrecken viel geholfen haben, so daß sie, ohne auf größeren Widerstand zu stoßen, ziemlich ungehindert vorrücken konnte.

Am Nachmittag des 6. oder 7. Februar traf in Paulshof (ich glaube, es war an der Bahnstrecke Dirschau - Bromberg) ein Güterzug mit Flüchtlingen ein, der von vielen Deutschen erwartet wurde. Beim Einsteigen, wo wir auch kräftig Hand anlegten, gab es noch manche Szene. Ein Offizier jammerte darüber, daß er in keinem Wagen sein umfangreiches Gepäck un-

herbringen konnte. Kinderwagen mit Säuglingen
wurden oft in den Gepäckwagen verladen. Hier
ist wohl mancher erfroren. Kinder suchten ih-
re Eltern, mancher blieb zurück.

Wir wurden am 12. Februar in die Bahn ver-
laden und aus diesem Gebiet herausgezogen,
so daß ich nichts mehr zu berichten weiß. Ich
hoffe, daß Ihnen mein Bericht etwas nützt.
Ich bin gern bereit, weitere Fragen, soweit mög-
lich, zu beantworten, bitte aber, Rückporto bei-
zufügen.

Hochachtungsvoll

Fritz Perlekin

Ich bin Flüchtling aus Memel / Ostpr.

11.VI. 1949

Herrn
Fritz Perkuhn

41/Bo/Sd

Erlangen
Rathsbergerstr. 20

Sehr geehrter Herr Perkuhn,

wir danken Ihnen sehr für
Ihren Brief vom 7.VI. und für Ihre wichtigen Darlegungen.
Im Augenblick hätte ich nur noch eine Frage, über die
Sie vielleicht etwas sagen können. Uns interessiert
das Wirken des Regierungspräsidenten von Marienwerder,
von Meudell, vor und während der Zeit der Evakuierung.
Die Evakuierung in Marienwerder soll musterhaft gewesen
sein. Wir möchten aber gerne von anderer Seite darüber
etwas hören.

Mit freundlichen Grüßen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Fritz Perkuhn
Stud. Theol. et jur.

Erlangen

Erlangen, 16.6.49

18 JUNI 1949

Kettberger Str. 20

An die Schriftleitung von „Christ und Welt“

Abel

Mit warmem Dank erhielt ich Ihren Brief
11.6. Über das Wirken des Regierungspraesidenten weiß ich leider nichts, ich habe nur
gehört, daß er in bereit gehaltenen Möbelwagen
seine gesamte Habe gerettet haben soll.
Ich kann aber nicht sagen, ob es stimmt. Was
die Evakuierung in Marinwerder betrifft, so
ist sie, glaube ich, in der Hinsicht gut gewesen,
daß die Bevölkerung rechtzeitig benachrichtigt
wurde und so rechtzeitig fliehen konnte. Es
sind wohl nur die Leute zurückgeblieben, die
bleiben wollten. Ob der Kreisleiter auch
flogen ist, weiß ich nicht. Bis zum 28. Januar
war er noch in der Stadt, die schon von
der Bevölkerung verlassen war.

Bemängeln möchte ich aber, wie auch in
Ihrem Brief, daß viel Vieh zurückgeblieben ist.

Gochachtungsvoll
Fritz Perkuhn

Bitte wenden

Sollten Sie vielleicht Interesse an Berichten über amerikanische und französische Kriegsgefangenenlager haben, so bin ich gern bereit, Ihnen auch hierüber etwas zu schreiben, da ich das Grauen, in den Lagern Singzig und Andernach am Rhein ^{im Frühjahr 1945} selbst erlebt habe.

Institut für Zeitgeschichte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Konrad Petersen
cand. jur.
Erlangen, Henkestr. 24

Erlangen, den 14.5.1949.⁹

Boyarko



Redaktion der Zeitschrift "Christ und Welt"

Stuttgart 0
Steingrabenweg 7

In Ihrer Nummer 18 vom 5.5.1949 forderten Sie zur Mitarbeit an einer Sondernummer über die Ereignisse im deutschen Osten auf. Als ehemaliger Adjutant der Wehrmachtkommandantur Stettin bin ich in der Lage, Ihnen dazu einen Beitrag zu liefern. Da ich jedoch seinerzeit keine schriftlichen Aufzeichnungen gemacht habe, möchte ich der Genauigkeit halber noch an die Angehörigen meines ehemaligen Stabes Rückfragen richten, um gegebenenfalls auch meine Ausführungen ergänzen zu können. Ich wäre Ihnen daher für eine kurze Mitteilung dankbar, bis zu welchem Zeitpunkt etwa Sie den Erlebnisbericht benötigen. Da ich augenblicklich noch dazu im ersten juristischen Staatsexamen stehe, könnte ich den Beitrag erst etwa bis Mitte Juni Ihnen einsenden.

Hochachtungsvoll!

Konrad Petersen

Institut für Zeitgeschichte

17.V. 1949

41/Bo/3d

Herrn
 Konrad Petersen

Erlangen
 Henkestr. 24

Sehr geehrter Herr Petersen,

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief vom 14.V. über Stettin liegt uns bisher nur sehr wenig Material vor. Wenn Sie uns genaue Berichte über die Ereignisse, möglichst mit Einzelheiten, geben können, so sind wir dafür sehr dankbar. Es ginge um eine Darstellung der gesamten Zeit etwa von Ende Januar bis zum Verlust Stettins. In einer Einsendung, die ich gestern erhielt, wurde behauptet, der Kommandant von Pommern, Schwede Koburg, habe beabsichtigt, Stettin besonders zu verteidigen und habe daher besonders grosse Verpflegungslager in Stettin ansetzen lassen, die später in die Hände der Russen fielen. Vielleicht sind Sie in der Lage, auch dazu Stellung zu nehmen. Ich weiss nicht, ob Schwede Koburg sich zuletzt in Stettin aufgehalten hat und wie das allgemeine Verhältnis zwischen Partei, Bevölkerung, Wehrmacht etc. war. Der von Ihnen genannte Einsendungstermin würde uns ungefähr genügen. Ein etwas früherer Termin wäre uns lieber, aber wenn Sie nicht in der Lage sind, früher zu liefern, müssen wir uns mit dem späteren Termin bescheiden. Im Übrigen läge uns auch sehr viel an der genaueren Schilderung von Persönlichkeiten, die seinerzeit in Stettin irgendeine grössere Rolle spielten. In der Hoffnung auf eine baldige Gegenäusserung

Mit vorzüglicher Hochachtung
 Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

An die

Schriftleitung von "Christ und Welt"

Stuttgart 0
Steingrübenweg 7.

Sehr geehrter Herr Bongartz,

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief vom 17.5. Ich übersende Ihnen anbei meinen Bericht über meine Erlebnisse in Stettin. Um einigermaßen sicher zu gehen, habe ich den Entwurf in der Zwischenzeit an einige Kameraden geschickt, mit der Bitte, meine Ausführungen zu berichtigen oder zu ergänzen. Leider habe ich von einem, einem Herrn Schmidt in Dachau, der früher Oberstabsintendant bei der Kommandantur in Stettin war, das Exemplar noch nicht zurück. Um Sie nicht zu lange warten zu lassen, habe ich den Bericht nun so fertiggestellt.

Ich bin mir klar darüber, daß meine Ausführungen nicht all das bringen, ^{Wöhnen} woran Ihnen gelegen ist. Andererseits war ich in meiner Tätigkeit damals so angespannt, daß ich von dem, was unter der Zivilbevölkerung vorging, nur wenig merkte und nur gelegentlich Berichte erhielt, die im Trubel der Ereignisse vergessen wurden. So prägten sich mir in der Hauptsache die militärischen Ereignisse ein.

Ihre Fragen bezüglich des Verhältnisses Partei-Wehrmacht könnte am besten General Kienitz beantworten, der sich jetzt in Hamburg aufhält. Ich habe in der Zwischenzeit versucht, durch Bekannte seine Adresse zu erfahren, bin aber leider ohne Antwort geblieben. Meines Wissens ist General Kienitz, der übrigens ausgesprochen christlich eingestellt war, seinerzeit seines Postens enthoben worden, weil er die Lage klar erkannte und dadurch zwangsläufig in einen Gegensatz zur Gauleitung geraten mußte.

Über Stettiner Parteipersönlichkeiten könnten Ihnen am besten Generalmajor von Stülpnagel, jetzt wohnhaft in Salach bei Göppingen, Goethestr. 3, Auskunft geben. Ich war bis zu seiner am 24.7.44 erfolgten Beurlaubung bei ihm Adjutant. Da er zwei Jahre Kommandant von Stettin war, wird er die fraglichen Persönlichkeiten am besten schildern können. Er wurde nach dem 20. Juli als persona ingrata im Wehrkreis II wohl auf Veranlassung des stellv. Gauleiters Simon zunächst beurlaubt und am 9. August verhaftet und nach Fürstenberg gebracht. Nach seiner

im Oktober oder November erfolgten Freilassung wurde er am 23.12.
erneut verhaftet und ist bei Kriegsende nur mit knapper Not der Er-
schießung entgangen. Ich glaube, daß er nichts dagegen hat, daß ich Ihnen
seine Anschrift mitteile. Er wird Ihnen die beste Auskunft geben können.

Sollten Sie einiges aus meinem Bericht veröffentlichen wollen,
so darf ich bitten, dies ohne Namensnennung zu tun.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Ihr

sehr ergebener

Kawad Paterson

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bericht über die Lage in S t e t t i n vom Sommer 1944 - 12.3.1945.

Nach den schweren Bombenangriffen vom 20.4.43 und 6.1.44 erfolgte in der Nacht vom 16./17. August 1944 ein neuer schwerer Nachtangriff auf die Innenstadt von Stettin. Besonders wurde die Altstadt in Mitleidenschaft gezogen sowie die an der Oder liegenden Stadtteile und der Hafen. Letzterer war wohl besonders deshalb das Ziel der feindlichen Angriffe, weil seit der Abschneidung der Kurländarmee, Anfang August, große Verladungen für den Nachschub dieser Armee stattfanden. Um dem plötzlichen Arbeitsanfall gerecht werden zu können, mußten dafür zunächst in den ersten Tagen Stettiner Truppenteile mit herangezogen werden. Am 16.8. abends 18 Uhr hatten gerade 8 große, mit Nachschubgütern aller Art beladene Dampfer den Hafen verlassen. Sie hatten alle am Dunzigkai gelegen, der noch in derselben Nacht in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Sehr große Schäden entstanden in den betroffenen Wohnvierteln und Werften. Die Verluste der Bevölkerung waren erheblich. An kulturell wertvollen Bauwerken wurde das Schloß vernichtet; ebenso stürzte früh um 5 Uhr das Wahrzeichen von Stettin, der Jacobi-Kirchturm brennend ein.

Ein erneuter schwerer Nachtangriff erfolgte am 30.8. Weitere an der Oder gelegene Stadtviertel und Werften wurden schwer getroffen; im Hafen sanken einige Dampfer. Wieder hatte auch die Zivilbevölkerung erhebliche Verluste zu beklagen. Der Angriff setzte systematisch da ein, wo am 16.8. aufgehört wurde. Zum Glück blieben bei beiden Angriffen die Oderbrücken intakt, sodaß der Nachschub nach Osten auf dem Schienenwege nicht gestört wurde.

Bis zum Winter fanden keine nennenswerten Angriffe auf das Stadtgebiet statt, abgesehen von einem leichten Tagangriff auf Neuwestend und die Stöwerwerke am 8. Oktober. Dafür erfolgten aber in ziemlich regelmäßigen Zeitabständen schwere Angriffe auf das Hydrierwerk Pölitz bei Stettin, wo jedesmal großer Sachschäden entstanden. Auch Personenverluste waren jedesmal zu beklagen trotz der zahlreich vorhandenen Schutzräume. Das Werk war aber immer wieder in erstaunlich kurzer Zeit produktionsfähig. Nach jedem Angriff mußten größere

*Ingrid Petersen
Erläuterung, Kennzeichen 24*

Einheiten der Wehrmacht zu Aufräumungsarbeiten eingesetzt werden.

Die bei den großen Angriffen auf Stettin geleisteten Rettungsarbeiten der Wehrmacht wurden von der Bevölkerung dankbar anerkannt, von der Presse meist nur ziemlich spärlich erwähnt; dafür wurden umsomehr die Verdienste der Parteiorganisatorinnen hervorgehoben, die gerade bei der Versorgung der bombengeschädigten Bevölkerung teilweise glänzend versagten.

Am 18.1.1945 wurde durch das Stellv. Generalkommando II. A. K. die Akte "Gneisenau" aufgerufen. Das bedeutete, daß aus den im Standort bei den Ersatztruppenteilen vorhandenen verwendungsfähigen Mannschaften Kampfeinheiten, sogenannte Alarmbataillone, gebildet und zur Unterstützung der Front binnen kürzester Zeit in Marsch gesetzt wurden. Folgende im Standort Stettin liegende Ersatztruppenteile stellten solche Einheiten auf und setzten sie nach dem vorbereiteten Plan in Marsch:

- 1.) Laschü. E. u. A. Btl. 2
- 2.) Pi. E. Btl. 2 (Podejuch)
- 3.) Kraftfahr-Ers. Abt. 2
- 4.) Pz. Gren. E. u. A. Btl. 5
- 5.) Art. Ers. Abt. 2
- 6.) Nachr. Ers. Abt. 2
- 7.) Laschü. Btl. 263(?)

Die San. Ers. Abt. 2 stellte das nötige Sanitätspersonal. Die um Stettin und Pölitz in Stellung befindlichen Flak einheiten stellten ebenfalls einige bewegliche Einheiten. In der Masse wurden rein infanteristische Einheiten gebildet, daneben stellte das Pz. gren. Ers. Btl. 5 eine motorisierte Einheit auf, die Art. Ers. Abt. 2 konnte eine motorisierte Art. Abt., ausgerüstet mit 6 l. F. H. 18 aufstellen, für die jedoch in Stettin nur 2 (zwei) Zugmaschinen zur Verfügung standen, die anderen mußten aus anderen Standorten des Wehrkreises II zugeführt werden. Die Art. und die aus dem Laschü. E. u. A. Btl. 2 gebildete Einheit, letztere unter dem Befehl des Major Wulf, kamen nach Schneidemühl. Sie erreichten kurz vor der Einschließung der Stadt ihr Ziel und haben dann an der Verteidigung Schneidemühls teilgenommen. Die Rest sollten sich nach der Aufgabe der Stadt zur nicht allzu weit entfernten deutschen Front durchschlagen, was

was nur wenigen gelang. Die Masse soll in Unkenntnis davon, daß sie sich kurz vor der deutschen Front befand, erschöpft im Zwischenfeld liegen geblieben und von den Russen überrascht worden sein. Andere von den angeführten Einheiten gingen an die verschiedenen Stellungen des Pommernwalles, der im Spätsommer 1944 im Schanzeinsatz der Zivilbevölkerung, meistens Frauen, gebaut worden war. Die mot. Einheit des Pz. Gren. E. u. A. Btl. 5, unter Führung von Major Schulz, soll zuletzt in Küstrin gekämpft haben.

Kurz nach Jahresbeginn 1945 begann der Strom der Flüchtlinge, zunächst per Bahn, aus Ostpreußen. Sehr bald kamen dazu auch die Flüchtlinge aus Westpreußen und den gefährdeten pommerschen Grenzgebieten. Auf dem Stettiner Bahnhof entstanden riesige Verstopfungen. Tagelang mußten Kommandos der Truppe die Bahnhofswachen verstärken und unterstützen, um das Chaos zu lichten. Dazu mußten die teilweise in erheblichen Mengen mit den Flüchtlingszügen ankommenden Versprengten aufgefangen und ihren Truppenteilen zugeleitet werden, soweit dies möglich war. Auch die Flüchtlingstransporte über See von Ostpreußen her setzten nunmehr ein. Wenn ich nicht irre, war es am 27.1.45, als der Dampfer "Pretoria" die Särge des Reichspräsidenten von Hindenburg und seiner Gemahlin aus Ostpreußen brachte, die ohne besondere Feierlichkeit an Land gebracht und zum Bahnhof gefahren wurden, wo sie in einem Güterwagen an einen fahrplanmäßigen Zug nach Berlin angehängt wurden, unter Begleitung einer kleinen Ehrenwache.

Die vielen in der Stadt ankommenden Flüchtlinge brachten durch ihre Erzählungen schon eine erhebliche Aufregung in die Bevölkerung. Schon jetzt hörte man, aus Angst vor dem Kommenden, von vereinzelt Selbstmorden.

In den letzten Tagen des Januar(?) wurde die Aufstellung einer Festungskommandantur Stettin befohlen. Erster Festungskommandant wurde Gen. Lt. H. Uner, der nachher auch letzter Kommandant war. Dazwischen wechselten die Kommandanten öfter. U. a. war auch einmal für kurze Zeit ein Generalmajor von Thadden Festungskommandant, der aus Königsberg kam. Ferner wurde die Verteidigung von Stettin ausgeübt. Generaloberst Strauß hatte im Januar

den Befehl bekommen, die Oderlinie auszubauen. Auf dem Ostoderufer wurden Feldstellungen angelegt und ein Panzergraben gezogen sowie Straßensperren vorbereitet. Außerdem wurde für Stettin der "starke Schutz" von 12 (zwölf) Panthertürmen vorgesehen, die am Ostoderufer eingebaut werden sollten. Wieweit dies noch geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Auch im Westen der Stadt wurden etwa Mitte Februar Feldstellungen angelegt, u. a. bei Scheune.

An Truppenteilen zur Verteidigung der Stadt stand in der Garnison so gut wie nichts zur Verfügung. Die kampfkraftigen Soldaten und alle irgendwie noch auftreibbaren Waffen waren bereits mit den Alarmeinheiten an die Front abgegangen. Was in der Garnison noch vorhanden war, waren Dienststellen und Genesende. Handwerker ließen sich zur Not noch auftreiben, aber an schweren Waffen war großer Mangel, dazu fehlte es an sonstiger Ausrüstung, um die Truppe beweglich zu machen. Ein Einsatz in weiterer Entfernung von Stettin war somit von vornherein schon unmöglich. Der Kommandierende General, Gen. d. Inf. Kienitz, war sich auch durchaus darüber klar, daß mit solchen Truppen eine angriffswäse Verteidigung, wie sie von ihm gefordert wurde, nicht möglich war. Er erklärte bei einer Besprechung, im Hinblick auf die Unmöglichkeit, eine solche Truppe angriffsweise einzusetzen "Und dann verlangt eine hochgestellte Persönlichkeit von mir: Herr General, greifen Sie mit Ihren Truppen an!" (Ich persönlich vermute, daß dieser Ausspruch vom Gauleiter Schwede-Uoburg General Kienitz gegenüber getan wurde.)

Zwischendurch erfolgten dann noch immer wieder die plammäßigen Angriffe auf Pölitz, sowohl im Januar wie auch vor allen Dingen Anfang Februar. Letztere gaben dann dem Werk so ziemlich den Rest, zumal auch bald die Front nahe an die Oder heranrückte und das Werk dann unter dem Feuer der Russen lag.

Ende Januar/Anfang Februar trafen, von Kurland kommend, einige Truppenteile zur Stützung der pommerschen Front ein. U. a. wurde die pommersche 32. Division (Köslin) im Raume Linde/Grenzmark eingesetzt, ungefähr an derselben Stelle, von wo aus sie 1939 den Vormarsch nach Polen angetreten hatte. Sie wurde dann im Verlauf der Kämpfe

auf Danzig zurückgedrückt und geriet entweder in der Weichselniederung oder auf Hela bei der Kapitulation in russ. Gefangenschaft. Einige, bereits in der Grenzmark abgesprengte Teile, sollen Kolberg erreicht haben.

Mit entscheidend für die Lage in Pommern wurde der russische Durchbruch bei Czarnikau. Verhältnismäßig zunächst noch schwache russische Panzerkräfte, gefolgt von auf IKW aufgesessener Infanterie bewegten sich nördlich der Netze nach Westen, ohne daß ihnen nennenswerter Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Bald danach wurde Arnswalde eingeschlossen. Ein einige Tage später durchgeführter Gegenangriff konnte den Ring noch einmal öffnen und die Besatzung heraushauen. Etwa Mitte Februar stabilisierte sich die Front zunächst in der Linie Oder-Pyritz-Reetz. In diesem Raume kämpfte damals u.a. die SS-Division Nederland, die, wenn ich nicht irre, aus Kurland kommend, im Stettiner Hafen ausgeladen worden war. Den Oberbefehl in diesem ganzen Raume führte das Panzer-AOK 3, zunächst von Flath(?) aus, dann Augustwalde, dann Stettin. In der Nähe von Frenzkau lag der Stab der Heeresgruppe Weichsel (Himmler).

Da in den ostwärts der Oder gelegenen Gebieten bis zuletzt Treckverbot geherrscht hatte, mußte die Bevölkerung, soweit ihr das überhaupt noch gelang, im letzten Augenblick unter Zurücklassung aller Habe fliehen. Große Vorräte fielen so den Russen in die Hände. Die Nachrichten über das Verhalten der Russen waren widersprechend. Sehr oft hörte man aber, daß die in erster Linie kämpfende Truppe sich anständig verhalten habe und nur die Bevölkerung vor den nachrückenden Verbänden gewarnt habe. Einige konnten sogar berichten, daß sie von den ersten Truppen nach Westen mitgenommen worden seien, um ihnen die Flucht vor den folgenden Truppenteilen zu ermöglichen.

In Stettin wurde mit dem Näherrücken der Front das Wehrkreiskommando II vom Stellv. Gen. Kdo. II. AK getrennt. Ersteres ging (etwa Mitte März ~~1945~~ oder auch schon Ende Februar) unter dem Befehl von Gen. d. Kav. Brämer nach Güstrow (Chef des Stabes Oberst i. G. Staudinger), letzteres bildete unter dem bisherigen Stellv. Komm. Gen. II. AK, Gen. d. Inf. Kienitz das II. Res. Korps als Frontstab (Chef des Stabes Oberst i. G. v. Zitzewitz. Nach der Absetzung

von General Kienitz, die etwa Ende Februar unter der damals üblichen Begründung erfolgte, wurde General Hörnlein Nachfolger.

Zunächst gelang es noch, die Seenkette im Raume von Stargard/Pommern zu halten, und somit die Verbindung nach Mittelpommern zu sichern. Dafür schob sich der Russe langsam in Richtung Greifenhagen vor, das eine zeitlang gehalten werden konnte. Nacheinander mußten dann, mit fortschreitenden Erfolgen der Russen, die Eisenbahn(?) und Straßenbrücke bei Greifenhagen und später dann auch die Reichsautobahnbrücke gesprengt werden, was sich natürlich verheerend auf das Abfließen der Flüchtlinge auswirkte. Schon im Zuge einer im Februar geplanten größeren militärischen Gegenmaßnahme ostwärts der Oder (Datum ist mir nicht mehr erinnerlich) war der Befehl gekommen, wegen der vorgesehenen größeren Truppenbewegungen die Straßen rücksichtslos von den Flüchtlingstrecks frei zu machen und diese abseits der Marschstraßen unterzubringen. Durch den hierdurch verursachten Aufenthalt sind nachher viele Flüchtlinge nicht mehr über die Oder gekommen. Große Trecks wurden auch dadurch an der Rettung verhindert, daß es den Russen gelang, auf Dievenow gegenüber Wollin vorzustoßen und den dortigen Übergang zu sperren. Die Flüchtlinge fanden zum großen Teil in dem Raum zwischen Dievenow und Kolberg an der Küste ihren Untergang, soweit es ihnen nicht mehr gelang, Kolberg zu erreichen und von dort aus über See zu entkommen.

Heftige Kämpfe spielten sich im Raume Stargard, Pyritz und Bahn ab, doch gelang es immerhin, den Russen an schnellerem Vordringen zu hindern, zumal sein Hauptstoß sich ja zunächst mehr gegen Küstrin und Frankfurt a.O. richtete, um auf dem kürzesten Weg Berlin zu erreichen. Bei Wriezen(?) gelang es ihm sogar, im ersten Ansturm noch die Oder mit Panzern zu überschreiten, doch konnten diese noch einmal zurückgeschlagen werden.

Für die Lage von Stettin war es entscheidend, daß die Höhen am Ostoderufer gehalten werden konnten. Gingen diese Höhen verloren, dann lag Stettin unter beobachtetem Feuer russischer Batterien. Das Kernstück der Verteidigung war hier der Brückenkopf von Finkenwalde,

der zugleich die Oderbrücken sicherte. Hier befehligte Ritterkreuzträger Major Erich Schultz vom Gren.Reg. 94 (Köslin), der zufällig beim Eintreten dieser Ereignisse sich beim Lehrgang für genesende Offiziere in Stettin befand. Heftige Kämpfe fanden auch in der Gegend Augustwalde statt, um nach dem Verlust von Stargard die Verbindung nach Kolberg noch offen zu halten. Hier griff der Russe mit stärkeren Panzerkräften an. Nach Verlust dieser Stellungen war es nicht mehr möglich, die restlichen, im Januar eingesetzten Alarmeinheiten, die sich von Hinterpommern kämpfend zurückgezogen hatten und jetzt in den Wäldern ostwärts der Oder, einige Kilometer südlich Gollnow kämpften, herauszuheben. Ein Übergang über die Oder nördlich Stettin war diesen Truppen unter dem Befehl von Gen.Lt. von Schleinitz nicht mehr möglich, da der Russe bereits das Oderufer in der Hand hatte und den Truppenteilen jegliche Übersetzmittel fehlten.

Bei den Kämpfen in der Gegend von Soldih, ferner bei Landsberg/Warthe, hatten besonders die aus Mecklenburg kommenden Bataillone des Volkssturms große Verluste. Ohne Kenntnis der Lage, fast ohne Waffen und nur mangelhaft oder garnicht ausgebildet, wurden sie in den Kampf geworfen, um sofort vom Russen überrannt und vernichtet zu werden. Nur sehr wenige konnten sich retten. Wieweit diese Einheiten bereits dem Befehl der Wehrmacht unterstellt waren oder noch als eigene "Armee" der Gauleitung eingesetzt wurden, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auf der einen Seite waren kaum Truppen vorhanden, um den ersten Ansturm der Russen aufzuhalten. Auf der anderen Seite sammelten sich aber in Stettin, nach Verlegung der Frontleitstelle Nord von Danzig nach Stettin, die Fronturlauber der Kurlandarmee, die zu ihren Einheiten zurück wollten und wegen der starken Beanspruchung der Marine durch die Flüchtlingstransporte nicht befördert werden konnten. Der Vorschlag, diese wenigstens mit Handwaffen ausgerüsteten Soldaten im pommerschen Raum und dann bei Stettin einzusetzen, wurde abgelehnt. Später wurde dann die Frontleitstelle zwecks besseren Abtransportes nach Swinemünde verlegt.

Grade noch rechtzeitig war es gelungen, die großen im Stettiner ~~erxi~~ Hafen liegenden Schiffe, u.a.

auch den als Wohnschiff dienenden Passagierdampfer "Oceana" nach Swinemünde zu überführen, bevor der Russe bei Stepenitz die engste Stelle an der Odermündung erreichte und sie sperren konnte. Ein Teil dieser Schiffe dürfte dann später dem schweren Bombenangriff auf Swinemünde am 12.3. zum Opfer gefallen sein.

Zeitweilig griff die Marine mit dem Panzerschiff "Lützow" (ehemals "Deutschland") und einigen Zerstörern in die Kämpfe bei Augustwalde durch gut geleitetes Feuer der Schiffsgeschütze ein, was eine merkliche Entlastung brachte. Auch die in Pölitz sehr stark vorhandene schwere ~~Hak~~ konnte mit gutem Erfolg in die Kämpfe eingreifen, soweit es ihre Schußweite und die Munitionslage erlaubte. Da die Masse der beweglichen Flakgeschütze bereits im Januar im Zuge von "Gneisenau" an den Pommernwall abgegeben waren, standen nur noch sehr wenig bewegliche Geschütze zur Verfügung. Einige wenige schwere Geschütze konnten mit provisorischen Mitteln beweglich gemacht werden. Die Masse der Rohre war ortsfest und daher nur bedingt für die Verteidigung von Stettin verwendbar. Aber sie waren ein guter Rückhalt für die Verteidigung der Odermündung in der Gegend des Hafes.

Dadurch, daß Stettin in den Bereich der Kampfhandlungen gerückt war, begann auch die russische Luftwaffe sich bemerkbar zu machen. Bei Tage und auch in der Nacht erfolgten Angriffe, meist nur einiger Maschinen, die sich fast ausschließlich gegen militärische Ziele richteten. Vor allen Dingen richteten sich die Angriffe auf die Bahnanlagen, Kasernen und lebenswichtigen Betriebe. Ausgesprochenen Angriffe gegen Wohnviertel habe ich, solange ich in Stettin war, nicht erlebt.

Nachdem die Front in bedrohliche Nähe von Stettin gerückt war, wurde mit der Evakuierung der Zivilbevölkerung begonnen, soweit sie nicht mehr in der Stadt benötigt wurde. Meist mit Zügen, wurden Frauen, Kinder und alte Leute aus der Stadt gebracht. Zugleich wurde aller LKW-Transportraum für diesen Zweck ausgenutzt. Wehrmachtswagen und Zivilfahrzeuge, die noch Platz hatten, nahmen Evakuierte nach Süden und Westen mit.

Wenn auch ein Teil der Zivilbevölkerung von ostwärts der Oder das nackte Leben noch gerade retten konnte, so war es doch nicht mehr möglich gewesen, mangels

rechtzeitig von amtlicher Seite befohlener Räumung die großen Viehbestände zu retten und vor allen Dingen auch die in die kleinen Städte verlagerten lebenswichtigen Güter abzutransportieren. Auch die großen Verpflegungslager von Groß-Born und Kolberg gingen verloren, ebenso das von Belgard. Ebenso war es nicht mehr möglich gewesen, infolge des überstürzten Auslaufens der großen Schiffe aus Stettin, diese noch mit Gütern zu beladen, deren Abtransport nachher auf dem Landwege größte Schwierigkeiten machte oder überhaupt nicht mehr erfolgen konnte. Die ostwärts der Oder zurückgelassenen Viehbestände wurden von den eigenen Truppen zu Verpflegungszwecken benutzt, da eine Rückführung bzw. Pflege der Viehbestände nicht mehr möglich war. Leider hörte man verschiedentlich aus dieser Gegend, daß eigene Truppenteile, vor allen Dingen in einem mir bekannt gewordenen Fall die Waffen-SS, auf dem von seinen Besitzern verlassenen Gut (Trampke) so gehaust haben ~~xxxxxxx~~, daß sie sich nur wenig von den Russen unterschieden.

Zur Frage Bevölkerung, Partei, Wehrmacht wäre zu sagen, daß man durchaus den Eindruck hatte, daß die Bevölkerung mit der Wehrmacht sympathisierte und von der Wehrmacht vor allen Dingen nach Kriegsende ein Durchgreifen im Inneren erwartete, eine Meinung, die auch in den Kreisen der Wehrmacht weit verbreitet war. Nach den Bombenangriffen im August hörte ich von Aufschriften in den Stadtteilen, die von der Arbeiterbevölkerung bewohnt wurden, die sich mehr als deutlich gegen das Regime äußerten. Bezeichnend war auch, daß man nach den Bombenangriffen auf der Kreisleitung höchst bedenklich hinsichtlich der Haltung der Bevölkerung war, falls nicht alles getan werden könnte, um sofortige Hilfe zu leisten.

Da in Stettin sowohl eine Gauleitung wie auch ein Stellv. Generalkommando war, so könnten über das Verhältnis Partei-Wehrmacht besonders gute Angaben Angehörige des Gen.Kdo. machen. Jedoch möchte ich eine Episode anführen, die mir bezeichnend zu sein scheint, wie sehr die Partei bemüht war, sich auch in die kleinsten Dinge der Wehrmacht einzumischen. Bei dem Bombenangriff vom 16.8.44 war auch das Dach der Garnisonkirche beschädigt worden. Die Garnisonkirche lag neben dem Gebäude

der Kreisleitung, und diente in diesen Tagen als Auf-
fangstelle für Bombengeschädigte. Da das Dach beschä-
digt war und es infolgedessen in die Kirche regnete,
entschloß sich das Heeresbauamt, durch ein kleines
Arbeitskommando sofort das Dach wieder eindecken zu
lassen, zumal neben der Kirche bereits Ziegel bereit
lagen, von denen ein Parteianghöriger in Uniform sich
ungeniert einen LKW voll abholte. Die Arbeiten wurden
von dem Heeresbauamt unterstehenden Leuten ausgeführt.
Dazu hatte die Kommandantur weitere sechs Ungarn ge-
stellt. Am nächsten Tag wurde ich vom Chef des Stabes
des Gen.Kdo. angerufen mit dem Bemerken, die Gauleitung
habe sich darüber beschwert, daß bei den derzeit in der
Stadt herrschenden Zuständen das Dach der Garnisonkir-
che gedeckt würde, was böses Blut hervorriefe. Nachder
der Chef des Stabes meine Erklärung über den Zweck
an die Gauleitung weitergegeben hatte, beruhigten sich
die Herren.

Der Stettiner Kreisleiter Kieckhöfer, mit dem ich öfter
zu tun hatte, machte immerhin den Eindruck eines Mannes,
der ab und zu sachlichen Erwägungen zugänglich war. Er
hat auch niemals meines Wissens von der Ende 1944 oder
Anfang 1945 vom OKW erlassenen Verfügung Gebrauch ge-
macht, nach der Parteidienststellen von den Wehrmachts-
dienststellen Offiziersakten zur Einsicht anfordern
konnten, die ihnen ausgehändigt werden mußten.

Der Gauleiter Schwede-Coburg war höchst unbeliebt.
Besonders verdacht wurde ihm, daß er sich in, ich glau-
be Finkenwalde einen großen Befehlsbunker hatte bauen
lassen, in den er sich bei Luftangriffen verzog. Auch
sprach man davon, daß in der Gauleitung bereits erheb-
liche Zeit vor dem allgemeinen Fliegeralarm interner
Alarm gegeben wurde, auf den hin man dann nach Finken-
walde auswich. Als ausgesprochen gefährlich galt aber
in allen Kreisen der stellvertretende Gauleiter Simon.

Soweit ich mich erinnere, muß es Anfang ~~xxxxxxx~~
März gewesen sein, daß der Gauleiter seinen Befehls-
stand in Finkenwalde aufgab. Die Gauleitung wird also
etwa um die gleiche Zeit wie das Wehrkreiskommando II
Stettin verlassen haben. Ein Kamerad aus Stettin berichtete
mir dieser Tage, daß die Gauleitung Ende April 1945
auf der Insel Rügen war, von wo aus sie sich Anfang Mai

über See zu retten suchte. Der stellv. Gauleiter Simon war etwa am 16./17. April noch sehr aktiv und versuchte auf Rügen, die Wehrmacht in die Hand zu bekommen. Jedoch ließ sich der Inselkommandant, Generalmajor Voigt, in keiner Weise beeinflussen. Am 1. Mai, als die Russen schon Stralsund besetzt hatten, waren die Herren der Gauleitung plötzlich sehr klein geworden und hatten nur eine Sorge, nämlich von der Wehrmacht beschützt und vor den Russen gerettet zu werden.

In den ersten Märztagen war der Russe immerhin bei Stettin soweit vorgerückt, daß die ersten Weitschüsse (Art. oder Stalinpanzer) vom Ostoderufer in die Stadt fielen. Es wurden auch Vorbereitungen getroffen, das Ostoderufer zu räumen und die Verteidigung langsam über das weite Zwischengelände mit den Hafenanlagen allmählich auf das Westufer zu verlegen.

Da ich selbst am 13.3. Stettin verlassen habe (zu diesem Zeitpunkt fuhr die Züge noch vom Hauptbahnhof aus ab), kann ich über die letzten Tage Stettins nichts mehr aussagen. Wie mir Kameraden, die noch in Stettin verblieben, berichteten, kam zunächst eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Mit dem Beginn der letzten Offensive der Russen am 16. April wurde dann auch für Stettin die Lage kritisch, nachdem südlich Stettin die Oder überschritten war. Am 26. April begann die Räumung Stettins, und zwar mußten die Straßen nach Norden, über Falkenwalde, Uckermünde benutzt werden, da die Ausfallstraßen nach Westen und Südwesten bereits unter starkem feindlichen Feuer lagen.

Die Stadt selbst hat durch die Beschießung zu ihren bei den Bombenangriffen erlittenen Beschädigungen weitere schwere Schäden davon getragen.

Die ursprünglich geplante Anlage großer Vorratslager konnte nicht durchgeführt werden, da die großen Lager in Groß-Torn, Kolberg und Belgard verloren gegangen waren.

Nachdem Stettin zur Festung erklärt worden war, erschien die Pommersche Zeitung als "Festungszeitung." Dies dürfte etwa Ende Februar oder Anfang März der Fall gewesen sein.

Der letzte Festungskommandant erklärte einem meiner Kameraden, als dieser sich bei ihm Anfang April abmeldete, daß er, der Kommandant, auf verlorenem Posten ausharren müsse.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

act van Spaeth

7. Juni 1919

Herrn
Konrad Petersen

41/Bo/Sd

Erlangen
Henkestr. 24

Sehr geehrter Herr Petersen,

wir danken Ihnen recht herzlich für Ihren freundlichen Brief und für das beiliegende Manuskript. Ebenso danken wir Ihnen für die genannten Adressen. Da wir bisher über Stettin nur wenig Unterlagen hatten, wird Ihr Material uns sicher von grossem Nutzen sein. Wir werden uns erlauben, Ihnen wieder zu schreiben, sobald wir einen besseren Ueberblick über die Schilderung der Ereignisse in Stettin haben.

Mit freundlichen Grüssen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

PETZEL, Walter

siehe ZS 114

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Aus dem Bericht des Telegr. Oberinsp. Pfeiffer, an meine Schwägerin,
der mit meinem Bruder Hans in bolschew. Gefangenschaft geriet

St. Andreasberg, den 6.1.1947

Während der Belagerungszeit hatte der Russe das Fernkabel nach Heiligenbeil zerschossen. Da es militärisch von grösstem Wert war, musste es geflickt werden, wozu Hans den Auftrag bekam. Er hat sich bei Erledigung diesen schwierigen Auftrages sehr schneidig gezeigt und bekam daher das K.V.Kr. I. Kl. mit Schwertern. Auch seine Männer vom Messtrupp wurden sämtlich ausgezeichnet. - Am 6.4.45 setzte der Russe mit dem Sturm auf Königsberg ein u.z. mit einer schweren Kanonade. Ich befand mich gerade auf dem Gelände des Senders. Am 9.4. wurde das Reichssendegebäude von den Russen angegriffen und die Beamten des R.-Senders fanden sich bei uns im Fern-Amt ein. Vorher hatte der Russe das Rsd.-Gebäude in Brand geschossen. Bei den Löscharbeiten wurde Hans durch den Einsturz einer Mauer leicht verletzt. Am Abend des 9.4. erfüllte sich unser Schicksal und wir gingen in die Gefangenschaft. Noch ehe wir auf den Gesekus-Platz kamen, hatten unsere Uhren und Wertsachen den Besitzer gewechselt. Als wir die Strasse betraten, war die Umgebung ein totales Trümmerfeld. Über diese Trümmer liefen wir Spiessruten zur "Lastadie", von dort weiter zur neuen Eisenbahnbrücke, die natürlich gesprengt war und wo die Russen eine Pontonbrücke über den Pregel geschlagen hatten. In einem Haus neben den Hochbunkern in der Berliner-Strasse auf dem "Nassen Garten" übernachteten wir. Auf dem beschriebenen Wege wurden wir von der besoffenen russ. Soldateska in einer nicht zu beschreibenden Weise ausgeplündert, die Frauen aus unserem Zuge herausgerissen und auf der Strasse vergewaltigt. Mütter mussten ihre Kinder an wildfremde Männer abgeben und den Herren Siegern folgen. Es war der entehrendste Gang meines Lebens. Wohin man sah, überall Brände und Trümmer. Am nächsten Tage bezogen wir die Baracken bei Schichau. Hans und 7 andere Kollegen wurden bald von der G.P.U. verhaftet. Ich traf ihn jedoch schon am 13.4. in einer G.P.U.-Unterkunft in Wormditt wieder. Hans und auch ich überstanden die Vernehmung ohne Prügel im Gegensatz zu vielen anderen Leidensgenossen. Als ich am 18.4. nach Bartenstein in das dortige Gerichtsgefängnis eingeliefert wurde, traf ich mich mit Hans wieder. Wir kamen sogar in einer gemeinsamen Zelle, hungerten zusammen, entlausten uns gegenseitig und erledigten unsere Bedürfnisse in einen gemeinsamen Eimer. Eines Morgens sahen wir den toten Kameraden Solcit auf dem Gang liegen. Schon damals ein gewohnter Gang. Im Mai 45 kam Hans nach Pr.Eylau. Am 13.10.45 mussten wir aus Bartenstein ausziehen, weil es an die Polen abgegeben wurde. In einem Elendshaufen sondergleichen begaben wir uns - Kinder vom 11. Lebensjahre bis zu Männern in den 70er Jahren - auf die Wanderung in die Besserungsanstalt Tapiaw. Ausgefahrene und nasse Strassen, Wind und Regen, nichts Warmes im Magen, unterm Arm wenig trockenes und schlechtes Brot, das waren unsere Begleiter auf dem 56 klm. langen Marsch, den wir in 2 Tagen zurücklegen mussten. Wer nicht mehr konnte, bekam Stärkungsmittel mit dem Gewehrkolben. In Tapiaw starben 4 Teilnehmer an den Folgen dieses Marsches. Die Behandlung wurde immer schikanöser. Am 23.1.46 ging es weiter in das Gerichtsgefängnis am Nordbahnhof in Königsberg. Es war eins der wenigen heil gebliebenen Gebäude. Wir marschierten am Postschock-Amt, das ausgebrannt war, vorüber. Den Platz vor dem Nordbahnhof hatten die Russen so vollkommen umgestaltet, dass wir ihn kaum wiedererkannten. Am 30.4.46 kam ich ins Lazarett nach Pr.Eylau, wo ich Hans zum ersten Male wiedersah. Er arbeitet als Elektriker und gehörte zu den sogenannten Spezialisten, die bessere Verpflegung bekamen. Im August 1946

stellten die Russen mich und andere Leidensgenossen wegen unserer langwierigen Krankheit zum Heimattransport zusammen. Der Zivilbevölkerung ging es denkbar schlecht. Die kleinen Kinder waren schon damals restlos verhungert. In Königsberg sah ich jeden Morgen die Frauen und Kinder zum schwarzen Markt wandernd, um dort ihre letzten Kleidungsstücke, Betten usw. zu veräußern und für den kärglichen Erlös Esswaren einzukaufen, weil sie vom Russen so gut wie nichts bekamen. Den Gewinn steckten die Litauer ein, die den Markt mit Esswaren beschickten Als ich am 10.10.46 zum Bahnhof gefahren wurde, konnte ich Hans noch zum Abschied zuwinken. Wie schwer mag ihm zu Mute gewesen sein, diesem braven Kameraden, der auch in der grössten Not den Kopf nicht sinken liess und uns allen oft Trost und Stütze gewesen ist? Ich sah noch die Restbevölkerung von Insterburg auf den Strassen. Nur Frauen und Kinder die sich aus alten Säcken Kleider zusammengestückelt hatten, dazu barfuss. Das Nahrungselend war ihnen allen, ob Erwachsene oder Kind, tief ins Gesicht geschrieben. Das Elend ist unaussprechlich und nach unseren deutschen Begriffen eine Kultur, schande ohne Beispiel. -- Im Viehwagen ging es durch Polen nach Frankfurt a./Oder, wo wir entlassen wurden.---

Bemerkung: Bruder Hans war Telegr. Ob.Insp. bei der Reichspost und erbaut~~e~~ z.Zt. das Kabelnetz des "Heilsberger Dreierks". Im Kriege betraute er die Kabel- und Telegrafeneleitungen zum Führer-Hauptquartier bei Kästenburg. Während der Belagerung Königsbergs hatte er das Kabelnetz der Festung in Ordnung zu halten. Im Dezember 1946 kam letzte Nachricht von ihm aus dem Lager Pr.Eylau

gez. Eduard Schmidt

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

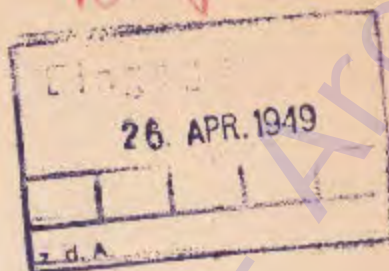
Werner Fletscher

Freiburg-Breisgau, den 24.4.1949
Zasiusstrasse 77/I

Burgall

An
die Redaktion von
"Christ und Welt"
Stuttgart 0

Steingrübenweg Nr. 7



Sehr geehrte Herren !

In Ihrer Aufsatzreihe, "Ostdeutsches Schicksal" schreiben Sie in der Folge IV, "Westpreussens letzte Tage", in Ihrer Nr. II/15, vom 14. April 1949 folgendes:

"Weiter südlich wurde Graudenz noch gehalten. Bis Mitte Februar war die Stadt noch im Frontbereich gelegen. Der Räumungsbefehl hatte sie nicht rechtzeitig erreicht und 45 000 Zivilisten, Volksdeutsche und Polen, waren zusammen mit 10 000 Soldaten eingeschlossen. Vom 18. Februar bis zum 6. März tobte der Kampf um die Stadt ... "

Ich selbst habe mich bis zur Nacht vom 17./18. Februar in Graudenz aufgehalten und möchte Ihnen mitteilen, dass obige Angaben nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Der Bevölkerung war Gelegenheit gegeben worden, die Stadt zu verlassen. Alle Reichsdeutschen, bis auf eine Familie, hatten auch die Stadt bereits verlassen als noch geregelte Transportmöglichkeiten vorhanden waren. Als sich die Einkreisung der Stadt abzeichnete, ich glaube in den ersten Februartagen, erliess der Kreisleiter und der Festungskommandant einen Aufruf an die Bevölkerung, die Stadt zu räumen. Lastkraftwagen wurden in genügender Anzahl bereitgestellt und der Abtransport organisiert. Die Bevölkerung machte jedoch von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch, auch nicht, als der Festungskommandant, ~~xxxx~~ General Frick, allein, einen erneuten Aufruf, der wie ein Befehl abgefasst war, erliess. Wiederholt teilte General Frick der Bevölkerung mit, dass er nicht in der Lage sei, Versorgung und Sicherheit weiterhin zu garantieren. Die Bevölkerung weigerte sich. Ich habe in den letzten Tagen vor dem 18. Februar mit vielen Einwohnern, Volksdeutschen und Polen gesprochen. Trotzdem es schon lebensgefährlich war die Strassen zu betreten, trotz der Ungewissheit, wie die Behandlung durch den Russen sein würde, war man fest entschlossen, allen Räumungsbefehlen sich zu widersetzen.

Die Schuld am Tode vieler Einwohner von Graudenz liegt also weder bei der politischen, noch bei der militärischen Führung der Stadt.

Ich bitte diese Ausführungen nicht als Stellungnahme zur Tendenz Ihrer Artikelreihe zu betrachten, sondern sie als eine rein objektive Mitteilung zu werten.

Hochachtungsvoll !

Werner Fletscher

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Frau
Alice Püschel
24b/ K i e l
Westring 238

2. 4. 1949
bo/gr/4/1

Sehr geehrte Frau Püschel !

Vielen Dank für Ihr freundliches Schreiben vom 21.3.49. Inwieweit wir von dem Manuskript als Quelle - denn wir benötigen diese Berichte ja nur als Unterlage für unsere eigene Darstellung - Gebrauch machen können, lässt sich leider noch nicht sagen. Was uns aber auf jeden Fall interessieren würde, wäre ein Erlebnisbericht über die Zeit während der Belagerung Posen selbst, die Sie doch offenbar mitgemacht haben. Wenn Sie die nächste Ausgabe von "Christ und Welt", vom kommenden Dienstag, in Augenschein nehmen, werden Sie dort einen längeren Bericht über die Ereignisse im Warthegau finden. Was uns jedoch fehlte, waren Anhaltspunkte für eine Darstellung der Ereignisse in Posen selbst. Sie würden uns und der Sache einen grossen Dienst erweisen, wenn es Ihnen möglich wäre, uns einen völlig zwanglosen Bericht über Posen zu geben. Es ist geplant, die Darstellung über das Schicksal Ostdeutschlands in einer wesentlich erweiterten Form als Buch und Sonderheft herauszubringen. Ihre Darstellung würde also noch rechtzeitig kommen, sofern sie vor Ostern in unseren Händen ist und uns eine grosse Hilfe sein. Die beiden freundlicherweise übersandten Bilder reichen wir Ihnen zurück. Es ging uns weniger um Erinnerungsbilder an die Schönheit des deutschen Ostens als um zufällig entstandene und erhalten gebliebene Bilder aus der Zeit der grossen Katastrophe.

6.4.49

An die
Schriftleitung "Christ und Welt"
Stuttgart - 0

Betr. Ihr Schreiben vom 2.4.49

Den gewünschten zwanglosen Bericht fertige ich rechtzeitig, er wird ungefähr 15 Din-Seiten umfassen, und ich glaube, dass Sie viel Wertvolles daraus entnehmen werden. Es ist wohl selten, dass ein Mensch dieser Hölle zu entrinnen vermochte. Ich schätze, dass ich den Bericht am 7.4. zur Post bringen kann.

Freundliche Grüsse !

H. Püschel

Absender:

Alice Püschel (24) Kiel
Westring 238

GERMAN

Hans Börner, Bürobedarf, Kiel

Rudolf & Co., Kiel, Df 95, Sg 584 000 J 47 Kl. A

POSTKARTE

An die

Schriftleitung

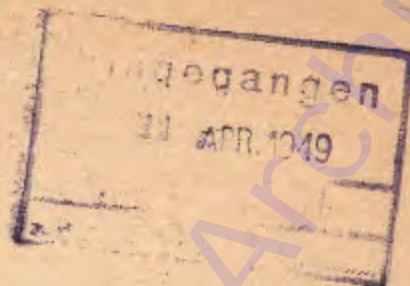
"Christ und Welt"

Stuttgart -0

Steingrabenweg Nr. 7



Alice Püschel

Kiel, den 7.4.49
Westring 238

An die
Schriftleitung "Christ und Welt"
St u t t g a r t - 0
Steingrübenweg 7

Betr. Ihr Schreiben vom 2.4.49
Meine Erlebnisse in der Festung Posen.

Ich habe nach meinen Aufzeichnungen alles zwanglos zu Papier gebracht, leider ging es sehr schnell, doch ich glaube, dass Sie manches verwenden können. Manche Dinge habe ich nur gestreift, manche auch unterlassen bzw. sind sie mir erst nachträglich eingefallen, aber das Wesentlichste dürfte es wohl sein.

Sollten Rückfragen notwendig sein, wird sicher noch Zeit sein, sie zu beantworten.

Erwähnenswert ist noch, dass ich zu allen angeführten Sachen Unterlagen habe, auch

die uns ausgehändigten poln. Lebensmittelkarten,
die polnische Arbeitskarte für Mutter und mich,
andere Registrierungsscheine, z.B. vom Zarząd Miejski st.m. Poznań Wydz. Admin. Ogólnej I. Instancji,
abgestampelte poln. Registrierungsscheine als "Reichsdeutsche" (auf meinem ist Sekretarka gestrichen und dafür robotnice verbessert, da es andere Bezeichnungen für Deutsche nicht gab)
ebenso habe ich die Unterlagen mit Diagnose aus der Poliklinika
eine Mietbescheinigung über 195.- Zloty, die wir monatl. für unseren Keller aufzubringen hatten, wobei zu bedenken ist, dass wir ja nichts verdienten, das Geld aber aufgebracht werden musste, sonst wären wir auf die Strasse gesetzt,
auch die russ. und poln. Bescheinigung für die Reise habe ich ebenfalls,

falls Belege gebraucht werden sollten.

Geschlossen habe ich den Bericht mit dem Zeitpunkt der Ankunft in Berlin. Ein Erlebnisbericht aus unserem Flüchtlingsschicksal im Anschluss bis heute würde, glaube ich, den gleichen Umfang haben.

Im übrigen war mein erster Bericht nur ein Auszug zu Ihrer Verwendung, es ist mir gleich, wie Sie ihn darstellen.

Ich bin Abonnent der Zeitschrift "Dein Weg", die erwähnte Zei-

tung "Christ und Welt" kenne ich nicht, vielleicht senden Sie mir einmal das erwähnte Exemplar.

Anliegend ein Ausschnitt aus den heutigen Kieler-Nachrichten, der sicher interessieren wird, evtl. geben Sie ihn bitte weiter. Es muss doch darauf etwas erfolgen.

Gut geht es uns als Flüchtlinge immer noch nicht, und wir werden erst zufriedener sein, wenn wir seit 1945 wieder mal in einem eigenen richtigen Bett mit Bettwäsche liegen könnten.

Ich würde mich freuen, von Ihnen zu hören und stehe gern zur Verfügung,

freundliche Grüße !

H. Püschel

P.S.

Die Anlage 2) habe ich extra geschrieben, falls sie interessiert, sie schien mir nicht geeignet im Gesamtbericht, denn das ist das Schrecklichste, was mich verfolgt und ewig haften bleiben wird.

Erwähnt habe ich auch nicht, dass mir selbst Goldbrücken ausgebrochen worden sind, auch Kieferverletzungen hatte ich erhalten und bin vor einigen Monaten mit einer 13-gliedrigen Brücke hier in der Universitätsklinik als wissenschaftlicher Fall überholt worden.

Ich wünsche dabei, dass über die Grenzen hinaus derartige Tatsachenberichte bekannt werden, um diese Verbrechen an der Menschlichkeit einmal festzuhalten.

(Wo wollen wir Lebensmut und Hoffnung hernehmen, es ist alles so sinnlos.)

Alice Püschel

Kiel, den 21.3.1949

Westring 238

24. MRZ. 1949

An den
Verlag Evangelisches Verlagswerk GmbH
Stuttgart 0
Steingrübenweg 7

Betr. Friedhofsschicksale in Polen.

Ich las in der Presse verschiedentlich Veröffentlichungen über die Schicksale der verschollenen deutschen Soldaten in der UdSSR. Nun einmal etwas anderes ! Wer interessierte sich jemals für die Verbrechen an der Menschlichkeit und die Toten in der polnischen Internierung ?

Wir waren in der Festung Posen eingeschlossen, jedenfalls nur für den verständlich, der die letzten Stunden, in denen es hiess "rette sich, wer kann!" in der Stadt Posen miterlebt hat. Am 8. Februar 1945 war u.a. mein erster Einsatz zur Räumung der Schlachtfelder vor Posen (Eisenmühle), dies nicht unter russ. Kommando, sondern unter Bewachung durch Polen. Man hatte hauptsächlich Frauen dafür ausersehen. Mir waren wohl Tote bekannt, die friedlich in Särgen lagen, aber das Chaos eines Schlachtfeldes war für uns ein Anblick des Grauens. Wir wurden kilometerweit herumgejagt, hatten die Landstrassen zu säubern, Munition beiseitezuräumen und die umherliegenden deutschen Soldaten zu bergen. Wer jemals ein Schlachtfeld gesehen hat, wird uns begreifen! Vorher hatte man uns die Handschuhe weggenommen und da hiess es "fasst mal an, mit Euren feinen Fingerchen !" Die Toten lagen seit ca 22. Januar draussen, dem Tage, als der Beschuss von Posen begann, die Körper waren schwer, das Zeug von Nässe und Schnee durchzogen. Vier Frauen mussten einen Körper nehmen und in die naheliegenden Panzergräben schleppen, bis an den Rand, dann rollte er hinunter, so ging es fort. Dazu kamen die toten Pferde, die wir an Stricken und Seilen ebenfalls in diese Gräben schleifen mussten. Es war verboten, die um den Toten herumliegenden Papiere anzusehen. Ich hatte ein Soldbuch aufgehoben, wir wollten uns Namen merken - da bekam ich einen Schlag

-2-

mit dem Kolben über die Hände - man hat es uns verboten, irgend ein Papier anzurühren. Erkennungsmarken wurden nicht beachtet, die nahm der Tote mit in die Grube.

Es folgten die toten Zivilisten, die auf den Strassen umherlagen. Es waren Verhungerte oder Verzweifelte, die sich vom Dachgestürzt hatten. Wir mussten sie verscharren, wo sie gerade lagen, und wenn es ein Vorgarten war. An einer Kirchenmauer standen Särge mit toten Deutschen, die nicht mehr beerdigt werden konnten. Die Toten wurden hinausgeworfen, die Särge davongetragen, und wir mussten auf dem naheliegenden Grundstück Gräber schaufeln und die Toten hineinwerfen. Niemand wusste, wer es war? Meine Mutter von 72 Jahren wurde eines Tages, als sie sich bei der Miliz zur Arbeit melden musste, zu einem Hause gebracht mit einer anderen alten Frau zusammen, da lagen in einem Raum unter alten Läufern und Lumpen zwei Frauenkörper - sie waren an Thyphus verendet - die alten Damen mussten diese Körper auf einen Wagen laden, sie wurden zur Bukerstrasse auf den Friedhof gebracht und in eine Grube geworfen. Niemand kümmerte sich darum, wer es war, die Hauptsache, sie waren von der Erde verschwunden. Überall starben die Menschen vor Hunger, Tote lagen in allen Ecken umher, wir sagten manchmal, wenn wir daran vorbeigeführt wurden "gestern hat sie sich noch bewegt, heute scheint sie schon tot zu sein". Wir durften uns um diese schon halben Leichnahme nicht kümmern. - Eines Tages, es war wohl Anfang März 1945, ging die Tür im Hause der Miliz auf, bei der wir uns täglich zur Arbeit zu melden hatten, herein kamen ungefähr 10 alte Männer, man hatte sie aus einem Altersheim in Reppen ostwärts getrieben - wie sie aussahen? - ersparen Sie mir diese Schilderung, sie bluteten, waren verschmutzt, sie starben einer nach dem anderen unter unseren Händen.

Wir kannten die Namen nicht, ich könnte Ihnen nicht einmal sagen, wie die Menschen hiessen, mit denen wir wochenlang in einem Kohlenkeller eingesperrt waren, 10 Personen, Männer und Frauen, in einem leeren Raum, vor Schmutz starrend, ohne jegliches Mobiliar, auf der Erde hockend. Austrittsmöglichkeiten waren nicht gegeben, dazu flogen Steine und Unrat durch die kaputten Fensterluken. Wir kannten uns unter allen möglichen Bezeichnungen, wie "der Musiker", "der Kalfaktor", "der Pastor" usw. Es gab keine Anrede, denn wir alle waren ja ein Nichts.

-3-

Wie manch einer wartet auf die Heimkehr eines Angehörigen, sei es Soldat oder Zivilist - wer zieht Polen zur Verantwortung für diese Verbrechen an der Menschlichkeit ?

Meine Ausführungen sind kürzest gehalten, wenn ich ausführlicher berichten würde !? es hat ja aber keinen Sinn, das Interesse für den Flüchtling ist überall zu vermissen, er ist unbequem. Ich könnte allein einen Bericht liefern über 1 1/2 Jahre Erleben hier in Kiel seit der Ankunft Oktober 1947 über das Lager Pöppendorf. Mit Betteln auf der Strasse fing es an.

Vielleicht sind meine Ausführungen zu verwenden, es geht ja die ganze Welt an. Wollen Sie ausführliche Erlebnisberichte, ich bin bereit zu antworten; Mutter, die heute 75 Jahr alt ist, und ich haben das Grauen kennengelernt.

Hoffnung haben wir nicht, es ist alles so sinnlos, selbst im Beruf eingegliedert stösst man überall auf Unannehmlichkeiten.

A. Püschel

Niederschrift über die Erlebnisse im Jahre 1945
in der eingeschlossenen Festung Posen.

Ich hatte versucht, noch zwei Tage vor Beginn der Kampfhandlungen um die Festung Posen die Stadt mit meiner damals 71-jährigen Mutter zu verlassen - es standen aber nicht genügend Transportmittel zur Verfügung, da die Parteiorganisationen in erster Linie die Flucht ergriffen und bestrebt waren, ihre eigenen Angehörigen in Sicherheit zu bringen. Vor allem waren die Angehörigen der Partei geheim vorher benachrichtigt, so dass diese sich entsprechend vorbereiten konnten. Auf dem Bahnhof Posen herrschte ein entsetzliches Durcheinander, es kam sogar vor, dass Zivilpersonen durch SS-Angehörige zurückgedrängt wurden. Es stand alles unter dem Motto "Rette sich wer kann". Kinder wurden erdrückt - ein jeder sah zu, wie er fortkam. Ich selbst war einige Male bis nachts auf dem Bahnhof, aber die Züge fuhren wohl hinaus, kehrten aber nicht zurück, so dass am 21. Januar alles still und tot war, auch die letzten Fahrzeuge waren fort. In unserer Strasse (Moltkestrasse) stand noch ein Wehrmachtssauto der Luftwaffe; ich bat den Hauptmann, doch Mutter und mich mitzunehmen, er lehnte aber ab, und ich war Zeuge, wie wohl Proviant usw. eingeladen wurde. So ergaben wir uns in unser Schicksal und blieben zurück. Der Russe kam immer näher, und es handelte sich nur noch um Stunden, um den Ring um Posen zu schliessen. In Verbindung mit der Polizei liefen SS-Patrouillen umher, die zu fürchten waren. Als ich mit einigen anderen Deutschen Kritik an dem Durcheinander übte und erwähnte, dass man ja nun genug von der Organisation hätte, man sich um alte Leute und kranke Frauen nicht kümmerte, wurde ich mit der Maschinenpistole bedroht "Wenn Sie nicht den Mund halten, wissen Sie ja, was passiert!" Man rief mir noch nach "Was gehen uns alte Leute an!". Zwei Tage vor der Umsingelung hatte man einen Treck zusammengestellt, bei dem zur Bedingung gemacht war, nur teilzunehmen, wer 100 km zu Fuss zurückzulegen in der Lage war, ein Ansinnen, das bei der Kälte und dem Schnee im Januar unsinnig war. An der Landstrasse lagen auch die Erfrorenen, Erwachsene und Kinder.

-2-

Wir sagten uns nun, wir sind hier geboren und hatten uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, auch hier zu sterben. Wir kehrten in die Wohnung zurück und warteten die Ereignisse ab. Vielen Tausenden ging es so; alte Leute, hochschwängere Frauen, Kranke und Kinder blieben.

Der Kampf um die Festung Posen war ein schwerer, die ersten Russen kamen am 22.1.45 mit schweren Panzern in unserem Stadtteil Jersitz an, während der Beschluss anderer Stadtteile sich noch Wochen hinzog bis zur Übergabe der Zitadelle, in die sich die SS -und Kampftruppen zurückgezogen hatten.

Zu erwähnen bleibt noch, dass man in den letzten Tagen die Geschäfte und Läger geplündert hatte, alles flog auf die Strasse, die Menschen schleppten zusammen, was möglich war, und die Soldaten waren mit von dem Irrsinn erfasst, alles betrank sich, und man hörte nur noch "Wir sind eingeschlossen, wie die Maus in der Falle!".

Wir lebten im Luftschuttkeller, da der dauernde Artilleriebeschuss den Aufenthalt in den Wohnungen gefährdete. In dem Keller sassen Polen und Deutsche durcheinander; durch den Umstand, dass nicht gelüftet werden konnte, war die Luft unerträglich, alles war auf engstem Raum zusammengedrückt, die Strassenkämpfe währten Stunden, und Haustüren usw. waren fest verriegelt, Bis Kolbenschläge - es war wohl der 22.1. - vermuten liessen, dass der Russe Einlass begehrte. Ich ging selbst mit zur Haustür und sah am Ausgang der Moltkestrasse einen Panzer stehen mit herausstürmenden Russen, die in die Seitenstrassen eindrangen, wüste Gestalten, betrunken, verschmutzt kamen sie herein und wurden sogleich von den Polen bestürzt. Der Anblick flösste uns schon Grauen ein. Wir wagten, in eine im ersten Stock gelegene Wohnung zu gehen, um etwas warmes Essen zu bereiten, es ging treppauf- und ab von Russen, sie suchten nach "Germans" und vor allem nach Frauen. Als solch ein wüster Gesell sich mir näherte, einen gezogenen Säbel in der Hand, lief ich voller Angst in den Keller und verbarg mich in einer unter dem Keller hinlaufenden Kanalröhre, in die ich lang hineinkroch. Man war mir nachgeeilt, ich wusste gar nicht, was ich angestellt hatte, das Haus wurde umstellt und alles durchsucht, man bedrohte alle Personen zu erschliessen. Während ich

-3-

nun stundenlang in meinem Versteck verharrte, hatte man meine Mutter ergriffen und sie die Treppe heruntergerissen, man wollte wissen, wo die Tochter war. Ich hörte unten ihr Schreien, man hatte sie schon bis zur Haustür geschleift, konnte mich aber nicht hervorwagen, da ich dann unweigerlich erschossen oder mitgenommen worden wäre. Ein Pole beschwichtigte die wütenden Russen und versicherte, dass die alte Frau eine gute Person sei, ebenso die Tochter, die wahrscheinlich aus dem Haus heraus wegelaufen sei. Man liess schliesslich ab, und da die Kampfhandlungen weiter im Gange waren, verschwanden diese Russen. Erst nach Stunden konnte ich mein Versteck verlassen. Dabei ist zu bedenken, dass meine Mutter ja gar nicht gewusst hat, wo ich geblieben war, sie vermutete mich schon in den Händen der Wüstlinge.

Die Polen begannen nun die Wohnungen zu stürmen und alles herauszutragen, Esswaren, Koffer, Möbel und setzten sich selbst in die, die ihnen genehm war. Wir gingen auch wieder in unsere Wohnung, obgleich der Beschuss weiterging; während wir die Treppe hinaufgingen, traf erneut eine Granate unser Haus, und es splitterte um uns herum. - Schon kam der polnische Hausmeister mit anderen Russen und veranlasste Mutter und mich, eine Wohnung im Hinterhaus in Ordnung zu bringen, da Russen dort schlafen wollten. Ohne Hilfsmittel mussten wir alles Durcheinander - wir standen bis zu den Knien in Papier und Glasscherben - schnellstens säubern. Die Hände bluteten, es ging nicht schnell genug, der Russe stand mit einer Peitsche daneben.

Es erschien abwechselnd in den Wohnungen polnische Miliz (Polizei) bewaffnet (jeder 15-16-jährige Bursche hatte eine Waffe) und Russen, durchsuchten immer wieder die Räume, Schränke und liessen jetzt schon verschwinden, was mitnehmenswert war. Vorerst wurden wir aufgefordert, die Wohnungen nicht zu verlassen. Je länger die Verteidigung von Posen dauerte, desto schlimmer peinigte man uns.

Am 8. Februar wurde ich geholt und musste mit auf die vor der Stadt liegenden Schlachtfelder (Eisenmühle) um die Toten zu sammeln. Sie lagen dort schon tagelang, die Uniformen durchsogen von Nässe, die Körper schwer. Immer vier Frauen mussten

-3-

einen Toten nehmen und in die nächsten Panzergräben schleifen. Man hatte uns die Handschuhe weggenommen, und es hiess "fa st mal an mit Euren feinen Fingerchen". Ohne Erkennungsmarken abzumachen, rollten die Körper in die ca 4 m tiefen Gräben. Wer ein Schlachtfeld je gesehen hat, wird ermessen können, wie uns der Anblick der Toten seelisch erschütterte. Ich kannte wohl Tote, die friedlich in Särgen schlummerten, aber dies war etwas anderes. Schuhe und Strümpfe waren ausgezogen, die Körper entsetzlich zugerichtet, halb zerrissene Menschen, wie sie die Kugel oder die Granate hingeworfen hatte. Es waren blutjunge Menschen darunter - wir hatten uns verabredet und wollten anhand der umherliegenden Soldbücher Namen merken, um später die Angehörigen vielleicht benachrichtigen zu können, aber das Aufheben der Papiere war streng verboten, und ich erhielt, als ich ein Soldbuch in Händen hatte, einen Kolbenschlag über die Hände. Auch die Pferdekörper mussten wir wegschleifen, Seile wurden umgelegt, und wir mussten diese schweren Körper, die auch in Stücken herumlagen, da man verwendbare Fleischteile herausgeschnitten hatte, in nächstliegende Granatlöcher bringen. Es war bei der Kälte und Wässe, dem Schmutz, eine schwere Arbeit, dabei wurden wir dauernden Beschimpfungen ausgesetzt und zur Eile angetrieben. Es fragte niemand nach unserem Hunger.

Auch die Munition mussten wir sammeln, Panzerfäuste zusammentragen, die Landstrassen freimachen, herumstehende Geschütze beiseiteräumen, ebenso Baumstämme zur Seite schieben. ca 30 km schätzen wir, an einem Tage zurückgelegt zu haben, wir zitterten vor Kälte, Schwäche, Hunger. Nach der Arbeit bei einbrechender Dunkelheit wurden wir in das Haus der Miliz (Eichendorfstrasse) geführt und dort in Räume ohne Fenster gesperrt, Menschen dicht zusammengedrängt, so dass nicht einmal jemand mehr auf der Erde liegen konnte. Wir drängten uns auch zusammen, da wir froren. Wer einen Mantel hatte, schlug ihn um den Nächststehenden.

In dieser Nacht folgte ein weiteres Erlebnis. Die Milizianten waren betrunken, vor den Türen standen Wachen. Nachtsüber wurde einer nach dem anderen herausgerufen, den Zurückkomenden konnte man nicht fragen, da wir ja nicht wussten, ob unter uns Spitzel waren. Ich selbst kam an die Reihe, nachdem ich vorher geflüstert vernahm "Man hat mir mein Taschenmesser, meine Uhr weggenommen, man hat mir die Ohrringe herausgerissen!" Ich wurde in einen Gang geführt. Dort sah ich...

-4-

Kommandant der Miliz vor einem Tisch und forderte mich auf, meinen Schmuck abzuliefern. Als ich darauf hinweis, dass ich keinen mehr hätte, da ihn die Russen weggenommen hätten, wurde ich abgetastet, man war ungehalten, von mir nichts zu erhalten und wollte schliesslich meinen Wollschal behalten. Auf dem Tisch lugte unter einem ähnlichen Schal Gold und Silber hervor, Uhren usw., es handelte sich also nur um eine Stehlerei. Ich wurde wieder abgeführt. Durch die Gänge tönte wüster Lärm, Gesang Betrunkener, Trommelwirbel - man feierte. Alles war betrunken, und man schlug auch um sich. So verbrachten wir diese Nacht - ich in dem Gedanken an die Mutter, die ja nicht wusste, wo ich war und ob ich wiederkam.

Im Hause der Miliz mussten wir uns nun mit einer Arbeitskarte täglich melden und wurden verteilt. Am 9.2. hatte ich einen Ruhetag, dafür ging es im Hause hoch her. Es erfolgten dauernd Durchsuchungen der Räume, wo nicht geöffnet wurde, d.h. nicht schnell genug, schoss man einfach durchs Schlüsselloch.

In unserer Wohnung war bereits ein Pole erschienen, der behauptete, früher einmal dort gewohnt zu haben, er liess sich häuslich nieder, sowie eine Tante und eine Kusine, die wir inzwischen bei uns aufgenommen hatten, zogen in das Schlafzimmer, ein anderes Zimmer wurde von einer Polin mit Beschlag belegt, die tagsüber und nachts Russen bei sich ein- und ausgehen hatte. Man ass von unseren Vorräten und bestahl uns von allen Seiten.

Wenn wir abends in den Betten lagen, hörten wir schon wieder Schritte die Treppe heraufkommen - es waren immer wieder Russen, die von den Polen in die Wohnungen der Deutschen geschickt wurden. Man schlug mit dem Kolben an die Tür, bis geöffnet wurde. Ohne Rücksicht auf die alten Damen, Mutter und Tante, die aus den Betten herausmussten, wurden wir von den Russen vergewaltigt - immer in einer Hand die Maschinenpistole haltend, mit Stiefeln und Schmutz lagen sie in den Betten und liessen uns sobald nicht los, bis die nächsten kamen. Es ging alles, da ja kein Licht vorhanden war, mit Taschenlampen vor sich, wir wussten nicht einmal, wie die Bestien ausgesehen haben. Am Tage hatten wir schwer zu arbeiten, und nachts hatten wir vor den Russen keine Ruhe.

Ein gewisser Stamm hatte sich bei uns eingenistet, als er des abends erschien, Schnaps und Essen brachte, grosse Fleischstücke in Kopfkissenbezügen, Zigaretten, Dosen

-5-

mit Käse, Ölsardinen usw. Das Esszimmer, ein grosser Raum von 7 m war gerade der richtige Platz für diese Gelage, wie die Russen sie bei uns abhielten. Das Sauerkohlfass wurde geleert, grosse Schüsseln kamen auf den Tisch, Wassergläser wurden zu Schnaps benutzt, Brot wurde gebracht. Es wurden Polen hinzugeholt, selbst Mutter und die alte Tante mussten mit dabei sein und mit essen und trinken. Das Schweinefleisch wurde von den Russen roh verzehrt und wir aufgefordert, mitzuessen, wir durften uns auch nicht weigern. Mein Grammophon wurde entdeckt, die Platten wahllos abgespielt und Lärm gemacht, die Nächte durch. Am anderen Tage hiess es dann wieder schwer arbeiten. Die Russen legten sich dann lang und verschwanden erst gegen morgen. Wir Deutsche hatten ja nichts zu sagen, wurden aber immer noch von diesem Stamm ganz gut behandelt, wenn sie betrunken waren, nahmen sie auch die alten Damen in den Arm und küssten sie. Manchmal warteten wir schon darauf, denn sie brachten wenigstens Essen, das wir sonst nirgends erhielten u. die Vorräte im Hause waren auch im Abnehmen. Es war jedenfalls ein wüstes Durcheinander.

Nun weiter zu dem Verlauf des Tages bei der Arbeit: Zu melden hatten wir uns täglich bei der Miliz, die zur Arbeit eintellte. Im Hause der Miliz, die zu deutscher Zeit Sitz der Hotel- u. Gaststättengesellschaft war, wurde ich als Reinemachefrau beschäftigt; ich selbst war eine zeitlang bei dem ehemaligen Leiter, Herrn Leimert, Direktionssekretärin des Unternehmens. Das Haus war völlig verschmutzt, da es tagsüber treppauf- und -ab ging. Der Verwalter war der ehemalige Schofför des früheren Leiters der Hotel- u. Gaststättengesellschaft, der mich gut kannte. Er durfte es aber nicht merken lassen, da er selbst Gefahr lief, als deutschfreundlich bestraft zu werden. Ab und zu nahm er mich in seine Wohnung und gab mir Essen, es durfte aber nur heimlich geschehen.

Die Kanalisation in der Stadt war aufgrund der Zerstörungen nicht in Ordnung, deshalb die Toiletten völlig verstopft und verschmutzt. Diese mussten wir mit den Händen säubern, ohne Hilfsmittel. Der Kot wurde in den Hof geschafft, in Karren geschaufelt und diese von uns auf Müllplätze gefahren. Zu bedenken ist dabei, dass wir uns von dem spritzenden Kot verschmutzten und nicht säubern konnten.

Eines Tages hatte man einen Trupp, der zur Arbeit ge-

-6-

führt werden sollte, mit Kreide Hakenkreuze auf den Rücken gemalt, diesen Trupp dann so durch die Stadt geführt, der den Beschimpfungen der Polen ausgesetzt war. Worte, wie "Da gehen die Eier-und Geflügelfresser" fielen, man wurde auch bespuckt und geschlagen. Abends wurde man wieder zur Miliz zurückgebracht, da hiess es wieder antreten, es wurde kommandiert "Heil Hitler", und der Chor musste antworten "Wir danken unserem Führer"! Wenn wir erwähnten, dass wir z.B. ja keine Parteiangehörigen waren, sonst wären wir ja längst weg, schrie man uns an "Ihr seid Deutsche!"

Der Beschluss durch die Flieger der Zitadelle ging ja noch Wochen weiter, wenn wieder einmal Ruhe eingetreten war, mussten auch Truppe zur Zitadelle und dort die Berge der Toten wegräumen, Soldaten, Zivilisten, alles durcheinander.

Inzwischen war die Miliz in ein anderes grösseres Haus gezogen, das wir wieder in Ordnung zu bringen hatten. Alle Verwüstungen in dem Bau mussten wieder in irrsinniger Eile beseitigt werden, Polen bewachten und Russen trieben sich dazwischen herum, sah hier und da eine deutsche Frau heraussuchend, die in irgend einen Raum, und sei es die Speisekammer, geschleppt wurde, um vergewaltigt zu werden. Vergewaltigt kann man schon gar nicht mehr sagen, denn die Frauen waren ja willenlose Werkzeuge, eine Verteidigung oder Weigerung gab es nicht, also liess man es über sich ergehen.

Nun musste sich auch die Mutter zur Arbeit stellen, wir erhielten die "Karta Kontrolna", die täglich abgestempelt und unterschrieben wurde.

Die Mutter - 72 Jahre - beschäftigte man vor der Stadt auf Müllhaufen, dort wurden die alten Leute herumgejagt, sie mussten Flaschen und Eisensortieren, dazu regnete oder schneite es, es war schmutzig, Kleider konnten nicht gewechselt werden. Als die Mutter einmal Pause machte und sich hingesetzt hatte, weil ihr das Blut aus der Nase lief, kam sogleich ein Miliziant und schrie sie an, wann sie denn weiterarbeiten wollte. Hier ein nicht uninteressantes Erlebnis: Eine Frau, die russisch verstand, hörte, als einmal Russen vorbeigingen, die sagten "Es ist eine Schande, dass

-7-

solche alten Leute bei den Polen arbeiten müssen!"

Eines Tages wurde ich mit meiner Kusine eingeteilt, eine Baracke, in die eine Bombe gegangen war, von der Verwüstung zuzusäubern, mit ungefähr 15 anderen Frauen zusammen. Wir sortierten Schuhe und Geschirr, trugen Lasten von einer Stelle zur anderen. Dabei bleibt erwähnt, dass wir kein Essen bekamen und uns von kalten Kartoffeln nährten, die wir erbettelt hatten, das dürfte aber wiederum nur heimlich und verstohten geschehen, da wir anderen nichts davon abgeben konnten, denn viele schleppten sich nur so vorwärts. Die Bewachung war gewöhnlich betrunken und trieb Schwache mit Schlägen zur Arbeit an.

Vor der Baracke standen an einer Kirchenmauer Säрге mit toten Deutschen. Diese Säрге wurden ungekippt, die Toten herausgeworfen, die Säрге trug man davon. Diese Leichen, die Tage dort gestanden hatten, mussten wir nun in gegrabene Löcher werfen, Beerdigung konnte man diese Handlung ja nicht nennen, denn heute weiss bestimmt niemand mehr, dass dort Menschen verscharrt waren, denn es wurden ja keine Hügel aufgeworfen.

Tote lagen hier und da auf den Strassen oder in Ecken umher, die dann in Vorgärten usw. verscharrt wurden. Es waren grösstenteils Verhungerte, die zusammengebrochen waren.

Bis dahin hatten wir uns - vielleicht für vier Wochen - in unserer Wohnung aufhalten können, nun kam es anders - eines Tages erschien ein Beamter des Wohnungsamtes, der uns mit Gebrüll und Drohungen aufforderte, innerhalb von höchstens 10 Minuten die Wohnung zu verlassen. Man schrie und jagte uns umher. Die Mutter, die zu Bett lag, musste sich ankleiden, ich selbst durfte mir die Schiekhose anziehen und einen Pullover. Eine Strickjacke wurde mir vom Leibe gerissen, selbst der Mutter alte Handschuhe ausgezogen und weggenommen. Eine Decke, einen Löffel und eine Schüssel konnten wir mitnehmen. Ein kleines Handkofferchen mit dem Notwendigsten, das vorbereitet war, riss man mir aus der Hand. Da ich meine Jacke nicht ausziehen wollte, da es ja Winter war, wurde ich im Flur zu Boden geschleudert, vor den Augen meiner Mutter, mit Füssen getreten und Faustschlägen bearbeitet, dazu ins Gesicht geschlagen. Andere Polen standen und schauten zu. Die Mutter stand weinend an der Tür, ich stolperte hinterher. Die Treppen wurden

-7-a

wir heruntergejagt und mit anderen Deutschen aus dem Hause im Hinterhaus in einen Kohlenkeller gesperrt, aus dem man kurz vorher die Kohlen herausgeschafft hatte. Es war ein Raum von ca 4 x 4 m, in dem ungefähr 10 Deutsche eingesperrt wurden. Der Raum war bis auf 3 zerbrochene Stühle völlig leer. Wir wurden eingeschlossen und verbrachten eine entsetzliche Nacht in der Annahme, ~~wixx~~ wir würden sicher am anderen Tage erschossen, das war uns allen aber schon gleichgültig nach den bisher ertragenen Strapazen. Notdurft konnte nicht verrichtet werden, am anderen Morgen standen wir im Menschenunrat, der Urin wurde mit dem Besenk herausgefegt.

Morgens brachte eine Polin aus dem Hause heimlich Suppe und Brot, da ihr alter über 70-jähriger Vater, der Deutscher war, sich unter uns befand. An der Tür des Kellers wurde ein Schild angebracht, auf dem vermerkt war, dass deutsches Sprechen selbst im Keller verboten war. Am anderen Tage organisierten die Männer einen wackligen Tisch, einige alte Drahtgestelle, ich zerknüllte Papier, um wenigstens eine Unterlage für die Mutter zu schaffen, mit alten Lampen um uns lagen wir dann auf dem Boden, wochenlang.

Ferner ist zu bedenken, dass wir weder Handtuch, noch Zahnbürste oder Kamm oder Seife hatten, und das alles im kalten Monat Februar/März. Geschickte Hände stellten einen winzigen Kanonenofen auf, um etwas Wärme zu erzeugen. Es war entsetzlich schmutzig und völlig dunkel, da der Keller tief lag, die Fensterluken waren zerschlagen, davor hatte man Karren gestellt, um den Keller dunkel zu halten.

In dem Raum war unter uns eine Tbc-Kranke Mutter mit ihrer Tochter, die dauernd husteten. Am Tage mussten wir wieder zur Arbeit heraus, um am Abend in dieses Loch zurückzukehren. Da saßen wir entweder im Dunkel oder beim Licht eines gefundenen Talglichtstummels.

Des Nachts kamen auch in dieses Verlies Polen und Russen, immer um zu kontrollieren, in Wirklichkeit suchte man aber nur Alkohol und Frauen. Ich selbst verkroch mich hinter der Mutter in den Lappen bis sie fort waren, was natürlich nicht immer so ging. Polnische Burschen trieben ihren Scherz

-3-

mit uns. Man warf Ziegelsteine durch die Fensterluken, Tüten mit Sand und mit Kot gefüllte Hasenfelle. Wir durften uns nicht rühren oder zur Wehr setzen, krochen in der äussersten Ecke eng zusammen, um nicht getroffen zu werden, was aber nicht zu verhindern war. Gingen wir zur Arbeit über den Hof, goss man Wasser über uns. Wir waren vor Quälereien nicht sicher. Ich lief ständig mit einem Kochgeschirr umher und bettelte Essen zusammen, auch aus polnischen Küchen, durch Kenntnisse der polnischen Sprache hatte ich mich mit Milizianten angebidert, die mich durch den Keller in die Milizküche liessen, weil auch mal Mitleid vorherrschte. Hörte ich in nächster Nähe die Bezeichnung "schöne Frau", reagierte ich darauf, nur um die kleinsten Vorteile herauszuholen. Es gab ab und zu einen Wachbeamten, der einem seine eigenen Brote susteckte, auch Tabak und Zigaretten gab. Für die, die kein polnisch konnten, war es schlimm, denn gesprochen und zur Arbeit angetrieben wurde nur polnisch, wer nicht gleich verstand, wurde geschlagen. Ich selbst konnte behelfsmässig polnisch, aber der Warschauer Dialekt erschwerte die Verständigung, jedenfalls erlernten wir die Worte, die wir nicht wussten, durch Ohrfeigen und Schläge.

Da der Hunger immer grösser wurde, entschloss die Mutter sich und schlich sich zu unserer Maria, unserem früheren Hausmädchen, einer Polin, die einige Jahre unseren Haushalt geführt hatte. Sie weinte mit Mutter aus Mitleid, musste aber selbst den Besuch verheimlichen, um nicht als deutschfreundlich angesehen zu werden, es waren schwerste Strafen ausgesetzt. Diese Polin, die es früher bei uns recht gut gehabt hatte, gab der Mutter ab und zu Brot, etwas anderes hatte sie auch nicht, da sie ja selbst nicht begütert war.

Ich bettelte und sammelte überall Essen zusammen, abends freute ich mich dann, wenn ich der Mutter etwas mitbringen konnte, es wurde auf dem kleinen Eisenofen gewärmt und schmeckte, was es auch sein mochte. Hatte man Essen übrig, schlich man sich in andere Keller zu Deutschen und brachte es diesen. Man schüttete alles zusammen in einen Topf und kochte alles

-9-

zusammen, irgend etwas, was ein jeder von der Arbeit brachte.

In einem dieser Keller hauste ein über 70-jähriger alter Pastor, die Frau war infolge der Strapazen umgekommen, sie war von ihm selbst irgendwo begraben worden. Der Keller war ein enges Loch, in dem ca 8 Personen hausten. Dieser Pastor hielt abends Andacht. Alles sass dicht gedrängt, ungeachtet dessen, dass Unegziefer von einem zum anderen kroch. Man klammerte sich an irgend eine Hoffnung in der Erwartung einer Hilfe. Es wurde auch gesungen, doch Zwischenfälle mit den Polen hatten sich hier nicht gezeigt.

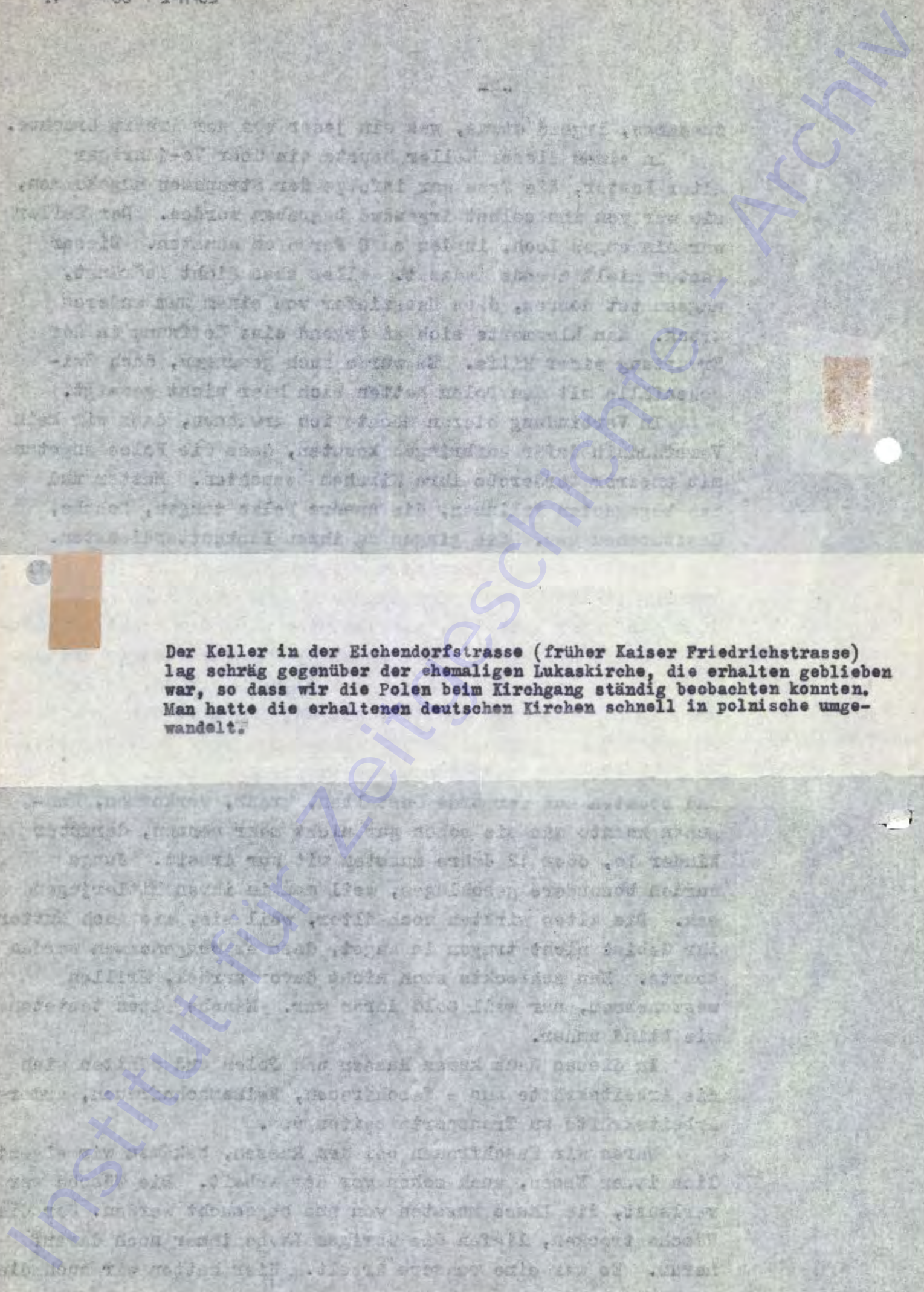
In Verbindung hieran möchte ich erwähnen, dass wir kein Verständnis dafür aufbringen konnten, dass die Polen angetan mit unserer Garderobe ihre Kirchen besuchten. Mutter und ich begegneten Polinnen, die unsere Pelze trugen, Schuhe, Handtaschen usw. Sie gingen zu ihren Dankgottesdiensten. Wir blickten manch einer nach - sagen konnten wir ja nichts - und schüttelten verständnislos den Kopf. Der Pole gilt doch als guter Katholik, hier konnten wir aber nicht zurechtfinden, auf der einen Seite stehlen, auf der anderen danken.

In dem Hause der Miliz war ein grosser Raum, in dem wir täglich antreten mussten, alt und jung, um zur Arbeit eingeteilt zu werden. Es herrschte auch hier Unsauberkeit, es stank förmlich nach Unsauberkeit und Krankheit. Da sassen und hockten auf der Erde Gestalten, krank, verkommen, Menschen konnte man sie schon gar nicht mehr nennen, darunter Kinder 10, oder 12 Jahre mussten mit zur Arbeit. Junge wurden besonders geschlagen, weil man in ihnen Hitlerjugend sah. Die Alten wirkten noch älter, weil sie, wie auch Mutter, ihr Gebiss nicht trugen in Angst, dass es weggenommen werden konnte. Man schreckte auch nicht davor zurück, Brillen wegzunehmen, nur weil Gold daran war. Manche Alten tasteten wie blind umher.

In dieses Haus kamen Russen und Polen und wählten sich die Arbeitskräfte aus - Waschfrauen, Reinemachefrauen, andere Arbeitskräfte zu Transportarbeiten usw.

Waren wir Waschfrauen bei den Russen, bekamen wir eigentlich immer Essen, auch schon vor der Arbeit. Die Wäsche war verlaust, die Läuse mussten von uns abgesucht werden. War die Wäsche trocken, liefen die übrigen Läuse immer noch darauf herum. Es war eine schwere Arbeit. Hier hatten wir auch die

Der Keller in der Eichendorffstrasse (früher Kaiser Friedrichstrasse) lag schräg gegenüber der ehemaligen Lukaskirche, die erhalten geblieben war, so dass wir die Polen beim Kirchgang ständig beobachten konnten. Man hatte die erhaltenen deutschen Kirchen schnell in polnische umgewandelt.



-10-

Gelegenheit, uns selbst einmal zu waschen. Übriggebliebene Waschmittel verteilten wir unter uns und waren glücklich über ein Stückchen Seife.

Eines Tages, als wir wieder auf Arbeit warteten, ging die Tür auf und herein kamen unter russischer Bewachung ungefähr 10 ganz alte Männer. Man hatte sie aus Reppen zu Fuss hergetrieben, sie stammten aus einem Altersheim. Das war ein trauriger Anblick, manche waren unterwegs verendet, weil sie nicht weiterkonnten. Diese Menschen waren verschmutzt, bluteten, sie waren so hilflos, Angst in den Augen, es war erschütternd. Manch einer fiel gleich zur Erde; sie erwarteten Hilfe, wo wir doch selbst nicht helfen konnten. Es wurde ein Topf mit Essen herbeigeschafft, die zitternden Hände griffen danach. Ich sehe mich heute noch auf der Erde knien vor einem dieser Alten und versuchte ihm löffelweise Speise einzuflößen, er starrte vor Schmutz und Blut. Diese Blicke des alten Mannes werde ich nicht vergessen - am anderen Tage war sein Platz leer, er war inzwischen gestorben und wie andere irgendwo verscharrt. Sogar ein über 80-jähriger war dabei. Wir steckten ihnen Brot zu, Tabak, Streichhölzer, damit sie auch mal ihr Pfeifchen rauchen konnten. Wenn es uns allen auch schlecht ging, galt unsere Sorge doch diesen Alten. Wenn ich morgens hereinkam, kamen sie mir schon entgegen, einer rief schon immer "da kommt unser Engel". Sie haussten dann in verschiedenen Kellern, einer starb nach dem anderen, bis auf einen, der zusehends abmagerte - ich sah ihn dann nicht mehr, er war sicher auch irgendwo verendet. Namen wussten wir allerdings nicht, daran dachte niemand, solche auszutauschen, ich weiss nur, dass es vornehmlich pensionierte Beamte waren, auch aus Berlin stammten einige.

Der Hunger ging jetzt erst recht los, wer sich nicht traute und hilflos war, verdarb. Bekamen wir mal einen Teller oder eine Schüssel Suppe aus der Küche der Miliz und hatte einige Löffel gegessen, fühlte man schon die Blicke der nächsten, die darauf warteten, weiteressen zu können. So wanderte die Schüssel mit dem gleichen Löffel von Hand zu Hand, damit ein jeder wenigstens etwas bekam. Blieb aus dem hereingestellten Bottich etwas übrig, wurde es in alte Konservendosen getan und mitgenommen. Wir schlichen uns in diesem Hause auch auf einer Hintertreppe in den Keller, wo die Küche war,

-11-

und erbaschten mal eine Kelle, die hastig auf der Kellertreppe gelöffelt wurde.

Eines Tages, es war noch im Februar, musste ich mit anderen zum Zoologischen Garten, um hier die toten Tiere zu begraben. Der Erdboden war hart gefroren, mit Spitzhacken mussten wir eine Riesengrube hacken. Um uns herum war Bewachung polnischer Miliz, wir durften nicht einmal verschmauen. Als das Loch schon tiefer war, verkrochen wir uns hinter Sandhaufen, um uns einige Minuten zu erholen. Die Russen schlichen auch hier herum und holten sich die Frauen weg, denn die Polen hatten ja nichts zu sagen. Man nahm die Frauen vor, wo es auch war, andere schauten zu, selbst bei der Reinigung der Tierkäfige passierten solche Dinge, es war ja kein aussergewöhnlicher Anblick.

Allmählich kam der Russe aber dahinter, dass der Deutsche arbeiten konnte, die Polen aber nicht wollten, wie sie selbst sagten. Dann gab es die Möglichkeit, sich zu beschweren, wenn wir bei der Arbeit von den Polen geschlagen wurden. Es passierte eines Tages, dass Russen mit Knüppeln bewaffnet kamen, um die Polen zu suchen, die an Tage vorher einige Frauen geschlagen hatten.

Zwischendurch begegnete man hin und wieder, wenn man zur Arbeit geführt wurde, einen Trupp deutscher Kriegsgefangener. Wie sahen diese aber aus, Glieder und Köpfe mit blutigen Lappen umwickelt, auch die Mäuse in Lumpen steckend, viele schleppten sich nur so vorwärts. Niemand gab ihnen Essen, wir wechselten nur verstohlene Blicke und gaben uns durch Flüsterrufe als Deutsche zu erkennen. Wir durften aber nicht zusammen sprechen. Mutter selbst war eines Tages mit Zeuge, wie Russen einen Trupp Gefangener mit Knüppeln vor sich hertrieben, es war in der Saarlandstrasse, die belebt war, sie fielen hin, standen auf und wurden wieder blutig zu Boden geschlagen. Dieser Anblick war erschütternd. Die eigenen Kameraden durften ihnen nicht helfen.

Eines Tages musste die Mutter mit anderen Frauen ein Kasino säubern, d.h. die Kellerräume von Unrat befreien, verfaulte Lebensmittel, die schon stanken, mussten rausgeschafft werden. Dabei wurden die Frauen eingeschlossen, die jungen Burachen liessen sie antreten und plünderten sie noch aus, denn man fand immer noch mal einen Trauring oder

-12-

Füllfederhalter oder Taschenmesserchen. Sie stiessen die Frauen mit Kolben ins Kreuz, wenn es nicht schnell genug ging.

An einem anderen Tage musste die Mutter mit drei anderen Frauen in ein Haus, um dort zwei in einem Zimmer liegende, in Lumpen gewickelte, Frauenleichen wegzuschaffen. Sie waren angeblich an Thyphus gestorben. Sie wurden auf einen Kastenwagen geschleppt und zur Bakerstrasse auf einen Friedhof gefahren, hier mussten sie wieder abgeladen werden und kamen so, wie sie waren, in ein Erdloch. Weil es nicht schnell genug ging, gab es wieder Schelte und Schläge.

Es lagen immer noch Leichen umher, in Kellern oder auf offener Strasse, auch in Baracken. Furchtbar anzusehen, Elendsgestalten, wirres Haar, vornübergefallen. Wir flüsterten uns mitunter zu "gestern hat sie sich noch bewegt, heute scheint sie schon tot zu sein". Hatten sie Tage gelegen, wurden wir wieder mal geholt und mussten sie verscharren, wo sie gerade lagen, und wenn es ein Vorgarten war. Es waren immer wieder alte Leute darunter, die eben verhungert waren. Fragte man sie nach Angehörigen, hiess es "ich weiss nicht, mein Sohn oder meine Tochter waren auf einmal verschwunden".

Eines Tages lag ein Mann vor dem Hause der Milis, ein Deutscher, der sich vom Dach gestürzt hatte. Wir mussten in einem Vorgarten daneben ein Loch schaufeln, ihn hineinlegen, wieder herausholen, weil man ihm noch die Jacke auszog, wieder hineinlegen. Ein anderer holte ein Messer heraus und schnitt das Gebiss heraus, weil er "Gold" entdeckt hatte.

Inzwischen waren wir umquartiert worden in die Eichen-dorfstrasse, weil wir es in dem ersten Keller nicht mehr vor Quälereien aushalten konnten. Mit Hilfe meines polnischen Arbeitgebers erhielten wir diese Unterkunft. Hinunter führte eine klapprige Stiege, alles völlig dunkel, es gab sogar einen Küchenraum mit einem elenden Herd, alles wieder schwarz und schmutzig, die Fenster waren etwas grösser. Hierher schleppten wir unsere Habe, die wir inzwischen zusammengestohlen hatten, wie alte Stühle, Strohsäcke, Tisch, ein Gestell von einem Kleiderschrank. Hinzu kamen noch einige andere Deutsche, die keine richtige Bleibe hatten, darunter ein früherer Bekannter, den ich in einem anderen Keller entdeckt hatte, mit Namen Faro, ich hatte früher dienstlich mit ihm zu tun. So

-13-

sahen wir uns wieder?' Er zog mit in unseren Keller und organisierte allerhand, Bretter zum Feuern usw. Er war bei uns untergekrochen, weil er seine Uniform vertauscht hatte, wie so viele andere Soldaten, mit Zivilsachen, sie waren aber immer in Furcht, doch eines Tages entdeckt zu werden.

Aber auch in diesem Keller hatten wir keine Ruhe vor Untersuchungen und Kontrollen der Miliz und der Russen. Es schlug nachts mit dem Kolben an die Türen und schlich mit Taschenlampen an den Fenstern vorbei. Mitunter setzten sich diese Kontrollen im Keller fest, hielten sich Stunden auf, tranken und rauchten und störten sich nicht daran, dass wir schlafen wollten, da wir an anderen Tage wieder schwer arbeiten mussten.

Sogar einen Strohsack nannte ich jetzt mein eigen. Unser neuer Hausgast hatte mir diesen vermittelt. Mutter ging mit meiner Kusine zu einer Mauer, über die an einer bestimmten Stelle dieser von den Russen stammende Strohsack fiel. Es hiess nunmehr, ich schlafe wie das Jesuskind "auf Heu und auf Stroh", man war also königlich gebettet.

Aus einem Müllhaufen auf dem Hof hatte Mutter eine verrostete Bratpfanne ausgebuddelt - auch Ofenringe fanden wir, so war unsere Feuerstelle bald vollkommen. Nun konnten wir auch Wasser wärmen, und wenn man so sagen will, Wäsche waschen. Diese hing an Stricken über uns.

Inzwischen hatte ich auch erreicht, dass Mutter von der Arbeit befreit wurde. Der nunmehrige Kommandant der Miliz, der Mutter und mir irgendwie wohlgesonnen war, was er aber nicht offensichtlich zeigen konnte, fing an, uns zu unterstützen. Ab und zu hatte er die Mutter wieder nach Hause geschickt und mich auch nicht mehr zu so schwerer Arbeit eingeteilt. Er vermittelte eine Verbindung zum Arzt des Arbeitsamtes. Wir mussten allerdings Stunden und Tage warten, bis wir dran waren, da erst die Polen abgefertigt wurden. Es stellte sich heraus, dass die Frau des Arztes die Tochter des früheren Hausarztes meines Grossvaters aus Schmiegel stammte, so hatte ich wieder eine Chance, die wertvoll wurde. Ich erhielt die Befreiung der Mutter von der Arbeit, einige Male erschien noch Miliz und wollte sie zur Arbeit holen, aber ihre Bescheinigung galt dann doch. Sie blieb nun im Keller,

-14-

stopfte auch Strümpfe für eine polnische Familie, von der wir einige Lebensmittel erhielten. Sie musste aber über jeden Faden Stopfgarn Rechenschaft ablegen.

Eines Tages musste ich mit einer Polin mitgehen, die ein Dienstmädchen suchte. Zu Hause angekommen herrschte sie mich gründlich an und fing an, mich zu jagen, ich sollte mit einem Eimer Wasser erst einen Ofen und anschliessend ein weisses Bett säubern, als ich nur dazu meinte, dass ich es umgekehrt machen wollte, herrschte sie mich an und legte das als Arbeitsverweigerung aus. Sie schlug mir ins Gesicht. Widerschlagen oder verantworten durfte ich mich ja nicht, ich ballte die Hände in meinen Hosentaschen zu Fäusten, mein Blick sagte ihr wohl genug, sie schlug sinnlos auf mich ein und schleppte mich zur Miliz, wo sie im Zimmer des Kommandanten verschwand und sich laut schreiend über die unfolgsame Deutsche beschwerte. Die Tür ging auf und ich mit meinem Bündel in der Hand wurde vorgeführt. Ich sah den Kommandanten vor mir, der nur sagte "Püschel Sie?" "Was höre ich von Ihnen". Ich verstund noch, wie er zu der Polin sagte, ich sei doch eine intelligente Frau und er könnte sich so etwas von mir nicht denken. Aber er musste der Polin recht geben und versprach, mich zu strafen. Sie rief beim Hinausgehen noch "Der Stolz muss dieser Deutschen ausgetrieben werden!"

Noch am gleichen Tage erhielt ich einen Dienstmädchenposten bei dem Leiter der "Izba Przemyslowo-Handlowa", das war die polnische Handelskammer. Auch hier wurde nicht nicht freundlich empfangen. Es waren Riesenräume, die ich zu säubern hatte, der Haushalt umfasste 10 Personen. Morgens zeitig musste ich an der Arbeitsstelle sein. Ich wurde den ganzen Tag gejagt, es hiess nur immer "schnell, schnell". Ich musste Arbeiten verrichten, die ich meinem früheren Haasmädchen nie zugemutet hätte. Ich sass nur kurz beim Essen, um mich zu stärken. Ich musste kniend die Fussböden Strich für Strich abreiben, abwaschen, Wasser strassen weit schleppen, weil ja die Leitungen nicht in Ordnung waren, fast täglich Teppiche klopfen, vor dem Essen allein mehrere Male abwaschen und kochen. Die schwere Wäsche waschen, eine Arbeit, die ich in der Form nicht gewohnt war, denn es waren immerhin vier Männer im Haushalt. Wenn ich noch an die vielen Oberhemden und die Bettwäsche denke,

-15-

graust es mich noch heute. Neben der Waschwanne stand die zigarettenrauchende Polin und räsonierte, riss mir auch mal ein Stück aus der Hand, weil ich es nicht so handhabte, wie sie es eben wollte. Es war ein Martyrium. Tagsüber hielt ich stand, aber wenn ich abends die Treppe hinunterging, fingen die Tränen an zu rollen. Auf der Strasse auf einem Eckstein sah ich dann die Mutter sitzen und auf mich warten. Auch sie trug stets eine Tasche bei sich, in der sie Holz und alles Verwendbare sammelte.

Auf dem Hof der Handelskammer waren Russen mit Pferden untergebracht, einfache Soldaten. Sie kamen mir schon entgegen und fragten "Warum weinst Du, Frau?" Ich sagte, dass die Polen schlecht zu mir seien. Sie trösteten mich, indem sie mir irgend etwas, vielleicht eine Kohlrübe von ihren Pferden oder ein Stück Brot schenkten, oder wenn sie mich kommen sahen, liefen sie mir entgegen, um mir zu erzählen, dass sie der Mutter schon etwas gegeben hätten. Da fand ich dann in ihrer Tasche gehacktes Holz, oder ein Riesenstück Kohle usw.

Auf dem Hof arbeiteten auch Kriegsgefangene, die Holz hackten, wir durften uns auch unterhalten und steckten uns gegenseitig Essen oder Zigaretten oder Tabak zu. Namen wurden aber nicht ausgetauscht, dazu blieb auch gar keine Zeit. Von den Russen wurden sie aber gut mit Essen versorgt. Sie stammten aus dem Lager Głownow vor Posen, und Genssen.

Ich musste nun froh sein, wenn ich auch ausserordentlich schwer arbeiten musste, dass ich bei diesen Polen reichlich zu essen bekam. Es wurde gut und fett gekocht. Morgens bekam ich gleich Frühstück in Form einer Mehlsuppe und Brot. Allmählich entdeckte die Polin aber doch eine gewisse Geschicklichkeit und verwandte mich auch zu Stopf- und Näharbeiten, die ihr ausserordentlich gefielen. Sie hatte zwei Söhne, 15 und 16 Jahre alt, die sehr hässlich zu mir waren, wenn nicht vor der Mutter, so ärgerten sie mich heimlich, wo sie konnten, sie hassten die Deutschen in ihrer Jungenart. Sie verschützten ihre Oberhemden absichtlich mit Tinte und beschnierten sich, sie liessen auch allerhand herumstehen, verstreuten Schuhe und Putzzeug in der Küche, sie sollten mir Holz hacken, taten es aber nicht, oder taten nur so, dazu musste ich auch noch das Futter für ihre Angorakaninchensucht zubereiten, wobei ich immer in Angst

-16-

war, dass den Tieren mal etwas passieren konnte und ich Schuld daran sei. Die Burschen warfen mir auch ungezogene Bemerkungen und Rlicke zu - das alles musste man über sich ergehen lassen, ich konnte ihnen ja keine runterhauen. Es wurde unertfänglich und ich sagte es eines Tages doch der Mutter, d.h. meiner Arbeitgeberin, die die Jungen ins Gebet nahm. Sie war eine sehr gläubige Katholin und sah allmählich doch den Menschen in mir. Sie fing an, Gespräche mit mir zu führen sprach auch deutsch, und eines Tages bat sie mich, meine Mutter mitsubringen, die ihr helfen sollte stricken und stopfen.

Das war nun wiederum ein Fortschritt, wir durften aber nicht zusammen zur Arbeit gehen, denn es war für Deutsche verboten, Dienstmädchen zu sein, um sie nicht in den Genuss von Essen kommen zu lassen. Ebenso wurden die deutschen Frauen, die in anderen Küchen Kartoffeln schälten oder andere Arbeiten in der Küche verrichteten, allmählich entlassen. Mutter sass nun in der Küche im Erker und stopfte, Nähte und half mir auch beim Abwaschen. Es kamen auch viel Besuche von auswärts, die zusätzlich Arbeit verursachten. Aber das nahmen wir hin, denn wir bekamen Essen, und in meinem Kochgeschirr, das mich immer noch begleitete, konnte ich den Rest aus den Töpfen mitnehmen. Ab und zu schenkte sie mir auch ein Brot. Wir erhielten wohl Lebensmittelkarten, aber "nur" für Brot, alles andere war durchgestrichen, das waren 4 Brote im Monat je 1000 Gramm. Hier hatten wir auch Gelegenheit, uns in der Badestube zu säubern oder in der Waschküche, auch mal das Haar zu waschen. Wir hatten doch keine Wäsche zum Wechseln, seit Wochen und Monaten das Zeug am Leibe, Tag und Nacht. Waschen wir unser Head, gingen wir, bis es trocken war, ohne. In der Wohnung lief ich barfuss oder in Holzspantoffeln, meine Schihose, die ich immer am Beibe trug, konnte ich inzwischen auch mal waschen und erhält von der Polin ein altes Kleid, das mir kaum bis zum Knie reichte. Es war ein komischer Anblick, und oft dachte ich, wenn mich so meine alten Bekannten sähen. Im Garten gab es ausserdem viel Arbeit, es wurde gesät und gegossen, da wir selbst immer einen Garten hatten, fiel mir auch diese Arbeit nicht schwer, und man lobte mein Geschick. Schwierig war nur, dass ich die Wäsche an Waschtagen allein in den Garten schleppen musste, fing es an zu regnen, passierte es, dass ich mehrere

-17-

Male rauf und runter musste.

Profitiert habe ich dabei, d.h. beim Kochen, die Warschauer Küche. Wenn ich erwähne, dass für diese 10 Personen, wenn es Kässe gab, 140 bis 150 Piroggen zu formen und zu kneten hatte, wird man sich ein Bild von der Küchenarbeit machen können. Beim Kneten des Teiges ass ich mich schon satt. Mit der Zeit kochte ich dann auch reichlich, da ich wusste, dass ich das Übriggebliebene mitnehmen konnte.

Vieles mussten wir heimlich verzehren, der Hunger war ja immer da und zu Hause hatten wir sonst nichts, zu kaufen gab es nichts, da wir ja über Geld nicht verfügten. Ich bedauerte nur das Essen, das auf den Tellern blieb, die Jungen taten es absichtlich, manschten darin herum, nur dass es nicht mitgenommen werden konnte. In meinem Abwaschtisch hatte ich unter dem Geschirr eine Tasse stehen, in die ich schnell etwas Brühe, die es täglich gab, hineintat, das schmutzige Geschirr drüber, und trank sie dann heimlich aus. Man wurde mit der Zeit gewitzt und fing an zu stehlen. Das mitgenommene Essen mussten wir aber irgendwo verzehren, da die anderen Deutschen im Keller gierig auf Essen schauten, so viel aber nicht abzugeben war.

In den Kellern besuchten wir uns aber immer noch heimlich, man war in Ungewissheit, was überhaupt aus uns werden sollte, wir glaubten immer an eine Hilfe der anderen Mächte.

In einem dieser Keller wohnte ein Baron von Wietersheim mit seiner Frau und seinem neugeborenen Kind. Oft fand ich den Baron an Waschfass stehend und Kinderwäsche waschend. Es war aber doch eine Erholung, einmal andere Gespräche zu führen. So stellte ich an einem Tage, als ich einige Fotos zeigte, heraus, dass der Baron ein früherer Vorgesetzter meines zweiten Bruders war, der als Oberleutnant mit ihm früher zu tun hatte. So war die Verbundenheit noch wesentlicher zu spüren. In diesem Keller wurde auch der Plan zur Flucht gelegt. Man erwogte vieles, wir wollten uns mit diesem Ehepaar und einer Lehrerin zusammmentun und etwas gemeinsam unternehmen. Auch der Baron hatte die Sympathien des Kommandanten der Miliz, diese mussten wir ausnutzen. Der Baron hatte noch Wertsachen retten können, so dass es dort ab und zu ganz gut zu essen gab.

Wir mussten endlich aus diesen Verhältnissen heraus, denn es wurde immer unerträglicher, und der Winter nahte. Ich bekam

-18-

jetzt oft Nervenanfalle und stürzte laut schreiend mit den Rufen "Ich kann nicht mehr" an Mutters Bett, wir hielten uns umschlungen, und hofften auf Gottes Hilfe in irgend einer Form. Wir hatten ja seit Monaten keine Verbindung mit unseren Angehörigen, die uns schon für umgekommen hielten. Es waren verzweifelte Stunden, die nicht zu schildern sind, immer wieder Ausbrüche der Verzweiflung, dass man sich dem Wahnsinn nahe glaubte. Schon sich auf der Strasse zu bewegen war schrecklich, die Deutschen waren schon an den Lumpen und am Ungepflegtsein zu erkennen, wir konnten uns ansprechen, weil wir schon wussten, dass derjenige eben ein Deutscher war. Ich hatte Schuhe an den Füssen, aus denen die Zehen sahen, Mutter ging es ebenso, tagtäglich bei der Arbeit und beim Schlafen immer das gleiche Zeug am Leibe. Schliesslich wurde ich eines Tages zum Kommandanten der Miliz bestellt, der meinte "wie laufen Sie denn rum?" Er liess aus meiner Wohnung ein altes Kostüm und ein Kleid holen; ich war am nächsten Tage zur Miliz bestellt, wo er es mir übergab, d.h. die Sachen hingen an der Wand, und er sagte "Püschel, drehen Sie sich mal um", ich war überrascht.

In dieser Zeit lief der Film "Meidanek" im Kino, ich hätte ihn wohl gern gesehen, vor allem, was man da zeigte, und sagte es dem Kommandanten. Er wollte mir erst einen Milizianten mitschicken, kam dann am nächsten Tage aber selbst mit. Ich musste mich "fein" machen, bekam von meiner Arbeitgeberin eine Handtasche geborgt und sogar einen Hut auf. Er verbot mir das Sprechen im Kino, das von Polen und Russen besucht war. Es waren Aufnahmen des Lagers, u.a. der Verhör der Bewachung durch die Russen im Film gezeigt. Es sprachen auch Häftlinge verschiedener Nationen. U.a. sah man die Räume mit der Kopfschrift "Badeanstalt", die als Vergasungsräume erklärt wurden. Man sah Berge von alten Kleidern und Schuhwaren usw. Ich sass wie auf Kohlen, und als ich nach dem Kino von dem Kommandanten der Miliz nach meinem Eindruck gefragt wurde, meinte ich "Propaganda" - da dachte ich ~~xxxx~~, ich werde gefressen, wenn er bis dahin auch ruhig war, machte er mir in scharfen Worten klar, dass er sich hier nicht um Propaganda, sondern um Tatsachen handele. Er wollte von mir als Frau den Eindruck wissen, den ich mich zu sagen nun hütete, sondern um die Sache herumging. Es war immerhin von mir ein gewagtes Unternehmen

-19-

Vergessen hatte ich noch aus den Anfangstagen, als ich einmal mit einem Wagen zum Kohlenverladen zur Warthe in die Umgebung des Kernwerks gefahren wurde. Der Anblick dieser Gegend war unheimlich, alle Bäume der Grünanlagen waren geknickt, ein wüstes Durcheinander, Tote in Umsengen, die wir auch zusammzutragen hatten. Wagenkolonnen standen dort, die beladen wurden mit Vorräten aus dem Inneren der Zitadelle. Polen darunter, die sich hier und da Säcke organisierten. Auch hier wurden wir herumgejagt, es war dasse be Geschehen wie vor Eisenmühle auf den Schlachtfeldern.

Jedenfalls konnte es nicht mehr so weitergehen, es musste irgendwie eine Änderung eintreten.

Eines Tages schmuggelte ich mich wieder einmal in die Räume der Miliz, ohne polnische Sprachkenntnisse konnte man da gar nicht hinein, aber ich beobachtete die davorstehenden Posten, von denen ich ja einige kannte und nutzte die Gelegenheit einmal aus. Ich bat innigst um Hilfe oder um Rat. Es war alles so gewagt, denn ich konnte ja keinen Verdacht der Deutschfreundlichkeit auf ihn werfen, er war selbst ständig in Gefahr. Er sagte mir nur rasch "Püschel, Sie müssen rauss, ehe andere Bestimmungen kommen!" Er wies mir einen Weg zur russ. Kommandantur bezeichnete mir einen Dolmetscher, der mir helfen würde. Wieder ein gewagtes Unternehmen. Erst mal in diese Kommandantur hineinzukommen. Zusammen mit Herrn von Wietersheim gelang es mir, wir fanden auch den Russen, der etwas deutsch sprach, er sah küsserlich nicht sehr versprechend aus, ein dunkler jüdischer Typ. Wir stellten unsere Bitten, und erhielten eine Bescheinigung mit einem russ. Stempel, auf der die Berechtigung zum Reisen in die Heimat stand. Allerdings stand oben in der linken Ecke des Scheines ein Hinweis zum Transport in ein Lager bei Bromberg mit Nummernangabe. Auf meine erstaunte Frage, warum denn nun wieder über Bromberg, meinte er "Intelligente Frau, jeden Tag irgend ein Güterzug nach Berlin" und faeste sie dabei an den Kopf. Wir zogen glücklich und voll Dank ab. Da das Datum auch noch unten auf dem Schein stand, wiffen wir den Kopf des Zettels ab, so dass nur der Text zu lesen war und von Lagertransport nichts mehr zu finden. Auch mein Arbeitgeber gab mir eine Bescheinigung der Handelskammer mit gleichem Text und polnischem Stempel.

-20-

Auch meine Arbeitgeber hatten Verständnis für unsere Lage, und sie versprachen uns zu helfen und da, wie ich schon erwähnte, sie sehr fromm waren, wollten sie auch menschlich handeln.

Es ging nun in diesen Tagen recht rasch. Wir verschwanden aus unserem Keller - es durfte niemand etwas von unserem Vorhaben merken, denn wir konnten ja nicht in einem Trupp abziehen, so schrecklich es auch war. Von dem Ehepaar Kobielski, bei denen ich also arbeitete, wurden wir für einige Tage in der Waschküche versteckt, die auf dem Boden war, es wurde sogar ein Bett aufgestellt. Wir wurden noch mit Proviant ausgestattet, und eines Tages waren wir auf dem Wege zum Bahnhof, einige Habseligkeiten in einem Sack bei uns. Der Schofför meines früheren Chefs Lewicki, brachte mich mit Mutter zum Bahnhof, wo wir uns mit Wietersheim, Frau, Kind und der Lehrerin trafen, er sollte uns evtl. durch die Sperr bringen, falls wir als Deutsche nicht durchgelassen werden sollten. Ich sehe uns heute noch dort stehen und die Gelegenheit abwarten. Diese ergab sich auch, als ein Streit mit Russen und dem Bahnbeamten anging, wir nutzten diese Gelegenheit aus, wiesen unsere russ. Bescheinigung vor und waren durch mit Hilfe des Russen.

Es fuhr aber kein richtiger Zug nach dem Westen, es standen wohl allerhand Güterzüge umher, hier und da voller Menschen, darunter viel Zigeuner. Wenn wir auch in Lumpen gingen, sah man uns doch den Deutschen an. Schliesslich fanden wir einen Zug, der nach dem Westen fahren sollte, es wusste eigentlich keiner so richtig Bescheid, aber wir wagten es, kletterten in eine Güterwagenlore, ab ging es, immer ruckweise vorwärts. Auch der Kinderwagen kam mit dem Säugling drauf. So fuhren wir, immer von einem Zug auf einen anderen kletternd stückweise weiter und langten in Betschen an. Hier war es schrecklich, ein Menschengewühl, Gefangene, Polen, Frauen und Kinder, alles durcheinander. Unsere letzten Habseligkeiten hatte man inzwischen auch gestohlen, wenn man sich umdrehte, war das Bündel weg. Nun bestand hier die Gefahr, durch Russen revidiert zu werden. Wir schmuggelten uns zwischen Polen und baten diese, uns vor den Russen zu verbergen, denn sie sortierten hier alte und arbeitsfähige Kräfte. Da bestand die Gefahr, dass ich von der Mutter getrennt werden sollte. Es war schrecklich, eigentlich die fürchterlichsten Minuten.

-21-

Mutter bekam Weinkrämpfe, ich hatte Mühe, sie zu beruhigen, hielt ihr den Mund zu, um die Aufmerksamkeit von uns abzulenken. Man suchte - es waren die unheimlichsten Minuten - zu schildern versag ich sie nicht. Am Tagesgrauen kletterten wir dann gemeinsam mit Wietersheim, die wir inzwischen auch mal verloren hatten, auf einen anderen Güterzug, der sich endlich auch in Bewegung setzte. Wir fuhren, es war im August 1945, durch menschenleere Gegenden, ein Niemandsland ohne Lebewesen, verschoessene Dörfer, überall Ruinen, eine brennende Hitze. Es war ein Zug, der als Kopfwagen einen Güterwagen hatte mit russ. Besetzung. Das Kind der Wietersheims war unsere Rettung, die Russen kletterten während der Fahrt auf unseren Wagen, es waren Plattenwagen ohne Halt, der Kinderwagen war festgebunden, sahen unsere Bescheinigung und taten uns nichts. Sie erlaubten sogar, dass für das Kind auf einem Ofen in ihrem Wagen die Milch warm gemacht wurde. Auch Polen kletterten, wenn wir irgendwo hielten, auf den Wagen, da zeigten wir unsere polnische Bescheinigung. Es war aber doch aufregend, man wusste ja nie, ob man wieder zurück musste. Unterwegs hielt der Zug wieder mal Stunden, da liefen wir weiter und kletterten wieder mal auf einen anderen. So kamen wir schliesslich auf den letzten Zug, auf dem wir dann auch in Berlin-Kaulsdorf landeten. Nun sassen wir auf dem ersten Wagen hinter der Lokomotive, wie wir aussahen? Schwarz, dreckig, verkommen.

In Kaulsdorf gingen wir zu einem Bunker, in dem die Flüchtlinge Aufnahme fanden, alles primitiv, aber wir waren der Hölle entronnen. Nach Tagen wanderten wir weiter nach Wannsee in ein anderes Flüchtlingsheim - da fing unser Leben in Deutschland an - Einzelheiten zu schildern, würde zu weit führen. Die Mutter hat alles mit Überstand, bewundernswert, aber in Berlin brach sie zusammen, sie lag lange im Krankenhaus an Entkräftung. Ich fing mein Leben als Gartenarbeiterin bei der Stadtverwaltung Zehlendorf an und harkte Wege in Anlagen. Es ging mit Geschick allmählich aufwärts, wenn man es so nennen soll. - - - - -

Olivia Puschel
 Privat, Wuppertal 238

Auf diesem Extrablatt will ich ein Erleben schildern, das ich dem allgemeinen Bericht nicht einzugliedern vermochte:

Es war in der Zeit, als wir in dem Keller in der Eichen-dorfstrasse sassen. Dort hatte mich ein Pole entdeckt, der anfang, mich an Russen zu verkaufen. Er hatte sich in seinem Keller ein Bordell für russ. Offiziere eingerichtet. Ich wurde von ihm geholt, als wenn ich zum Verhör sollte, ich musste ja auch mit, wie sollte ich mich wehren. Ich kam in den Keller, in dem es wüst herging, es wurde getrunken, geraucht, gegrölt, ich musste mitmachen, es wurde mir Alkohol eingeflössst, darunter bläuliches Zeug, das wie Spiritus schmeckte. Ich sass starr dabei, mir war zum Schreien zu mute. Dann wurde ein Raum geöffnet und die Tür hinter mir geschlossen. Ich sah noch, wie der Pole von dem Russen Geld einhandelte, 800 Zloty war ich wert. Mir selbst steckte der Russe dann noch 200 Zloty in die Tasche. Ich gab sie nicht zurück, weil ich dafür ja Essen kaufen konnte - warum sollte ich auch, er hätte es auch nicht verstanden. - - - - - Wenn es dem Polen zu lange dauerte, klopfte er an die Tür für den Nächsten. Wäre ich allein gewesen und hätte Mutter nicht bei mir gehabt, hätte ich meinem Leben ein Ende gemacht. Eine Rasierklinge, die ich heute noch besitze, hatte ich oft in der Hand, aber ich konnte es ja Mutters wegen nicht tun.

Eines Tages wurde ich krank, wir konnten uns ja nie säubern oder überhaupt waschen. Ich lief in meiner Angst der Vermutung der Krankheit zum Kommandanten der Miliz und bat um Hilfe, ebenso war meine Kusine erkrankt. Er vermittelte eine Untersuchung in der Poliklinik in der Feldstrasse, ebenso eine gründliche Behandlung, zu der er das Geld gab. Die Ärzte und Ärztinnen waren eigentlich recht nett, einige Ärzte gab es, aber die kümmerten sich sowieso nicht um Deutsche, ich hatte Glück bei einer Ärztin, die aus Warschau gekommen war, sie unterhielt sich auch mit mir. Es war aber doch unangenehm, in die Klinik zu gehen, wo wir doch in Lumpen umherliefen, man hatte ja keine saubere Wäsche, doch das half ja alles nichts. Schliesslich war eines Tages das Ergebnis negativ. Zuerst nahmen wir alle an, dass wir von den Russen in Umständen waren, da die monatl. Blutungen ausgeblieben waren, dies hatte aber nichts zu sagen, dieser Zustand hielt während der ganzen Internierungszeit an und wurde erst wieder in Deutschland normal.

-2-

Mein Arbeitgeber Kobielski war auch hinter mir her und stellte mir überall nach, und wenn ich in den Keller ging, verfolgte er mich auch. Ich hetzte herum wie ein irres Reh, er tauchte sogar in der Waschküche auf, wo er mich nur allein vermutete. Es gab manchen Kampf zwischen uns, wie sollte man sich aber wehren. Ich konnte ja auch nicht davonlaufen, konnte mich ja auch nirgends beschweren, musste den Arbeitsplatz halten, ich hatte ja die Mutter bei mir. Ich drückte mich, wo ich konnte, es war mir aber nicht möglich, ihm immer zu entweichen. Auszudenken wäre ja gar nicht gewesen, wenn die Frau so etwas entdeckt hätte.

Ebenso versuchte dieses Spiel der Hausverwalter unseres Kellers. Er bestellte mich oft in seine Wohnung, tat zuerst teilnahmsvoll, aber schliesslich merkte ich, wohinaus er wollte. Auch dies war entsetzlich, überhaupt alle diese Annäherungen, weil wir ja wehrlos waren.

Alton Puschel

Privat

München 1938

Frau
Alice Fischeh

13.4.1949

(23) K i e l
Westring 239

4 1 Bo./Er.

Sehr geehrte Frau Fischeh !

Wir danken Ihnen bestens für Ihren Brief vom 7.4. und das beiliegende Manuskript. Ich glaube allerdings, dass wir uns etwas missverstanden haben. Uns ging es um einen Bericht, der zunächst ausschliesslich die Zeit der Belagerung und des Kampfes um Posen schildern sollte, weil uns über diese Zeit so gut wie kein Material vorliegt. Ihr Bericht befasst sich zum grössten Teil mit der Zeit nach dem Einmarsch der Russen. Er ist sehr interessant und als Quelle für uns zweifellos wertvoll. Wir könnten ihn aber erst dann entweder auszugsweise oder aber als Unterlage für unsere Darstellung verwenden, wenn wir uns in einigen Monaten der Darstellung des "Ostdeutschen Schicksals" nach der Besetzung durch die Russen und der Umwandlung der Gebiete in polnisches Land zuwenden. Wir müssten Sie also um Geduld und um Erlaubnis bitten, den Aufsatz hier unter den entsprechenden Quellen aufzuheben. Vielleicht ergibt sich schon vorher in irgend einem Zusammenhang eine teilweise Verwendungsmöglichkeit. Aber das lässt sich natürlich nicht voraussagen.

In der Anlage übersenden wir Ihnen die letzten 4 Ausgaben unserer Wochenzeitung "Christ und Welt" damit Sie einen Einblick in unsere Arbeit gewinnen.

Für heute mit besten Grüssen

Schriftleitung

" Christ und Welt "

(Bengertz)

Wolfsburg, den 29. 8. 49

Sehr geehrte

Herrn Ministerpräsidenten Dr. Lübke

Herrn Bundespräsidenten Dr. Lübke

Wolfsburg, den 29. 8. 49

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,

beide

beide in Ihrem Brief vom 13. 8. 49
 nicht uninteressant, was ich für sehr wertvoll
 finde. Ihre Bitte um Über die Behandlung
 der Stellung Ihres Briefes, all in im
 eine geeigneten Informationsblatt über die
 Punkte in Preußen hat, für die ich verantwortlich
 zu sein bin, kann ich ich habe eine
Verpflichtung in der Verantwortung der
Gendarmenpflicht und habe dem
 keine Gewähr zu geben.

Es ist mir bewusst über alles für Sie
 sind die Fragen die Sie stellen, daß ich
 in der Gegend und für den Fall, daß
 wir überlegen, daß ich für Sie
 ab und zu alle ganz persönlich
 helfen und möglichen Umständen sind wir
 nicht für Sie verantwortlich.

b.w.

Das young woman from our time
 mindless suffering. Gerade für die
 Hauptleitung der "Kriegspropaganda" in
 die sie sich immer mehr verwickelt hat
 diese Arbeit ist doch sehr wichtig, und
 von dem Schriftsteller, der sie
 nicht von P. 4. die sie mit gutem, daß
 die oft von den Deutschen kommen. Aber
 die immer mehr, aber sie nicht
 ab dem - dabei nicht sagen, in die
 in Posen geboren, groß geworden, habe
 mit dem Jahre 1919 für immer die
 Heimat verlassen - bin glücklich geboren
 als meine Mutter nicht mehr
 mit meinen Eltern, aber als die
 jungen, die sie nicht hat. Ich
 nicht gut, aber ich nicht zu
 kommen. Ein Jahr später,
 die die Eltern verstorben, wurde
 ich mit ihnen glücklich geboren.

Das sie nicht in dem unter
 "eine Verhaftung von Posen" gut ist, daß
 die Arbeit ist nicht unvollständig, so
 aber da, es gut mit einem
 unglücklich mit der Entscheidung der
 Posen mit jungen, die die "Zeit",
 in die sie die 11 glücklich geboren
 Die Lage ist nicht gut, denn die
 sie immer ein gutes Ziel der Arbeit

früher. Es geht umher dieser Ort, in dem
 sich sehr Gedrungenheiten versammelten, aber
 das frühere Kennzeichen sind später bannbar
 "Zentrale" von ein glänzend Ort. Das
 diese Zentrale ist 6 Personen umgeben, und
 mit einer neuen Einrichtung, die einen von
 unten zu räumen.

Wie sehr ich gelitten habe, ich habe zu
 Ableben genommen, dann habe ich einen
 sehr tiefen in mich in der Klausur
 des Psychotherapeuten, Frau Dr. Lorenz, in
 in München. Mein Gedächtnis in
 Prostitutionen bewirkt mir, und es werden
 auf einige Personen hingewiesen, aber ich in der
 Dimensionen von meinem Verhalten zu
 kommen. Trotzdem, aber psychische
 zu sein, ist für mich. Alle
 Aufsätze habe ich sehr sehr
 wenn kann es jedoch
 zu diese Zeit.

In der Schriftstellung der "Besitz" über
 den Fall "Grüner" wissen der
 Lorenz, und ich habe von
 ob die der glänzend sind, der
 fröhlich beschrieben, weil ich
 die Geschichte der Grüner
 schreiben die mir
 falls die über der glänzend Lorenz

~~Virtuosität~~ ~~bestimmend~~ oder die
nicht alle die Kunstwerke im Bestehen,
bestehen an die besten der Kunstwerke
Kunst und die besten der Kunstwerke
im Bestehen der Kunstwerke, ~~so~~ ~~als~~
~~das~~ ~~ist~~ ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
Vorteil an den ~~besten~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
Vorteil und ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
im guten Vorteil und wie in die
Kunst ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
und ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
und ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
Vorteil ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
und ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
und ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~
und ~~die~~ ~~Art~~ ~~der~~ ~~Werk~~ ~~des~~ ~~Meisters~~ ~~sein~~

sind, wie man gut erfahren hat, an
 ihre Schwere gelangt.

Bitte geben Sie mir Bescheid, ob
 sich mein Krankheitszustand von
 Sonntag bis heute nicht abmildert. Das
 Befinden ist sehr schlecht. Ich glaube, dass
 man einen gebrochenen Hals
 finden wird, der dieser Stelle noch
 vorhanden ist.

Zu meinen Aufzeichnungen
 will ich mir bemerken, dass ich ab
 schließlich nicht wusste, alles so wieder
 zu sagen, wie es wichtig war, noch
 ganz anders als der Brief ab geht.

Danke für die mir durch einige
 Konversationsblätter, die ich gelesen habe, für
 die sehr wichtige Selbstprüfung. Bitte mir
 über die weiteren Fortschritte des
 alles für Ihre Briefe zu danken.

Freundlichste Grüße

Oliver Pöschel

J. J. 1944. (24)
 6.V.H. Kronenpark
 Haus Bergmann
 H. Lohmann.

26.7.1950

Frau Alice Püschel

(24b) K i e l
Westring 238

Sehr geehrte Frau Püschel !

Wir haben vielfach um Entschuldigung zu bitten, dass wir Ihnen solange nicht auf Ihre seinerzeitige freundliche Übersendung Ihres Manuskripts über Ihre Erlebnisse in Posen geantwortet haben. Aber wir haben bis heute darum kämpfen müssen, die Unzahl der eingelaufenen Manuskripte wieder in die richtigen Bahnen zu lenken.

Da wir Ihr Manuskript auf Grund langer und eingehender Erwägungen nicht verwerten konnten, haben wir es heute auf Grund einer Anfrage an Herrn Dr. Karlheinz Gebermann, Berchtesgaden, Dietfeldhof, weitergeleitet. Vielleicht besteht dort eine Verwendungsmöglichkeit. Sollte dies nicht der Fall sein, wird das Manuskript an uns zurückgeleitet und wir werden es dann an Sie weitergeben. Das Bild eines Posener Forts, das Sie uns seinerzeit beifügten, reichen wir Ihnen heute zurück.

Vorerst mit nochmaligem herzlichem Dank für Ihre seinerzeitige Mühe und besten Grüßen

Ihr

(Jürgen Thorwald)

Anl.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

R

REICHHELM, Günther

siehe ZS 120

Iserlohn
 Hohlweg 50-52
 Telefon 4306

Iserlohn, den 14. Mai 1949

Reschke
 An die
 Redaktion der Zeitschrift
 Christ und Welt

Stuttgart - O

 Steingrubenweg 7

Betrifft: Artikelreihe *Ostdeutsches Schicksal*.

Als gebürtigen Pommern hat mich Ihre Artikelreihe *Ostdeutsches Schicksal*, die ja z.Zt. noch läuft, sehr interessiert insbesondere deshalb, weil ich die Ereignisse in Ostpreussen, die in mehreren Artikeln dieser Reihe eingehend geschildert werden, an Ort und Stelle miterlebt habe. Ich war in Ostpreussen vom September 1944 bis zum 6. Mai 1945 eingesetzt, an diesem Tage verliessen wir Hela per Schiff. Auf Grund meines Einsatzes war ich in der Lage, das Geschehen an der gesamten Ostpreussenfront zu übersehen, ich bin auf vielen ostpreussischen Flugplätzen eingesetzt gewesen, war monatelang in Pillau, dann im Samland und in der Weichselniederung, und ich kann nur sagen, dass das, was Ihre Artikelserie bringt, voll und ganz den Tatsachen entspricht - soweit nicht die Wahrheit noch schrecklicher war und sich überhaupt der Wiedergabe entzieht. Das gilt sowohl im Hinblick auf die politischen Maßnahmen, die in Ostpreussen getroffen wurden, d.h. das Wirken der Parteistellen, die Evakuierung usw., das gilt für die militärische Seite, die ich, wie schon erwähnt, auf Grund meines Einsatzes ziemlich umfassend miterleben konnte und das gilt insbesondere für das, was über die Leiden der ostpreussischen Bevölkerung gesagt worden ist.

Sie beabsichtigen, wie ich Ihrem letzten Heft entnahm, eine Sonderausgabe mit einer ergänzten Fassung dieser Tatsachenberichte herauszubringen. Ich glaube, dass Sie mit dieser Absicht den Wunsch vieler Ihrer Leser verwirklichen und dass dieser Sonderdruck wenn er herausgekommen ist - und nicht verboten wird - Ihnen weitere Leser zuführt. Ich persönlich warte jedenfalls schon mit Spannung darauf. Ich bin bereit, der Bitte um Mitarbeit zu entsprechen, bin allerdings nicht in der Lage, Ihnen Quellenmaterial, Aufrufe, Dokumente oder Zeitungen, die Sie erbitten, zur Verfügung zu stellen. Ich könnte Ihnen höchstens aus meinen persönlichen Erlebnissen einiges in kurzen Stichworten mitteilen, in der Hoffnung, dass Sie das eine oder andere davon verwerten können. Im grossen und ganzen kann ich Ihnen für Ihre laufende Artikelreihe nichts Neues sagen, da über die Ereignisse in Ostpreussen ja bereits berichtet wurde.

Und nun einige Einzelheiten, die uns damals entweder bemerkenswert erschienen oder infolge ihrer Art sich ins Gedächtnis geprägt haben:

Ich war eingesetzt in einer Aufklärungsfliegerereinheit und wir hatten Ende 1944 festgestellt, dass in nächster Zeit der Russe mit der allgemeinen Offensive beginnen würde. Diese Erkenntnis war Allgemeingut geworden, sie war auch mit allen Aufklärungsmitteln, die der Führung zur Verfügung standen, bestätigt worden. Ebenso war es klar, dass der Russe mit einer erdrückenden Übermacht angreifen würde. Es hat uns alle damals gewundert, dass -jedenfalls in der Nähe unseres Flugplatzes (südliches Ostpreussen)-

von Evakuierungsvorbereitungen noch immer nichts zu merken war. Der Russe stiess ja dann auch vom Süden her nach Ostpreussen hinein und es ist wohl die gesamte südostpreussische Bevölkerung überrollt worden. Was uns aber am meisten wunderte war die Tatsache, dass wir nicht nur kurz vor Weihnachten 30 junge Mädchen als Wehrmachtshelferinnen zugeteilt bekamen, sondern dass nach Anfang Januar, also nur wenige Tage vor Beginn des Grossangriffs weitere 100 Mädchen ankamen und die nächsten 300 schon angemeldet waren. Wir haben diesen Wahnsinn in dieser Lage nicht verstanden und es später als grosses Glück und als Erleichterung für uns empfunden, dass wir die Mädchen noch rechtzeitig "los geworden" sind. Es ging allerdings um Haaresbreite. Es gelang noch eben, die Helferinnen in Elbing in einen Zug zu verfrachten. Als die Fahrzeuge, die die Mädchen dorthin gebracht hatten, auf dem Rückwege waren, mussten sie bereits Umwege machen, da russische Panzer bis nach Elbing vorgestossen waren.

Ich habe die Ereignisse von verschiedenen Flugplätzen aus mitverfolgt und die Bilder, die sich uns im Januar und Februar dort boten, werde ich nicht vergessen. Hunderte von Frauen und Kindern drängten sich auf den Fliegerhorsten und versuchten, in Flugzeugen mitgenommen zu werden. Das war besonders in Jesau der Fall, wo der Russe am 26.1. früh nur noch wenige km vom Platzrand entfernt war. Eisige Winterstürme fegten über den Flugplatz und jedesmal, wenn eine Ju heranrollte - und es waren herzlich wenig, die da kamen - drängte sich aufs neue eine Menge von Frauen und Kindern heran. Gepäck wurde sowieso nicht mehr mitgenommen und auch Kinderwagen konnten natürlich nicht befördert werden. So kam es denn, dass diese Ärmsten, wenn sie überhaupt in die Maschine reingekommen waren, buchstäblich ohne jede Habe die Flucht fortsetzen mussten und die meisten ahnten dabei noch garnicht, dass die Flugzeuge nur bis zum nächsten Flugplatz, nämlich Seerappen, flogen, um möglichst schnell möglichst viele Flüchtlinge aus der unmittelbaren Nähe des Gegners fortzuschaffen. Als wir dann nach Seerappen verlegt hatten, konnten wir das ganze Ausmaß dieses Elendes sehen. Hier sammelten sich Tausende von Flüchtlingen (und als auch dieser Platz später genommen wurde, sollen angeblich 2000 Flüchtlinge den Russen in die Hände gefallen sein). Dabei war es hier insofern besonders übel, als der Russe infolge besseren Wetters in diesen Tagen erhebliche Luftangriffe gegen die Flugplätze flog.

Ich habe aus der Luft beobachtet, wie die Flüchtlingsströme und Trecks über das Eis des Haffs zogen, auch dann noch als das Wasser schon kniehoch auf dem Eise stand. Ich habe mir von einem Kameraden erzählen lassen, wie er mit Bordwaffen auf dem Eise des Haffs ein russisches Schlitten-MG vernichtete, welches aus geringer Entfernung in die völlig deckungslosen Flüchtlingszüge hineinschoss - aber das sind alles nur Einzelheiten und man hat man muss wohl sagen glücklicherweise - vieles davon vergessen.

Ich kann berichten, dass in Heiligenbeil, es war wohl um die Mitte Februar herum, einige Ordnung in den Abtransport der Flüchtlinge gekommen war. Die Front hatte sich nun gefestigt und es war wenigstens etwas Zeit gewonnen worden zu derartigen Maßnahmen. Die Flüchtlinge wurden, soweit es sich um Frauen und Kinder handelte, auf den Flugplatz geschickt, alle übrigen, die einigermaßen selbst in der Lage waren, sich zu helfen, wurden gleich an die Verladestellen am Haff dirigiert. Auch auf dem Flugplatz Heiligenbeil hatten die Flüchtlinge unter starken Bombenangriffen, insbesondere unter Bordwaffenbeschuss durch russische Jäger zu leiden. Was sich in den Verladehäfen, vor allen Dingen in Rosenberg abgespielt hat, weiss ich nicht aus eigener Erfahrung. Nach den Erzählungen derer, die dort gewesen sind, muss es durch die russischen Luftangriffe und die starken Ansammlungen bei der Verladung furchtbar gewesen sein.

Wir haben dann wochenlang in Pillau gelegen und hier drängten sich die Flüchtlinge besonders. Wochen- und monatelang kamen die Fliehenden von überall her zusammen und wurden verladen. Dabei konnte der Russe mit einer Langrohrbatterie, die zunächst in der Gegend von Fischhausen stand, regelmässig Pillau beschliessen. Ich selbst habe beobachtet, dass dieser Beschuss auf die vor den Schiffen wartenden Menschenmassen kaum einen Eindruck machte. Jeder wollte auf die Schiffe und das russische Art. Feuer, das in Abständen von 1-2 Minuten lagenweise herüber kam, hinderte niemanden an dem Kampf um die Schiffsplätze. Ernst wurde die Lage hier jedoch, als die Festlandsküste schliesslich mit Balga ihren letzten deutschen Stützpunkt verloren hatte. Nun setzte der Russe ostwärts Balga Batterien ein, die die Aufgabe hatten, Stadt, Hafen und Flugplatz Pillau zu beschliessen. Hierdurch und durch die auch nun immermehr verstärkten Luftangriffe war es bald nicht mehr möglich, Schiffe in Pillau zu beladen. Die Flüchtlinge mussten weitergeschickt werden, die Nehrung entlang bis nach Kahlberg, Nickelswalde und anderen Verladestellen. Von hier wurden sie nach Hela übergesetzt und von da aus dann weitertransportiert.

Das beschreibt sich alles so leicht und war doch in Wirklichkeit fürchtbar anzusehen und mitzuerleben. Die Gegend um den Flugplatz Pillau-Neutief glich bald einem Lager aus der Zeit des 30-jährigen Krieges. Eine Barackenstadt war in der Siedlung entstanden und recht bald trieb sich dort Gesindel herum. Die Flüchtlinge selber mussten, soweit sie mit Pferd und Wagen gekommen waren, und das waren Tausende, diese in einer Lichtung hinter dem Flugplatz stehen lassen, sie durften nur eine bestimmte Menge Gepäck mitnehmen und so mussten sich dann auch die, denen es bisher gelungen war, einigermaßen unversehrt und mit geringer Habe bis hierher zu kommen, von dieser trennen. Unsere Soldaten, die bei dem Verpacken des Gepäcks, beim Ab- und Umladen und auch sonst den Flüchtlingen geholfen haben wo immer es ging, haben so manche Speckseite, so manchen Honigtopf und andere guten Sachen von den Hilfsbedürftigen bekommen. Als die Verladungen in Pillau aufhörten, war der Platz hinter dem Fliegerhorst nur noch ein einziger Haufen von Schutt und Unrat, auf dem verwilderte Pferde herumliefen.

In dieser Zeit wurden wir nochmals für wenige Tage ins Samland verlegt und haben dort die letzten Kämpfe mitgemacht. Nachdem Königsberg erneut eingekesselt war - der Gauleiter sass mit seinem Stabe zu dieser Zeit schon seit Wochen in Pillau im Bunker und erliess von hier aus seinen Aufruf gegen den "feigen Verräter Lasch" - er selber sei dienstlich verhindert gewesen in Königsberg zu weilen und in seiner Gauhauptstadt zu kämpfen - drückte der Russe von allen Seiten in Richtung auf Fischhausen und die deutsche Front wich immer mehr zurück. Die letzten Flüchtlinge, die noch aus Königsberg herausgekommen waren, waren unterwegs, alle Strassen waren verstopft, denn immer mehr drängte sich alles auf dem Südwestzipfel des Samlandes, insbesondere im Lochstädter Wald zusammen. Es führten ja nur die grosse Chaussee Fischhausen-Pillau hier entlang und ein Waldweg von Tenkitten über Neuhäuser ebenfalls nach Pillau. So waren beide Wege bald überfüllt und was an Flüchtlingen und Wehrmachtsfahrzeugen durch den Lochstädter Wald kam, wurde in diesem angehalten und seitwärts heruntergeschickt. Der Lochstädter Wald, der sowieso ein einziges grosses Lager von Art.- und Flakmunition war, wurde also zusätzlich mit Menschen und Fahrzeugen vollgepfropft und das tagelang. Diese Ansammlung griff der Russe buchstäblich ununterbrochen mit Jabos, Schlachtfliegern und Kampfverbänden an und er hatte es leicht, seine Ziele zu finden. Er brauchte nur in den Wald hineinzuworfen. Darin brannte und detonierte es bald an vielen Stellen. Auch den Kurort Neuhäuser, in dem viele Flüchtlinge

Unterschlupf zu finden hofften, griffen die Russen ununterbrochen an. Wenn dann die Flüchtlinge nach diesen Tagen voller Hitze, Anstrengungen, voller Angriffe und Schrecken glaubten, in Pillau am Ziel zu sein, dann trafen sie einen Ort, in dem jeder Keller voll von Zivil und Militär sass, der Tag und Nacht ebenfalls angegriffen wurde, und in dem die Fähre nur unregelmässig fahren konnte wegen der dauernden Luftangriffe und Beschiessungen; und dann hatten diese Flüchtlinge noch den langen Weg über die Nehrung vor sich, den sie ebenfalls zu Fuss bis zu den Verladehäfen zurücklegen mussten. Der Flugplatz Pillau selbst war daher auch bald mehr ein einziges grosses Lazarett und ein Friedhof als ein Fliegerhorst. Infolge des Betriebsstoffmangels und der unerhört starken russischen Luftüberlegenheit war ja an Einsatz überhaupt von hier aus kaum noch zu denken, es lagen auch nur noch 2 schwache fliegende Verbände auf dem Platz, trotzdem war der Horst überfüllt. Die festen Gebäude wurden teilweise zu Lazaretten, teilweise zu Flüchtlingsunterkünften gemacht, der Kriegerfriedhof im Wald hinter der letzten Halle wurde schnell grösser und immer mehr weisse Holzkreuze zeigten die Zahl der Opfer an. Und es waren nicht nur Soldaten, die dort bestattet wurden, sondern ebenso viele Flüchtlinge, Frauen und Kinder.

Nachdem auch Pillau und die Nehrung in russischer Hand war, lag ich zuletzt in der Weichselniederung, wo wir am 5. Mai den Befehl erhielten, uns nach Hela einzuschiffen. An den Verladestellen in Nickelswalde war schon in den Tagen und Nächten vorher eine Völkerwanderung und ein unheimlicher Ansturm auf die wenigen Prähme der Marine zu beobachten gewesen. Von hier aus wurde nach Hela übergesetzt und von da aus fuhren die Geleite nach dem Westen. Ich selbst kam mit dem Rest meiner Einheit am 6. Mai früh auf ein Geleit, welches an diesem Tage abends unter beginnendem russischen Art. Feuer ablief. Wir bekamen sehr bald starken Nebel einbruch, sodass wir bis auf die Höhe von Bornholm von Fliegern, Schnellbooten und U-Booten verschont blieben. Durch den Kommandanten des Torpedobootes auf dem wir fuhren hörten wir dann am 7.5. die Nachricht von dem am 8. eintretenden Waffenstillstand. Wir alle waren sehr betroffen davon, denn wir wussten, dass bei weitem nicht alle Deutschen von Hela hatten weggeschafft werden können. Als wir dann vor Kopenhagen lagen, trafen ununterbrochen weitere Fahrzeuge aller Art dort ein, die mit Soldaten und Flüchtlingen besetzt waren. Selbst unsere alte Pillauer Fähre, die "Seeschlange", die in Pillau schon bei geringem Seegang den Übersetzverkehr nicht mehr bewältigen konnte, hatte - auch sie beladen bis zur äussersten Möglichkeit - die Fahrt über die Ostsee geschafft. Glücklicherweise herrschte in diesen Tagen ruhiges Wetter, sodass durch die See keine Opfer mehr gefordert wurden. Vor Kopenhagen wurden dann die deutschen Zerstörer durch die englische Kriegsmarine übernommen und alle Deutschen, ausser der Besatzung, mussten diese Kriegsfahrzeuge verlassen. Auf dem als Verwundetenschiff eingerichteten Dampfer "Bena", er war für 400 Verwundete vorgesehen, fanden dann 6000 deutsche Soldaten Platz. Die Tage vom 9. bis zum 17.5. haben wir auf diesem Schiff verbracht und die Zustände, die dort herrschten kann man sich bei der Maihitze, dem wenigen Platz, den völlig unzureichenden sanitären Einrichtungen und der Untätigkeit ja denken. Trotzdem ist auch das gutgegangen, da jeder nach Hause wollte und sich deshalb zusammennahm. Unangenehm wurde die Stimmung auf dem Schiff, als in Kiel beim Ausladen der Verwundeten ein sowjetischer Offizier an Bord erschien und die Auslieferung der etwa 120 Esten oder Letten verlangte, die sich auf dem Schiff aufhalten sollten. Sofort schwirrten natürlich die wildesten Gerüchte herum. Die verlangten Esten waren jedoch nicht zu finden und der Russe verschwand wieder, worauf sich die Gemüter beruhigten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Am 17. wurde das Schiff in Travemünde entladen und wir traten den Marsch in die Gefangenenzone Holstein an.

Wie ich schon zu Anfang erwähnte, konnte ich nur einige persönliche Erlebnisse schildern, habe sie auch nur in grossen Zügen gestreift, da ich nicht weiss, ob dies alles für Sie interessant ist. Sollte das der Fall sein und Sie wollen über das Eine oder Andere Näheres wissen, dann bin ich natürlich gern bereit, Ihnen darüber mehr mitzuteilen.

Nochmals möchte ich erwähnen, dass ich auf den Sonderdruck, den Sie herausbringen wollen, sehr gespannt bin und hoffe, dass es nicht mehr allzu lange dauert bis er erscheinen kann. Im übrigen möchte ich Ihnen, falls Sie das interessiert, mitteilen, dass ich Ihre Zeitschrift bei meinen Bekannten und Kameraden empfohlen habe, nicht nur wegen dieser Artikelserie, die ja gerade meine ehemaligen Kameraden als Mitbeteiligte auch besonders interessiert, sondern auch ganz allgemein unter Hinweis auf die ganze Art Ihrer Berichterstattung und auf die Ansichten, die in Ihrer Zeitschrift zum Ausdruck kommen.

Hochachtungsvoll!

Volkmar Ruppel.

21.V. 49

Herrn
Volker Reschke

41/86/3d

Arlohn
Anlerweg 50-52

Sehr geehrter Herr Reschke,

vielen herzlichen
Dank für Ihren Brief vom 14.5., der für uns sehr
aufschlussreich war. Dürften wir Sie bitten, uns
doch noch etwas Näheres über die Ereignisse auf
dem Flugplatz in Jessau zu berichten. In der
Hoffnung auf eine freundliche Gegenäußerung
und mit nochmaligem herzlichen Dank zeichnen wir

Schriftleitung "Christ u. Welt"

(Benzartz)

Iserlohn, den 8. August 1949

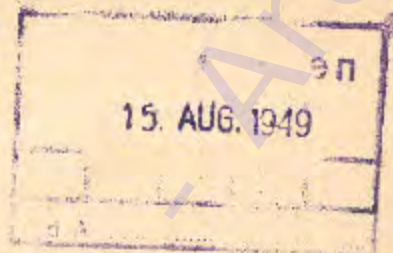
Volker ReschkeIserlohn
Hohlerweg 30-52
Telefon 4506

An die

Schriftleitung "Christ und Welt"

Stuttgart - 0

Postfach 927

Betrifft: Ihr Schreiben vom 21.5.49.

Erst heute komme ich dazu, Ihr Schreiben zu beantworten. Sie baten mich darum, noch etwas über die Ereignisse auf dem Flugplatz Jesau/Ostpreussen im Januar 1945 zu berichten. Ich hoffe, dass meine aus Zeitmangel erst jetzt mögliche Schilderung der damaligen Ereignisse, wie ich sie in Erinnerung habe, Ihnen noch etwas nützt und nicht -falls Sie sie für eine Zusammenstellung Ihrer Ostdeutschen Serie benötigen- zu spät kommt.

Ich kam seinerzeit -am 25.1.1945- nachmittags gegen 15 Uhr auf der Verlegung von Rastenburg mit einem Flugzeug in Jesau an. Ganz Ostpreussen war damals tief verschneit, es herrschte Kälte von erheblichen Graden und ausserdem eine Wetterlage, die die Fliegerei stark beeinträchtigte. Es herrschte etwa eine Woche lang ziemlich dichter Hochnebel bis hinauf in etwa 400 m Höhe, darüber war ziemlich klarer Himmel. Ich sagte schon, dass dieses Wetter Luftensätze ziemlich stark behinderte. Es war dies ein Glück für die Millionen von Flüchtlingen, die in diesen Tagen unterwegs waren. Seit dem Beginn des russischen Angriffs am 12.1., der ja in wenigen Tagen an der Ost- und Südgrenze Ostpreussens die Front aufgerissen hatte, waren aus diesen Gegenden die Flüchtlingsströme und Trecks unterwegs. Im allgemeinen zogen sie sich in Richtung auf Königsberg oder überhaupt nach Norden hin an die See.

Auf dem Flugplatz Jesau lag zu jener Zeit, soweit ich weiss, ein Schlachtfliegerverband mit FW 190. Wir hatten eine geringe Wetterbesserung ausgenutzt, um unsere Verlegung vom Flugplatz Rastenburg, auf die wir schon seit Tagen warteten, endlich durchführen zu können. Bei ganz geringer Flugsicht auf 1 bis höchstens 2 km hatten wir endlich einen Zeitpunkt gefunden, zu dem die Verlegung durchgeführt werden konnte. Wir hielten uns dabei an die Strassen, die von Rastenburg nach Jesau führten und konnten ohne Verluste unseren Verband überführen. Trotz dieser schlechten Wetterlage starteten und landeten Schlachtflieger von Jesau aus ununterbrochen in den Dunst und Nebel hinein und das nicht nur am Nachmittag, sondern sogar später noch bis in die fast völlige Dunkelheit. Wie notwendig dies auf Grund der kritischen Lage war, erhellt aus der Tatsache, dass der Russe mit seinen Schlachtfliegerverbänden uns zu jener Zeit ungestört liess, das tat er sonst aus Wettergründen verhältnismässig selten im Grosskampf. Und noch ein anderer Teil der deutschen Luftwaffe war ununterbrochen unterwegs: das waren die wenigen Transportmaschinen, die in Ostpreussen verfügbar waren. Das war der erste Eindruck, den wir bei der Landung in Jesau bekamen: Starten der Schlachtflugzeuge, Transportflugzeuge im ununterbrochenen An- und Abflug - ein auf Flugplätzen sonst noch nicht gesehenes Bild, Flüchtlinge, die sich zu diesen Transportmaschinen drängten. Für uns selbst war der Weiterflug nach Seerappen nicht mehr möglich, einzelne Maschinen, die es versuchten, mussten umkehren, da der Flugplatz Seerappen völlig im

Nebel lag. Dazu muss hemerkt werden, dass wir ohne Blindflugausrüstung flogen, dass die Transportflugzeuge aber, die Seerappen laufend anfliegen mit diesen Hilfsmitteln für den Blindflug ausgerüstet waren. So konnten sie dann auch im Laufe des Nachmittags und bis in die Nacht hinein eine verhältnismässig grosse Anzahl von Flüchtlingen aus Jesau weg und zunächst nach Seerappen bringen. Die Flüchtlinge wurden jedoch nicht weniger, sondern immer mehr strömten zur Kommandantur und drängten sich zu den heranrollenden Maschinen. Sie möchten wohl hoffen, dass sie von Ostpreussen gleich nach Westen ins Reich geflogen würden und dort in Sicherheit waren. Nur die Wenigsten ahnten, dass sie zunächst einmal aus dem unmittelbaren Bereich des Gegners weggebracht werden konnten, denn die geringe Anzahl der Transportmaschinen mussten auf diese Weise ausgenutzt werden. Flüge ins Reich und zurück, haben, abgesehen von der Beanspruchung der Maschinen und der mir unbekanntem Wetterlage auf diesem langen Flug, immerhin einen Tag beansprucht und man hätte so wohl nur einen Bruchteil der Flüchtlinge abtransportieren können. Mir ist während der Stunden, die ich in Jesau war, nicht aufgefallen, dass irgend eine Transportmaschine etwas anderes als Flüchtlinge weggebracht hätte. Bei der grossen Kälte, die herrschte, waren die Flüchtlinge, die sich auf dem Flugplatz befanden, den Witterungseinflüssen voll ausgesetzt. In erster Linie waren es ja Leute, die nicht mit Pferd und Wagen kamen, sondern die wohl aus der näheren Umgebung zum Flugplatz geströmt waren. Ich habe auch hauptsächlich Frauen und Kinder dort gesehen und es ist wohl anzunehmen, dass andere Personengruppen garnicht zum Abtransport zugelassen worden ~~wären~~ sind. Es war selbstverständlich, dass bei der grassen Anzahl derer, die weg wollten und der geringen Anzahl der Maschinen, die zur Verfügung standen, jeder nur das nötigste Gepäck, d.h. im Höchsthalle einen Handkoffer mitnehmen konnte. Kinderwagen, in denen ja meist auch noch ein Teil des jedenfalls für die Kinder Notwendigen mitgebracht worden war, mussten stehenbleiben und so sind in Seerappen sicherlich viele angekommen, die nun überhaupt nichts mehr hatten, um sich gegen Hunger und Kälte zu schützen.

Hier in Jesau traf ich auf der Flugleitung eine Frau, die bereits zu den ersten gehörte, die die Ausreise auf dem Landweg nicht mehr geschafft hatten. Sie erzählte, dass sie noch bis Elbing gekommen war, dass aber die Züge nicht mehr durchgegangen waren nach Pommern, da der Russe die Bahnstrecke wohl schon unterbrochen hatte. Sie war daraufhin umgekehrt und wie so viele andere, hatte sie versucht, nun mit Hilfe der Transportflugzeuge Ostpreussen zu verlassen.

Am nächsten Morgen (26.1.45) versuchten wir, unsere Verlegung durchzuführen, was auch infolge besseren Wetters gelungen ist. Vom frühen Morgen ab startete von uns eine Maschine nach der anderen, auch die Schlachtflieger und die Transportverbände waren wieder in lebhafter Tätigkeit. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich unter den Flüchtlingen erhebliche Unruhe verbreitet, da man vom Osten her Gefechtslärm hörte, auch schon einzelne Leuchtkugeln aufsteigen sah und wie immer in solchen Situationen die Gerüchte umherschwirrten. Der Russe sei schon ganz in der Nähe wurde erzählt, einige wollten sogar wissen, dass er schon am Ostrand des Flugplatzes angelangt sei und man musste versuchen, die Leute durch Ruhe und gutes Zureden davon zu überzeugen, dass es noch nicht so schlimm war, denn selbstverständlich wurde daraufhin der Andrang auf die Flugzeuge nun stürmisch. Es spielten sich Szenen ab, Frauen weinten, Kinder schrien, wenn sie wieder nicht mitgenommen waren. Das Wetter war glücklicherweise besser, andererseits musste man mit russischen Luftangriffen rechnen. Solange ich auf dem Flugplatz war, sind sie

jedenfalls nicht geführt worden. Um etwas Näheres über die Lage zu erfahren, setzte ich mich am Vormittag in den Fieseler Storch und flog von Jesau aus zunächst nach Süden die Strasse nach Pr.-Eylau ab. Denn bog ich nach Osten ab und flog etwa in Höhe unserer Art. Stellungen wieder nach Norden. Die Front verlief in diesem Abschnitt etwa von Norden nach Süden und ich konnte feststellen, dass einige 10-12 km ostwärts des Platzes Jesau jedenfalls noch nicht gekämpft wurde. Die Gerüchte waren also wie üblich, stark übertrieben, was natürlich nicht an unangenehmen Folgen hinderte. An diesem Flug, der bei Sonnenschein über einer weiss verschneiten Landschaft stattfand, hätte man bei strahlender Sonne und blauem Himmel durchaus ein grosses Vergnügen haben können, wenn man nicht unter sich auf allen Strassen und Wegen die Flüchtlingstrecks gesehen hätte. Von einzelnen Trecks kann man eigentlich garnicht mehr sprechen, denn jede Strasse und fast jeder Weg, der einigermaßen befahrbar war, war mit Tausenden von Wagen dicht belegt, die Strassen sogar von 2-3 Kolonnen nebeneinander, sodass Wehrmachtswagen sich ihren Weg zum Teil ausserhalb der Strasse auf den Feldern suchten mussten. Hier konnte man bereits sehen, dass keine einheitliche Führung und Anweisung für die Bevölkerung ausgegeben worden war, denn wenn auch die Hauptmasse nach Norden nach Königsberg zu zog, so konnte man doch von anderen Wagenkolonnen sehen, die dem direkt entgegen zogen und offenbar versuchten, auf andere Weise dem Russen zu entgehen. Wie gesagt, das Bild selber war durchaus dazu angetan, dass man seine Freude daran haben konnte, wenn nicht das Bewusstsein da gewesen wäre, um was es sich hier eigentlich handelte. Es sah denn auch einige Tage später, als die Schneestürme wieder eingesetzt hatten, gänzlich anders aus. Nachdem ich in der Flugleitung Jesau das Bild der Lage gegeben hatte, wie es sich mir bot und die Leute zunächst einmal etwas beruhigte, flog ich dann weiter nach Seerappen.

Ich habe Ihnen hier nun nicht besonders viele Einzelheiten geben können, man vergisst ja auch so manches und dies alles liegt ja schon 4 Jahre zurück. Aber der allgemeine Eindruck des Durcheinanders, der Hilflosigkeit der Flüchtlinge und des Bemühens der Transportflieger, zu helfen, was sie mit ihren schwachen Kräften zu tun vermöchten, der ist mir geblieben. Ob Sie nun mit diesen Ausführungen etwas anfangen können, das weiss ich nicht, wenn, dann würde es mich freuen. Darf ich mir zum Schluss die Frage erlauben, wie weit Ihre Pläne gediehen sind, einen zusammenfassenden Druck über die Serie Ostdeutsches Schicksal herauszubringen? - Noch etwas möchte ich Ihnen sagen. Ich habe einen meiner damaligen Bekannten, mit dem ich auch heute noch in regelmässigem Briefwechsel stehe, auf Ihre Zeitschrift hingewiesen, insbesondere auf die Serie "Ostdeutsches Schicksal". Er hat mir in diesen Tagen mitgeteilt, dass er Ihre Zeitschrift schon länger kenne, dass er nicht erst durch meinen Brief darauf aufmerksam geworden ist. Und er hat mir ferner meine Ansicht, die ich ihm ausgedrückt habe, bestätigt, nämlich dass "Christ und Welt" derzeit und der ganzen Art und Weise, wie sie die Probleme anfasst, die beste Schrift ist, die er augenblicklich kenne.

Voller Dank

Volk's Raschke

Iserlohn, den 27. Dezember 1949

Hollerweg 99-89
Telefon 4505

An den
Steingrüben-Verlag

S t u t t g a r t - 0

Postfach 927

Zu Weihnachten habe ich das Buch von Thorwald gelesen "Es begann an der Weichsel". Ich selbst bin Pommer und war im Kriege zuletzt in Ostpreussen. Ich habe die Ereignisse in Pillau, im Samland und auf der Wehrung miterlebt, da ich als Staffelkapitän der in Pillau stationierten Aufklärungsstaffel alles aus nächster Nähe ansehen konnte. Aus diesen Gründen hat mich Ihr Buch ganz besonders interessiert. Es ist ja keine Weihnachtslektüre und doch ist es gut, wenn man sich an die Zeit vor knapp 5 Jahren erinnert, während man selbst unter dem Weihnachtsbaum im Kreise der Familie sitzen darf. Die entsetzlichen Ereignisse sind zum Teil vergessen, zum Teil bewusst in den Hintergrund der Erinnerung gedrängt worden.

Die Lektüre des Buches hat mich dazu gebracht, Ihnen einige Vorschläge oder Anregungen zu machen.

Ich bin der Meinung, dass man mit der Sammlung von Quellenmaterial aller Art - wie es als Unterlage für das Buch benutzt worden ist - nicht aufhören sollte. Nicht deswegen, um vielleicht für später Propagandamaterial zur Hand zu haben, falls es einmal "andersherum kommen sollte". Es ist vielmehr wichtig, zunächst einmal für die objektive Wahrheit. Es ist einem doch gerade bei der Lektüre dieses Buches wieder so gegangen, dass man zeitweilig das Gefühl hatte - nun, - eben ein Buch zu lesen. Man musste sich tatsächlich daran erinnern, dass es die Wahrheit ist, die dort aufgezeichnet stand und dass man diese Wahrheit selbst aus nächster Nähe miterlebt hat. Gerade bei der Vernichtung aller Dokumente, die den Osten betreffen, sollte man über diesen Teil der Geschichte des deutschen Ostens Material sammeln so viel man irgend bekommen könnte. Und es leben noch genug Menschen, die als Handelnde oder Leidende berichten können.

Das restliche Westeuropa muss vor dem Bolschewismus geschützt werden! Es muss daher wissen, was Bolschewismus bedeutet. Und das wissen vielleicht einige Politiker, die möglicherweise ihre Politik danach einrichten. Die Völker wissen es nicht. Nur wir Deutschen, als einzige, die noch nicht vom Bolschewismus beherrscht werden und daher noch rufen können. Es sollte dafür gesorgt werden, dass dieses Buch in engl. und franz. Übersetzung in die Welt hinaus geht. Nicht um gegen die Russen zu hetzen, sondern, damit die Völker wissen, dass es ums Letzte geht.

Im übrigen wünsche ich dem Buch in Westdeutschland eine weite Verbreitung und zwar nicht nur unter Flüchtlingen und Ostdeutschen sondern auch unter den Westdeutschen. Und zwar nicht

deshalb, ~~XXXXXX~~ um ihnen zu zeigen was die Ostdeutschen doch alles mitgemacht hätten und dass sie daher zu bemitleiden seien, sondern nur deshalb, damit sich endlich in Westdeutschland einmal in der Allgemeinheit herauspricht, was bisher nur Einzelnen aufgegangen zu sein scheint. Nämlich dass nur bitterste Not die Menschen im Osten gezwungen hat ihre Heimat zu verlassen. Und dass alles was die Menschen im Westen erduldet haben, doch wohl nicht an das Entsetzliche heranreicht, was den Menschen im Osten ergriffen hat, als "Menschen" über ihn kamen. Denn der schrecklichste der Schrecken ist tatsächlich der Mensch.

Meine Anregungen sind aber möglicherweise unnötig, denn ich könnte mir vorstellen, dass auch Ihre Überlegungen in derselben Richtung gegangen sind, dass an Quellenmaterial weiter gesammelt wird, was zu erreichen ist und dass Sie u.U. auch schon daran sind, dies Buch in fremden Sprachen erscheinen zu lassen.

Volkmar Pfeiffer

Institut für Zeitgeschichte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Wirtschafts Zeitung

Redaktion

Curt E. Schwab G.m.b.H., (14a) Stuttgart W, Silberburgstraße 193 • Telefon 77646, 76032 • Telegramm-Adresse: Wetz Stuttgart

Stuttgart, 16. Mai 1949
Dr. Rz/hnHerrn
Jürgen Thorwald
Redaktion "Christ und Welt"Stuttgart - O
Steingrabenweg 7

Sehr geehrter Herr Thorwald!

Als Angehöriger der Kurland-Armee habe ich mit besonderem Interesse Nr. 18 vom 5. Mai mit dem Kurland-Aufsatz gelesen. Die Genauigkeit, mit der der Aufsatz geschrieben ist, freut mich umso mehr, als ich sie jetzt als Masstab auch für die andern Berichte der Zeitung über den Ablauf des Krieges in Osten nehmen darf.

Die Redaktion hat in der gleichen Nummer angekündigt, dass die Tatsachenberichte "Ostdeutsches Schicksal" als Buch erscheinen sollen. Das gibt mir Anlass, zu dem Kurland-Artikel noch einige Bemerkungen zu machen. Die einzige ungenaue Angabe ist die am Schluss, dass die letzten Schiffe Libau vor 14 Uhr verlassen hätten. Tatsächlich sind sie nachmittags zwischen 17 und 18 Uhr aus dem Kriegshafen ausgelaufen. In dem weiten Vorhafen von Libau haben sich dann drei Geleitzüge formiert, die abends, kurz vor 21 Uhr, endgültig Libau verlassen haben. Der südlichste von den drei Geleitzügen wurde von russischen Flugzeugen verfolgt. Wir haben vom nördlichsten Geleitzug aus den Feuerzauber beobachten können. Die auslaufenden Schiffe haben nicht nur Verwundete mitgenommen, sondern "nach Befehl der Heeresgruppe" soweit Platz war, auch andere Wehrmachtsangehörige. Diese Wehrmachtsangehörigen waren durch Befehl ausgesucht. Soweit es technisch noch zu machen war, hat jede Division einige Offiziere oder einen Offizier und 125 Mann gestellt. Dabei sollten Familienväter und Soldaten mit Tapferkeitsauszeichnungen bevorzugt werden. Ausserdem haben auch die nicht zu den Divisionen gehörigen Formationen nach Befehl solche Truppe auf die Flotte geschickt. Der Zugang zum Kriegshafen war von Feldgendarmerie abgeriegelt, so dass tatsächlich nur Truppe, die zur Einschiffung befohlen waren, in den Hafen kommen konnten. Die Schiffe sind in keiner Weise gestürmt worden. Bilder, wie sie von der Krim oder vom Flugplatz Stalingrad usw. berichtet werden, waren wohl nicht zu sehen. Während die drei Geleitzüge sich auf der Ausschreide formierten, kamen allerdings noch eine Menge kleinerer Boote mit Offizieren und Mannschaften, deren Einschiffung nicht "befohlen" war, die aber selbstverständlich mitgenommen wurden, so dass die Schiffe beim Auslaufen natürlich völlig überladen waren. Das Bild der freiwilligen Disziplin in diesen letzten Stunden in Libau ist einer meiner tiefsten Eindrücke vom Ende des Krieges; die Sperre der Feldgendarmerie am Hafen hätte wohl leicht überrannt werden können.

Nach Rendulic ist kurze Zeit der Generaloberst von Vietinghoff Oberbefehlshaber in Kurland gewesen. Er ist aber bald nach Oberitalien zurückversetzt worden.

In dem Kapitel "Estland wurde in zehn Tagen geräumt" werfen Sie die Frage auf, "ob deutsche Befehlshaber in Kurland nicht gegen den Willen Hitlers, aber getreu der Stimme der Vernunft und des Gewissens, den Durchbruch in die Heimat hätten befehlen können und müssen". Meines Wissens hat schon die Kurland-Schlacht (ich weiss nicht, ob sie als zweite oder dritte zählt), die von Ende Oktober bis Mitte November 1944 tobte, die Entscheidung darüber gebracht, dass dieser Durchbruch unmöglich war. Meines Wissens sind damals Panzer der Kurland-Armee zwischen Preekuln und Frauenburg zum Stoss nach Süden konzentriert gewesen. Die Russen hatten die Stellung aber rechtzeitig erkannt und selbst in diesem Abschnitt sehr starke Panzerkräfte konzentriert. Der deutsche Vorstoss blieb stecken und die Panzer der Heeresgruppe haben nie mehr zu einem Durchbruch gereicht. Wir konnten froh sein, dass die Heeresgruppe gerade noch eine "Feuerwehr" hatte, um tiefere russische Einbrüche und einen katastrophalen Untergang der Heeresgruppe abzuwehren. Übrigens stimmt es nur beschränkt, dass man "mit Ruhe der siebenten Kurland-Schlacht entgegensah". Man hoffte, auch einen neuen russischen Angriff noch einmal abschlagen zu können. Man war sich aber völlig klar darüber, dass mit dieser Schlacht Waffen, Munition, Treibstoff und aller anderer Nachschub so verbraucht sein würde, dass die Heeresgruppe nach gewonnener Schlacht wehrlos gewesen wäre. Der Nachschub der Heeresgruppe war längst völlig ungenügend. Irgendwann, Anfang 1945, hat der Wehrmachtsbericht stolz gemeldet, dass Flieger und Fliegerabwehr über Libau binnen 36 Stunden ungefähr 120 russische Flugzeuge abgeschossen hätten. Das ist wahr gewesen, aber der zweite Teil der Ereignisse ist nicht gemeldet worden. In diesen 36 Stunden sind 30 000 Tonnen Schiffsraum versenkt und 20 000 Tonnen so schwer beschädigt worden, dass sie für den Nachschub nicht mehr zu brauchen waren. Angesichts der höchst prekären Lage der Marine in der Ostsee war ein derartiger hoher Schiffsraumverlust eine wirkliche Katastrophe, zumal es sich bei den versenkten Schiffen natürlich um Schiffe mit den entsprechenden Einrichtungen gegen magnetische und akustische Minen handelte, Einrichtungen, die viele von den zu den letzten Räumungsfahrten herausgeholtten Schiffen gar nicht hatten.

Nach dem russischen Durchbruch von Mitte Januar 1945 am Weichselbrückenkopf südlich Warschau war wohl jeder Durchbruchversuch aus Kurland nach Süden unsinnig. Ob ein Abtransport über See ohne schwere Waffen irgend einen Sinn gehabt hätte, erscheint mir zweifelhaft. Die wenigen Divisionen, die Ende Januar Anfang Februar abtransportiert wurden, sind planlos und sinnlos von Danzig aus in den Kampf geworfen und verbraucht worden und das Schicksal der betroffenen Wehrmachtsangehörigen ist um vieles schrecklicher gewesen als das Schicksal der in Kurland verlassenen und in Gefangenschaft geratenen. Wenn man einmal davon absieht, dass schon der Anfang des Krieges ein Verbrechen gewesen ist, dann war wohl der letzte Moment, ihn abzubrechen und möglichst viele deutsche Soldaten wieder in die Heimat zurückzubolen, der Sommer 1944. In jedem späteren Moment waren weder die Transportmittel noch die militärische Herrschaft über die Transportwege ausreichend um mehr als zufällige Erfolge beim Abtransport der deutschen Armeen zu erreichen.

Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord (später Kurland), Generaloberst Lindemann, hat Anfang Juli 1944 Hitler vorgetragen, dass nach dem Durchbruch der Russen bei der Heeresgruppe Mitte nur wenige Tage Zeit zur Verfügung ständen, um die Heeresgruppe Nord unverzüglich zurückzunehmen und eine neue Front dicht vor den deutschen Grenzen aufzubauen. Er wurde von Hitler nach diesem Vortrag sofort entlassen und Hitler soll angeblich zu seiner Umgebung gesagt haben:

"Militärisch war Lindemanns Vortrag richtig. Wenn dieser General aber nicht einsieht oder nicht zu glauben vermag, dass ich aus ganz andern technischen, politischen und strategischen Konzeptionen handle, als er sich vorzustellen vermag und wissen darf, dann kann ich ihn nicht brauchen!" Praktisch ist wohl mit dieser Entscheidung das Schicksal der Heeresgruppe Nord beziehungsweise Kurland besiegelt gewesen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

W. H. Ribbentrop

Institut für Zeitgeschichte

Thorwald

Herrn
 Dr. Richarz
 Deutsche Zeitung
 Wirtschafts-Zeitung
Stuttgart
 Silberburgstr. 193

22. Nov. 1949

Sehr geehrter Herr Dr. Richarz !

Ich komme leider erst heute dazu, auf Ihren freundlichen Brief vom 16. Mai 1949 über die Kurland-Armee zu antworten.

Inzwischen habe ich mich durch einige tausend Zuschriften und Unterlagen hindurchgewühlt. Anfang Dezember erscheint als I. Band eines grösseren historischen Werkes, das die Ereignisse in Ostdeutschland von Januar 1945 bis zur Kapitulation behandelt, das Buch: "ES BEGANN AN DER WEICHSEL".

Die Ereignisse in Kurland und vor allem die Kapitulation werden zwar erst im II. Band geschildert, der Anfang 1950 erscheinen wird. Aber Sie werden verstehen, dass ich es gern sehen würde, wenn Sie in der Deutschen Zeitung einmal den I. Band besprechen oder die Besprechung veranlassen könnten.

Ihr damaliger Brief hat mir noch viele wertvolle Ergänzungen für die Darstellung der Ereignisse in Kurland gegeben. Nach Erscheinen des II. Bandes werde ich mir daher erlauben, Ihnen - sozusagen als Mitarbeiter - diesen Band zu übersenden.

Ich wäre Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie mitteilen könnten, ob Sie Interesse an einer Lektüre und Besprechung des I. Bandes haben. In diesem Falle würde ich mir dann erlauben, Ihnen diesen Band nach Erscheinen Anfang Dezember zu übermitteln.

Für heute verbleibe ich mit verbindlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

(Thorwald)

3.10.1950 HvR/Gr/7

Herrn
Dr. Hugo Richardz
Kuratorium für Technik
in der Landwirtschaft
(16) Frankfurt/Main
Siesmayerstrasse 6

Sehr geehrter Herr Dr. Richardz !

Im Namen von Herrn Thorwald sowie auch im Namen des Verlages erlauben wir uns, Ihnen unseren Dank für Ihre Mitarbeit an dem 2. Band "Das Ende an der Elbe" auszusprechen.

Wir erlauben uns, Ihnen beiliegend ein Exemplar des Buches zu Ihrem eigenen Gebrauch zu überreichen.

Mit den besten Empfehlungen

Ihre



(Frau Hildegard Grosse)

Anl.

Antwort Nr. AB III
ZS/A-Z/06 - 77

Institut für Zeitgeschichte	
19. Juni 1964	
Eingeg. am:	
Ho	Na

B
10.6.64
11.11.64

Ihre
Justiz für Festgesetzte
danken

Wölkstraße 8.

Ihre Herrn Leiter
persönlich!

Sehr geehrter Herr,

nachdem wir das Brüder-
arbeits und das Presse und Infor-
mationsamt sowie die Deutsche
Dienststelle mitgeteilt haben, dass
derselben nicht alle Verordnungs-
blätter der Luftwaffe von
Nov. 44 - Mai 45 besitzen, bitte
ich Sie doch in Ihren Unterlagen
nachzusehen,

ob in den Verordnungs-
blättern der Deutschen Luftwaffe
mein Name: Vorname nach:
Hans in Bezug auf Verleibung

VORRE.

des LW

des Ritterkreuzes und des Deutschen
Kreuzes in Gold genannt, in

Zeit: ab Nov 44 - Mai 45

Truppenteil: Fallschirmjäger Pz 16
oder Pz - Gren - Pz 3 Hg

Gleichenfalls ist nachzusehen - er
sichere eine Dokumentation über
Ostpreußen 44 (hier: Memmersdorf
dort viel Grauel - ob über Memmers-
dorf Oktober 44. Hier in per die elde
Unterlagen dort befinden!

Diese Zusammenfassung habe ich von Herrn
Dr. Seeberg - Giesefeldt - Presse und
Informationsamt der Bundesregierung
angefordert. Dokumentierung unter Abschrift
vom Original in Memmersdorf.
Kann bei Bedarf dort bleiben!

mit vorzüglicher Hochachtung

Faust F. Riedel
Major a. D.

A b s c h r i f t

Berlin, den 6.12.1944

Stabsoffz.Lw.Prop.
b.Fallschirm.AOK

Betr.: Ihr Schreiben v. 3.12.44

Hauptmann
Hans-Heinrich Richter
(11a) K a r l s b a d /Sudetenland
Lazarett Hotel Post.

Sehr geehrter Herr Hauptmann!

In der Anlage wird Ihnen eine Abschrift des unzensierten Berichtes
"Die drei-tägige Schlacht um Nemmersdorf" übersandt.

im Okt 1944 Heil Hitler!

gez. Kessmann
Oblt.u.Stabsoffz.Lw.Prop.bei
Fallschirm.AOK.

L w.Kriegsberichter Abt.b.Fallsch.AOK. Nemmersdorf, in den letzten Okt.Tagen
Berichter Uffz.Heinrich Papendick

Verteilerwunsch:

Berliner Zeitung
Ostpreussische Presse
Der Fallschirmjäger

Die dreitägige Schlacht um Nemmersdorf

Das Tor Ostpreussens durch Fallschirmjäger zurückerobert.
Entscheidende Tat der Kampfgruppe Richter
Von Kriegsberichter Heinrich Papendick

PK. Dieser Bericht ist ein Ausschnitt aus den Kampfgeschehen der letzten Tage, ein Rückblick auf die entscheidende Tat einer kleinen, aber außerordentlich tapferen Gruppe von Fallschirmjägern, die in Batl.-Stärke den Riesenansturm der sowjetischen Massen auf das Tor Ostpreussens aufgehalten hat und somit den Gesamtoperationen im ostpreußischen Raum die entscheidende Wendung zu unserem Gunsten gab.

Noch einmal durchstreife ich das Schlachtfeld um Nemmersdorf, dieser Kampfstätte, die schon heute, einige Tage nach dem Sieg unserer Waffen über den beabsichtigten Todeskeil auf Ostpreußen, eine legendäre, geschichtliche Größe hat. Noch einmal schweift mein Blick über die Grabstätten deutscher Volksgenossen, die durch die grausame bolschewistische Mordgier in dem blutgetränkten Boden Ostpreußens ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Ihre Treue zur Heimat, ihre Verbundenheit mit der angestammten Scholle mußten sie mit ihrem Leben bezahlen. Greise Frauen und unschuldige Kinder fielen dem bestialischen Untermenschentum zum Opfer. Ihr qualvolles Ende ist für uns der schlagende Beweis sowjetischer Rabulustik. Ihr grausamer Tod läßt uns noch härter werden im Kampf um die Heimat, hart bis zur endgültigen Vernichtung des bolschewistischen Terrors.

Nur so ist es zu verstehen, daß es einer kleinen Gruppe Fallschirmjäger gelang den übermächtigen Gegner zu zerschlagen, und die beabsichtigte Überrumpelung der ostpreußischen Streitkräfte zunichte zu machen.

War es Zufall oder höhere Fügung, ein Bataillon Fallschirmjäger konnte in den kritischen Tagen nicht den Anschluß an das vorab in Marsch gesetzte Regiment erhalten und mußte aus beförderungstechnischen Gründen mit der Bahn über Angerapp geleitet werden. Hier erhielt der Batl.-Kdeur Oberleutnant Richter Befehl, sofort ohne Verzug auf Richtung Nemmersdorf zu marschieren, da dieses Dorf bereits in Feindeshand war und die Gefahr bestand, die Hauptverkehrsstraße nach Insterburg von den Sowjets in Besitz genommen zu werden, was die Lahmlegung der Stabilisierung der Abwehrkräfte zur Folge haben müßte. Ohne Verpflegung, seit Tagen und Nächten ohne Ruhepause, mit unzureichender Munition und außerordentlich geschwächten Kraftstoffreserven, marschierte das Bataillon unterstützt von Granatwerfern, leichten Geschützen und Nebelwerfern in Richtung Feind. Teile der Fallschirm Panzerdivision "Hermann Göring" schlossen sich an und bildeten somit die Kampfgruppe Richter. Kraftstoff, Verpflegung und Munition, drei brennende Fragen, die aber auch, Dank der persönlichen Initiative des Kampfgruppenführers, gelöst werden konnten.

Da meldete der Spähtrupp starke feindliche Kräfte in und um Nemmersdorf. Es gilt, die angesammelten feindlichen Streitkräfte am weiteren Vormarsch zu verhindern, wenn möglich zu zerschlagen. In aller Eile, im Schutz der Dunkelheit verschanzte sich die Kampfgruppe im Dreieck vor Nemmersdorf - Teichhof - Wickmünde, einen Raum, in dem die Spitzen der sowjetischen Armee, gestützt auf einen Panzerverband von ca. 40 T 34, zum weiteren Vormarsch bereit stand.

Die Fackeln brennender Wohnstätten leuchteten auf, gemahnten mit unnach-sichtlicher Deutlichkeit an sowjetische Zerstörungswut, ließen düstere Ahnungen von Mord, Raub und Plünderung wachwerden. Höchste Eile tat not, sollte dieses Nordgesindel am Ort ihrer Tat vernichtet werden. Wie eine Befreiung vom Alpdruck der Ungewissheit um das Schicksal der dort vermuteten deutschen Bevölkerung wurde, trotz der totalen Übermüdung der Fallschirmjäger, der Angriffsbefehl in den frühen Morgenstunden empfunden. Mit verbissener Energie schüttelten sie die totähnliche Starrheit und stürmten mit aufgepflanzten Bajonett in die feindlichen Stellungen. Artillerie, Werfer und Pak unterstützten von drei Seiten diesen schwungvollen, wütenden Vorstoß. Leider konnte der linke Flügel diesem Tempo nicht folgen, sodaß die Sowjets Zeit fanden mit Panzern und Pakfeuer den Angriff am Dorfeingang zu stoppen.

Die Kampfgruppe mußte sich auf ihre Ausgangsstellungen zurückziehen. Ein mörderisches Feuer der schweren Waffen wurde angesetzt, wobei der Kampfgruppenführer das Feuer persönlich leitete. Stukas wurden angefordert, belegten den Nordostteil der Ortschaft mit Bomben, Do-Werfer heulten auf. Der Orkan der Vernichtung sang sein donnerndes Lied - stundenlang. Die wütenden Vorstöße des Gegners fielen immer wieder dem Behauptungswillen der Kampfgruppe zum Opfer. Schwer war das Ringen, erbarmungslos.

Und wieder senkte die Nacht ihre schützenden Schatten über das Schlachtfeld, umhüllte mit wohltuendem Mantel die Berge der aufgehäuften Leichen sowjetischer Infanterie vor den deutschen Stellungen. Ein weiterer Angriff wurde angesetzt, doch konnte er von dem linken Flügel nicht vorgetragen werden, da sich der Feind in diesem Raum besonders stark mit Panzern massiert hatte. Die Zeit drängte, jeder Versuch der Sowjets, vorzustoßen, mußte unter allen Umständen im Keime erstickt werden. Zudem waren die eigenen Linien durch die ununterbrochen währenden Kämpfe und Übermüdung der Truppe, nicht mehr stark genug, einen planvollen Vorstoß des Feindes abzuwehren. Nur ein Angriff konnte die bedrohliche Situation retten. Da faßte der Kampfgruppenführer von sich aus den Entschluß, den Feind in den frühen Morgenstunden noch einmal anzugreifen, wenn es sein muß, ohne jegliche Unterstützung der flankierenden Verbände. Todesmutig stürzten unsere Fallschirmjäger, unterstützt durch die schweren Waffen vor und erreichten die befohlenen Ziele, immer enger wurde der Gegner auf eine schmale Gasse nach Osten zu hingedrängt. Eine zur Sprengung vorbereitete und verminte Brücke über die Angerapp konnte in letzter Minute durch einen beherzten Fallschirmjäger gerettet werden. Trotz seiner pioniertechnischen Unkenntnis gelang es ihm, 33 Minen unschädlich zu machen und damit dem Vormarsch ein unüberwindliches Hindernis aus dem Wege zu räumen. Der linke Flügel der Infanterie folgte und verlich dem Kampf den so nötig gewordenen Rückhalt. In regellosen Haufen floh der Gegner durch die Gasse nach Osten, belegt von den verderbenbringenden Salven unserer schweren Waffen. Vernichtete Panzer und Munitionswagen umsäumten die Straßen, hellauf loderten die Brände der Treibstofflager der Sowjets. Die Fallschirmjäger hatten ganze Arbeit getan. Hohe blutige Verluste wurden dem Feind zugefügt, außerordentlich geschwächt mußte er sich zurückziehen. Nemmersdorf war feindfrei.

Doch unsere Ahnungen wurden bestätigt, deutsche Frauen und Kinder konnte die Befreiung aus den Klauen der bolschewistischen Mörder nicht mehr gebracht werden. Sie ruhen als ewiges Mahnmal in den Herzen der deutschen Soldaten. Diese Opfer werden nicht ungerächt bleiben.

Res.-Laz. I Karlsbad
Teillaz. Post
F.d.R.d.A. (Unterschrift)
Stabsarzt

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



Institut für Zentrale - Archiv

Merru Bougatz
zur Beantwortung

Zusdrücken

31. JULI 1950

Erledigt am

1

W. Ritter

An den Verlag
Kinder-Idiotenzeit

Zur Revue Nr. 24 - 11. 6. 50

29. 7. 50.

Die ungeklärten Fälle - Dr. Ing. Fr. Todt.

Zwei Leibesbescheid
an Briefe darüber

Zufällig las meine Frau die Revue 24. Uns hat schon der Fall Todt 1942 interessiert. Sie sahen den Namen des Feldwebel Bäuerle. Der Bäuerle war Träger des Spanienkreuzes in Gold u. span. Orden. Im Kriege wurde er über Frankreich abgeschossen u. geriet in Gefangenschaft. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich kam er nach Deutschland zurück. Er kam zum Hauptquartier des Führers u. gehörte wohl zur Mannschaft des Fluges, des Adjutanten des Führers Flug. Er war ein gläubiger Christ u. verkehrte damals mit der Familie Land (bis 1945 Falkenstein (Ortswald) [Vorw. von Berlin] Fuggstr. 2. - dann in die Nähe von Hannover verzogen. Der Witw. des Hauses in der Fuggstr. Schwesin, Falkenstein (Ortsw.) u. Bahnhofsstr. Nord hat die Adresse der Familie Land, die auch mit der Witwe des Bäuerle verkehrt.) Gern kam er immer wieder auf wenige Stunden nach Falkenstein. So konnten wir ihn als Nachbarn der Familie Land kennen. Er war sehr schweigsam auf seinen Urlaub, um wenigstens wieder auf einige Tage mit Frau u. Kindern in Süddeutschland zusammen zu sein. So kam er nach langer Zeit endlich in Urlaub fahren u. glücklich zur Hochzeit (wohl) seiner Schwesin. Um schneller zum Glückseligen kommen zu können, bricht er nicht die 2 reglementärlich vorgeschriebene Maschinen, sondern die Dr. Todts, mit der

er abstürzte. Es ist also ausgeschlossen, daß er bewußt dabei
seinen Landeanstieg ansah und den Inhalt des fremden Koffers
kannte. Wie wir hörten, ist die Witwe damals zur Unglücksstelle
gefahren. Herr Bärsch ist in meine Hände überföhrt worden.
Da wir selbst vor einem Jahre die Urkunde verloren haben, ist es
wohl besser, wenn Sie sich von Herrn Schumacher die Urkunde
der Familie Lane schicken. Dabei ein Bild mit dem
Feldwebel Bärsch in der Familie Lane u. Ritter (1941). Ich würde
Sie bitten, das Bild des Herrn Bärsch nur nach Genehmigung
der Witwe zu veröffentlichen. Ich bitte um Rückgabe des Bildes
u. Mitteilung, was Sie weiterhin über den Fall Tack erfahren haben.

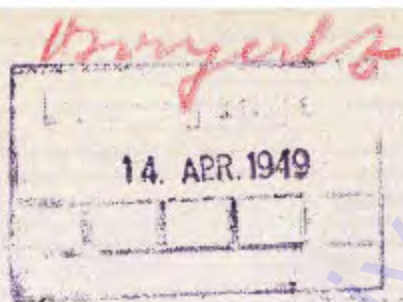
W. Ritter.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

RÖTTIGER, Hans

siehe ZS 126

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



An
den Verlag Christ und Welt
in Stuttgart.

Im Februar 1945 wurde das Baltische Altkloster in Schwetzn a. d. Wüchsel mit 700 alten Insassen u. einer Anzahl Schwestern wie durch ein Wunder aus der feindlichen Umplannung gerettet. Hätten Sie vielleicht Interesse für diesen Briefwissensbericht, den ich „Flüchtling“ genannt und noch im Jahr neben Jahr, als wir nach wochenlangem Irren endlich auf Langroy gelandet waren, niederschriften habe. Der Bericht umfasst etwa 10 Seiten mit breiter Maschinenschrift. Ich war damals, d. h. im Jahr nach der Umsiedlung an der Schwetzn Oberschule angestellt und wohnte bei meinen baltendeutschen Hausvätern in Keim. So habe ich alles Schrecken mit ihnen miterlebt, und wir sind zusammengeblieben bis auf den heutigen Tag.

Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen mit meinem Bericht nützlich sein könnte.

Hochachtungsvoll

Erica von Rosen.

Waldseeinsel Langroy
Haus Torgers.

11.4.49.

Frau
Erica von Rosen
Nordseeinsel Langeoog
Haus Bongers

14.4.1949

Sehr geehrte Frau v. Rosen !

Recht herzlichen Dank für Ihren Brief vom 11.d.M. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns Ihren Bericht unverbindlich als Unterlage für unsere Arbeit zur Verfügung stellen würden.

Da wir die Absicht haben, die jetzt laufende Serie in "Christ und Welt" wesentlich ergänzt und erweitert als Buch herauszubringen, wird Ihr Bericht uns sicherlich gute Dienste leisten können.

Im voraus mit bestem Dank!

Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

An die
Redaktion der Zeitschrift
Christ u. Welt

ZS/A-2 / 06 - 88

28.4

in Stuttgart.

Ich bitte Sie um etwas Geduld,
denn mein angekündigter
Flüchbericht erweist sich als
zu perplex u. zu unübersichtlich.
Es darf ich ihn nicht abschicken
kann. Ich muss ein zweites Exemplar
herbeischaffen.

Mit freundlichen Grüßen
Erica v. Rosen.

Langway (23)
Hans Fongers
Baltinkim.

Morgenthal

G. v. Rosen
Rangsee 23 Balkenheim
Hans Jürgens

Postkarte



Krieg v. Christ u. Welt

Stuttgart
Steingrabenweg 7

An
den Verlag, Christ u. Welt.

in
Stuttgart.

Sie müssen bitte entschuldigen, auch das
2. Exemplar, das ich verliehen hatte, ist
zuletzt u. nicht ganz einfach zu beschaffen
ich bin leider nicht in der Lage, ein tadello-
ses zu liefern. Hoffentlich finden Sie
sich zu recht.

Als Ergänzung möchte ich folgendes
hinzufragen:

Das Herbst 1939 führte eine große An-
zahl alter baltendeutscher Umsiedler
nach Schwet, a/W. in die ehemalige pol-
nische Grenzstadt, die als Altersheim
dort u. zweckmäßig angebaut und
umgewandelt wurde. Das Heim um-
faßt 15 Häuser, die zur Erinnerung an
ihre verlassene Heimat baltische Stör-
u. Ortsnamen erhielten. So gab es dort

ein Haus Rural, ein Haus Kaporal, Garpel,
Osel, Wieh u. s. w. Paraulagen, Obstgärten
u. Friedhof gehörten zum Hausgrundstück.
Es war eine sehr gute Stelle u. wohl dazu
geschaffen, den Alten einen freundlichen
Lebensabend zu gewähren, nachdem sie
die bittere Trennung von zu Hause
haben durchmachen müssen.

Die Alten würden noch bald mit ihren
Schwestern betraut. Schwester Elisabeth
die ich im Bericht mehrfach erwähnte,
war nun Oberredakteurin, Elisabeth war
Schreiberin. Der Direktor war kein Balte.

Die Hausinsassen Hr. Johannsen ist
meine Lehrerin gewesen, Tochter des
Propstes Johannsen aus Kurland.

Onkel Alfred' ehemaliger Dittberg's
"besitzer. Davon war Hoyming's Hüter
- Ich lese Ihre Zeitschrift mit Interesse
u. würde mich sehr
freuen wenn dieser Bericht Ihnen
meine Unterlagen geben würde.

Hochachtungsvoll

Erica von Rosen.

K. v. Krosen
Langenau / Nordsee (23)
Leans Tongers

Flucht.

Den 12.1.45 begann der bolschewistische Sturm gegen den deutschen Osten und wenige Tage später hörten wir in Schwetz Kanonendonner in Richtung Bromberg und Thorn. Panikstimmung herrschte in der Stadt. Dr. Wirén und ^{Wissler} Dir. ^{Wissler} besprachen in endlosen Sitzungen mit Bürgermeister und Kreisleiter den eventuellen Abtransport des Altersheims. Es wurde uns in Ernstfalle ein Extrazug versprochen oder Autobusse. Die Deutschen in Städtchen rüsteten fieberhaft zum Aufbruch. Am 21.1. bekamen wir den Befehl, uns zur Abreise bereit zu halten. Als ich am Montag, den 22.1. ein Paket nach Hainlein aufgeben wollte, fand ich die Post geräumt. Das eingedeutschte Postfräulein schickte uns triumphierend nach Hause.

Die Stadt geriet in Aufruhr. Wir gingen mit Onkel Alfred durch die Strassen, überall besetzte Wagen, geschlossene Läden, hastende Menschen, höhnische Rufe, herumschlendernde polnischer Jugend. Ein trostloser Eindruck von Verwirrung und Auflösung. Erste Flüchtlingszüge auf der Durchfahrt. Dabei einige Kälte. Am Mittwoch, den 24.1. versammelte Schwester Elisabeth uns alle in der kleinen Heimkirche. Dort teilte sie uns mit, dass ein Abtransport des Heims nicht möglich wäre.

Die Glieder der Partei flohen. Flüchtlinge aus Thorn rückten im Treck ein, übernachteten und nahmen auf der Weiterfahrt einige Heimkinder mit. Unser Direktor fuhr nach Danzig, um Hilfe bei uns zu bringen, er kehrte ^{Wissler} richteter Gasse zurück. Am Donnerstag, den 25.1. wurde das Militärlazarett, das in unserem Heim untergebracht war, geräumt. Die ganze Nacht fuhren dröhnend Lastwagen zum Heftler hinaus. Ein furchtbares Gefühl des Verlassenseins bemächtigte sich unser. Dazu ein gerechter Kern über die erbärmliche Haltung der führenden Männer der Partei. Meine Abschiedsbriefe an die Geschwister versprochen ein Feldgrauer mit dem Motorrede weiter zu befördern. Dann rückte Schwetz in die Frontlinie.

Soldaten, Soldaten, Soldaten. Die Wehrmacht übernahm die Stadt und unseren Schutz. Wir wären sonst augenblicklich von den Polen ausgeraubt und erschlagen worden. Schwester Elisabeth unterhielt laufend Verbindung mit der Militärkommandantur. Unsere Alten waren grösstenteils ruhig und gefasst. Die wenigsten jedoch überschauen den ganzen Ernst der Lage. - Am Sonnabend ging der letzte Zug. Aus unserem Hause fahren 5 Insassen. Da Kathi (Fri. Bull) als Angestellte nicht fort konnte, kam eine Flucht für mich nicht in Frage. Unsere Hausmutter befand sich unter den Flüchtenden. So übernahmen Kathi und ich die Betreuung von Frau Hapsel mit 26 Insassen.

In der Nacht vom 27. auf den 28. lag Schwetz zum ersten Mal unter russischen Feuer. Die Bolschewiken standen an der Weichsel, links von Kuhn.

Bei einem Lichtstumpfen fanden sich die aufgeschreckten Alten im Korridor zusammen. Frl. Johannsen, Kathi und ich saßen auf einer Kiste dicht beieinander, Angst hatten wir nicht, es war nur alles so ungeheuerlich.

Mitten im größten Krachen wurde die Tür vernünftig geöffnet. Ein deutsch Spähtrupp hielt uns für eingeschlichene Bolschewiken. Der Anblick unserer Soldaten war eine Erlösung. In den folgenden Nächten kehrten immer wieder bei uns ein, durchfröhen und müde, doch die meisten tapfer, guten Mutes. Ihre Maschinen-gewehre standen in Deckung an unseren Häuserncken.

Am Sonntag, den 28.1. wurden Haus 9 und 13 geräumt. Sie lagen zu sehr unter Beschuss, und im Haus Reval und im Krankenhaus untergebracht. Onkel Alfred und Tante Alice kamen dadurch ganz in meine Nähe, und ich konnte immer wieder ^{wie ein getarnt} mit einer Tasse heißen Kaffee zu ihnen hinüberschlüpfen. Die Schwestern leisteten ^{übermenschliches}. Das polnische Personal war auf und davon. Wir saßen ohne ^W Wasser, ohne Licht. Zum Glück trat Tauwetter ein. Frl. Johannsen sammelte unermüdlich Schneewasser. Das Heim besaß noch einige Vorräte. In der Stadt gab es nichts mehr.

Das Feuer auf Schwetz wurde immer heftiger. Der Feind hatte teilweise die Weichsel überschritten und sich im Turm unserer Subgrube festgesetzt, allein das schmale Flüsschen, die Schwarzwecker, lag trennend zwischen uns. Die deutsche Artillerie stand oben bei Haus Oesel. Zwei Insassen wurden leicht, der dritte tödlich verwundet. Mehrere deutsche Posten wurden in unserem Park erschossen, manche hinterrück von den Polen. Unsere Schwestern sammelten die toten Soldaten und fuhren sie im Kugelregen zur Leichenhalle, wo unserer Verstorbenen lagen. Sie zu beerdigen, war unmöglich, der Friedhof war zu sehr dem feindlichen Feuer ausgesetzt.

Tagsüber konnte man nur weissgetarnt längst Häusermauern huschen. Nachts kam niemand aus den Kleidern. Doch schreckten uns Kugeln und Granaten kaum mehr. Dem näher und näher rückenden Feinde ^{ging} ^{schon} unsagbares Grauen voraus.

Haus Hapsal bekam drei Treffer. Alles Blindgänger. Nach dem ersten Einschlag, der klirrend und krachend das Bogenfenster über dem Türeingang in Stücke schlug, sah man sogleich eine 90-jährige Alte sich mit einem Besen be- weffen und die Scherben zusammenfegen. Klagen und Jammern habe ich in diesen Schreckenstagen nicht gehört. Hunger, es gab an Tage ein paar Scheiben Brot, und eine Tasse ^{Rest} Warmen, Kälte, die meisten Fenster waren kaputt, alles wurde ruhig ertragen. Frl. Johannsen war verbildlich tapfer, tätig und hilfsbereit. Kathi, ^{Rest} war davon durchdrungen, dass uns nichts geschehn würde. Starke, treuwillige Werte aus dem Lesungsbuch liessen uns nicht versagen.

Ende Januar flogen weitere Heiminsassen in der Nacht zu Fuss nach Lau- kowitz. Unser Direktor war ebenfalls geflohen, nachdem er Kathi die Bücher übergeben. Auf ihn, Frl. Hoffmann, und Schwester Elisabeth lastete nun die ganze ungeheure Verantwortung. Eines Nachts wurde es plötzlich totenstill. Wir traten vor die Haustür. Keine Seele weit und breit. Kalt, grau und öd lag das Heim dahin. Friedes Schwetz, eine unheimliche Stimmung, wo waren unsere Soldaten?

Ein Flugzeug surrte feindlich durch das Schweigen. Es schien, als wären wir schon im Niemandsland, und im nächsten Augenblick von den Russen überrannt, welche eine Befreiung, als doch noch deutsche Uniformen aufsuchten. Das Feuer, das bald darauf wieder einsetzte, war leichter zu ertragen als diese, entsetzliche, unheilvolle Stille.

Am 2.3. vernahm Onkel Alfred Rosenkroner auch aus dem ^{Woj} Westen Schwetz war umzingelt. A

Am 3. Februar abends kam Schwester Elisabeth zu uns mit den Worten: "Das Wunder ist da."

Am 4. früh wurden sämtliche Heiminsassen von der Wehrmacht in Autobussen aus Schwetz heraus nach Lankowitz gebracht. Die Straße zur Station war in der Nacht für uns freigeblieben worden.....

Ankunft in Danzig. Ein erleuchteter Bahnhof, vollgedrängte Wartesäle. Das grosse Führerbild an der Wand sieht merkwürdig einsam aus, gleichsam unbetitelt und so, als gehörte es nicht mehr dorthin. Kathi, Onkel Alfred, Tante Agichen und ich bleiben beisammen und gelangen im Autobus nach Danzig-Langfuhr in die Seublindeanstalt. Wir werden von einer Frau in Schwestertracht empfangen. Ich erkenne sie sofort. Es ist die gleiche, die mir am ersten Abend in Schwetz, also am 4.11.39 tröstende Worte der Teilnahme sagte, als alles schlief, und ich allein wachend die bittere Fremde durchlebte. Und doch wie anderes, — unsere Lage, damals und heute. Ekw

Die Tage in Danzig stehen bei aller freundlichen Betreuung im Zeichen der Unruhe, es wird viel geschossen. Alle Augenblicke Alarm. Die Bevölkerung ist in banger Sorge. Viel schlimme Gerüchte. Ein Soldat sagt ehrlich entsetzt zu mir: "H i e r h e r sind sie gekommen?"

Ja, einen anderen Weg zur Flucht gab es nicht mehr. Schwester Elisabeth war mit dem grössten Teil der Heiminsassen in Helshelde untergebracht. Kathi, als Angestellte, musste ebenfalls hin. Sie erwirkte für Onkel Alfred und mich die Erlaubnis, sie zu begleiten. Schwester Elisabeth warnte uns allerdings vor der Kälte und Enge. Wir sollten es uns recht überlegen, bevor wir die gute Unterkunft in Danzig-Langfuhr aufgeben. Es gab für mich nichts zu Überlegen, ohne Kathi wollte ich in keinem Fall zurückbleiben.

Der Abschied von Leiter der Blindenanstalt, den Helferinnen und einigen blinden Insassen war sehr herzlich, Tante Agichen vertrösteten wir auf das Wiedersehen. Sie sollte ruhig abwarten, bis die Frage der Weiterbringung in Helshelde geregelt wäre. Etwa 300 Heiminsassen und 3 Schwestern blieben fürn erste in Danzig und warteten zurück. Am 12. Februar nach einer schauerhaften Bahnfahrt, erreichten wir im Stöckdunklen Helshelde.

In Helshelde gab es ein flüchtiges Aufatmen. Dann wurde es auch dort unheimlich. Ich wusste genau, dieses konnte nur eine kurze Zwischenstation sein; die schöne bewaldete Landschaft barg Feindseligkeit, das Meer war böse und drehend. Achhaltender Rosenkroner in Richtung Elbing und ständiges Ge-

samm feindlicher Flieger ließen keinen Augenblick die Gefahr vergessen. Unsere Aiten aber freuten sich auf den Sommer, wie herrlich es dann am Stande und im Walde sein würde.

Haus "Lido" beherbergte die meisten Heiminsassen. Dort wurde auch gespeist. Wir wohnten in einem der hübschen kleinen Häuschen, die verstreut im Walde lagen. Bis vor kurzem war Holscheide Sommeraufenthalt für erholungsbedürftige Kinder gewesen. Nun wandten müde und gebrechliche Gestalten die schmalen Waldwege entlang. Kathi und ich machten uns daran, Kiefernzapfen zu sammeln, um unser Zimmer zu erhitzen, dann legte ich mich mit einer starken Erkältung ins Bett und durchlebte in der Stille immer wieder alle Einzelheiten unserer Flucht aus Schwetz.

Diese wilde schweißige Hetze zum Schluss! Alte und Kranke wurden in die Autobusse geworfen, Koffer hinausgeschleudert. Soldaten schrien: "Sachen zurücklassen, Menschen retten, vorwärts, vorwärts". Und dabei gingen die Russen wieder zu knien, denn es wurde heller und heller, und noch immer waren die letzten nicht verledet. Die Fahrt durch Schwetz, die Chaussee entlang ging in rasender Tempe, rechts und links tote Soldaten, tote Pferde, zerplitterte Bäume. Fünf oder sechs Mal mussten die Omnibusse hin und zurück jagen, bis sie alle 700 glücklich hinausgeschafft hatten. Unvergesslich der Anblick unserer Heiminsassen an den Bahnsteig. Eine Ansammlung tedmüder verängstigter alter Menschen, teilweise verbrannt bis zur Unkenntlichkeit und mit den wunderbarsten Bündeln von Gepäckstücken beladen. Ich selbst schleppte einen Rucksack und Ledertasche und trug auf dem Leibe 3 Paar Hösche, Unterkleid, Welljumper, 3 Hösche, braunes Winterkleid, Welljacke, Herbstmantel, Gummi-mantel, gestrickte Schlüpfer, Wasserblasen, Mittelschürze, 3 Paar Strümpfe, Socken, Schuhe und Geleschen.

(Arme kleine Tante Agi, ihre wenigen Habelichkeiten in einen Kissenbezug zusammengepackt vertratete sie alle Augenblicke, war hilflos und ratlos und konnte es doch nicht lassen, auch in dieser Situation ein gebildetes Gespräch über Sudermann zu beginnen.)

Onkel Alfred sah ganz verfallen und um Jahrzehnte gealtert aus, mit Augen, die in einen Abgrund voll Grauen stierten. Dann sehe ich Schwester Elisabeth so deutlich: zum Erbarren elend und Überdrückt, aber immer auf dem Posten, leitend und ordnend in unermüdlicher Treue. Einen Augenblick der Gerugtung gab es doch noch: die losgezogenen Parteiliebzen tauchten plötzlich auf, kletterten vorlegen aus dem Extrazug und nahmen auf dem Bahnsteig Aufstellung. Von der Wehrmacht zu unserem Abtransport herbeiföhien!

Alters gutes Fri. Johannsehn. Wie hatte sie in Schwetz verhalten. Wie gerührt ist und andere getrübet und unbeirrt gehofft und vertraut. Nun war es an ihrer Treft zu Ende. "Ich kann nicht mehr", sagte sie tonlos, als sie im Wagen sass. Ich gab ihr einen Schluck Wein und strich ihr über die Wange - das war die Letzte. Ein Fliegerangriff unmittelbar darauf wachte ihren Leben schnell und leicht ein Ende. "Bitte, bitte, lasst

nich sterben", waren ihre letzten Worte. Es ist gut, dass sie im Frieden ist. Das Wunder unserer Rettung wurde ihr noch zu Teil als Antwort auf ihr gläubiges Bitten - was nachher kam, hätte sie nicht vermocht zu ertragen."

J. was sollte nun weiter werden? Von der Gauselbverwaltung war uns ein gewisser Herr Berg als Direktor zugewiesen worden, ein Mann, der sich mit grosser Umsicht und Wärme unserer annahm. Wir waren glücklich über diese Hilfe, denn der Aufenthalt in Helahede wurde immer problematischer. Die Halbinsel war für den Verkehr gesperrt worden. Der Gausleiter wollte uns tiefer ins Festland hinschicken, wie ich später erfuhr, auf ein totes Geleise, an einen gottverlassenen Ort, ohne Bahnverbindung, aus dem wir nie herausgekommen wären. Herr Berg und Schwester Elisabeth erreichten nach hartem Kampfe, dass wir fürs erste in Helahede bleiben konnten. Nun aber sollte dasselbst eine Marinestation errichtet werden und wir waren im Wege. Wohin mit dem Heim? Nach eintägigen Hin und Her und mühevollen Besprechungen gelang es unserer Leitung die Erlaubnis der Gauselbverwaltung zur Einschiffung auf dem Dampfer "Peodasia" zu bekommen. Besagter Dampfer lag in Helahafen bereit 3000 ostpreussische Flüchtlinge aufzunehmen. Beach durften wir uns anschliessen und die Marine wollte unseren Abtransport übernehmen. Die Entscheidung fiel in den späten Abendstunden des 23. Februar und am folgenden Morgen wurden wir mit der Botschaft geweckt, uns zum Aufbruch zu rüsten. Bitterschwer war der Gedanke an unsere Heiminsassen in Danzig, die wir nicht benachrichtigen, geschweige denn herüberholen konnten. Es waren unsere Besten darunter. Onkel Alfred war gerade noch zur Zeit von einem Besuch bei Verwandten auf dem Festlande zu uns zurückgekehrt. Ein Tag später und er hätte keinen mehr vorgefunden. An den köstlichen Kartoffeln, die er aus Seefeld mitbrachte, haben wir uns nur an einem Abend laben können, der ganze Pack musste leider zurückbleiben. Unter den weithin krachenden Schüssen mit der Panzerfaust führen wir am Nachmittage des 24. Februar nach Helahafen und wurden dort in Marinebaracken untergebracht. Frierend und totend durchwachten wir die Nacht. Am 25. Februar nach endlosem Warten erfolgte nachmittags die Einschiffung auf dem Dampfer Peodasia, einen alten schmutzigen Frachter begleitet von einer Anzahl Kriegsschiffe ging es dann langsam aus der Gefahrenzone heraus. Wohin, wusste niemand.

An diese Seereise dankt wohl jeder von uns bei aller Dankbarkeit mit einem Grauen ohne Masssen zurück. Man stelle sich vor: 3460 Flüchtlinge dicht zusammengepfercht in dunklen, kalten, entsetzlich schmutzigen Lagerräumen, Mensch neben Mensch, die wenigsten auf Matratzen, die meisten irgendwie hockend und kauern. Fünf Tage, fünf Nächte ohne Wasche-

wasser und fast ganz ohne Verpflegung und Trinkwasser. Die fremden Flüchtlinge benahmen sich roh und abstoßend, mit einer Dreistigkeit ohne gleichen breiteten sie sich aus und verdrängten unsere Alten immer mehr und mehr in die Supperuten Winkel. Das fahle Licht einer abgeblendetem Lampe beleuchtete gespenstisch verzerrte Gesichter und liess alle die vielen, hilflosen, zusammengehäuften Körper und Gliedmassen grotesk und furchtbar erscheinen. Es war ein Bild, das an Dantes Inferno gemahnte. Unmöglich sich einen Weg zu seinem Platz zu bahnen, ohne auf Arme und Beine zu treten. Es gab immerhin ein Aufstöhnen und Aufschreien der armen gequälten und doch mussten die Gesunden manchmal an Deck, schon um ein Paar Atemzüge frische Luft zu schöpfen und den Versuch zu machen Trinkwasser oder heissen Tee zu schaffen. Doch wehte oben ein schneidendes der Wind. Die Toiletten waren belagert, das Verdeck half in einem hartesträubendem Zustand, sodass man angeekelt wieder in die Tiefe flüchtete. Schwester Elisabeth erkrankte schwer. Sie hatte sich schon in Heligskerk erkältet und weder schmerzen können noch wollen. Man wurde sie mit heissen Fieber in eine Ecke des Lagerraumes gebettet und in alle Becken, die man irgend aufreiben konnte gefüllt. Kati wich nicht von ihrer Seite. Die anderen Schwestern waren unentwegt um unsere Alten bemüht. Meine Sorge galt Onkel Alfred, der auf dem Ende eines Bretterstapels heckte, umlagert von Gasholztücken jeglicher Art. Ich selbst schlief kauend an die hochgezogenen Kniee von Frau von Brevern gelehnt.

Nachdem wir eine ganze Nacht gefahren waren, rasselten die Ankerketten, das Schiff stand. Mit Spannung erwarteten wir den Morgen. Welch eine Enttäuschung! Wir lagen weder vor Algen, wie etliche meinten, noch vor Lübeck, wie ganz Kühne behaupteten, sondern - vor Gotenhafen. Im Nebel hatten wir das Geleitz verloren, der Kapitän war gezwungen umzukehren. Wir waren recht niedergeschlagen. Ausserdem ging das Gerücht, wir würden an Land gebracht und dort auf ein anderes Schiff verladen werden! Diese Aussicht war schrecklich. Zum Glück war das Gerücht aus der Luft gegriffen. Und ein Gutes hatte die Versögerung: gerade an diesem Tage stürmte es heftig, wir hätten eine furchtbare Fahrt gehabt. Seckrankheit unter diesen Umständen! Welch ein Graus! nun blieben wir davon verschont. Am nächsten Abend legte sich der Sturm, ein neues Geleitz erschien die Maschinen begannen zu arbeiten, Gott sei Dank, wir waren bald wieder auf hoher See. Die quälenden Vorstellungen von Minen, Torpedos, Bomben, Schiffsuntergang wies ich mit aller Kraft von mir. Ich wollte Vertrauen ich durfte vertrauen.

Sens Schwester Elisabeth aus kurzem Fieberschlaf erwachte pflegte sie regelmässig drei leise Fragen zu stellen, die Kati und ich Gott sei Dank immer positiv beantworten konnten: "Führt das Schiff?" "Ja" "Ist das Geleitz zu sehen?" "Ja" "Was machen meine Alten?" "Sie halten sich tapfer." Ein paar Mal hörte ich sie murkeln: "Der rote Flut entrennen".

Liebe treue Schwester Elisabeth! Sie hatte in Schwetz nicht mit unserer Rettung gerechnet. Sie rechnete mit einem dunklen grausigen Ende. Wie muss ihr zu Mute gewesen sein, als sich spät abends die Tür zum kleinen Zimmer in Haus Royal auf tat, wo die Schwestern in grosser Erregung zusammen sasssen, drei bekannte Soldaten da ständen und der eine, ein Nachtmittagpfeifer ausrief: "Kinder ich bring gute Nachricht! Heute nacht kommt ihr alle herqua!" - Und dann das historische Telefongespräch zwischen dem Hauptmann und Danzig, dem sie persönlich beistand: "Sagen sie dem Gauleiter, der Extrazug hat in Laskowitz zu sein, sonst kostet es ihn den Kopf. Sagen sie ihm weiter, die nötige Menge Betriebsstoff für die Omnibusse hat ebenfalls da zu sein, sonst kostet es ihn ebenfalls den Kopf!" -

Fünf Tage, fünf Nächte - sie nahmen nie ein Ende. Es gab wieder Nebel, unser Schiff tutete unentwegt, das Geleit antwortete, fern ganz fern, aber es antwortete, die Verbindung war da! Wir verlangsamten die Fahrt. Alsbald blinkten Lichter auf. Kriegsschiffe rechts, Kriegsschiffe links, wir hatten uns glücklich zusammengefunden. Einmal hiess es, wir werden verfolgt... aber nichts geschah. Von draussen kam nichts Böses an uns heran.

2,00 Drinnen allerdings wurde es von Stunde zu Stunde schwerer. Schwester Elisabeth war todkrank. Von den Alten starben mehrere. Einige verloren den Verstand. Auch zur die arme Tante Helene von Ramo war es zu viel. Ihr Gesicht erlosch mehr und mehr, ihr Geiss verwirrte sich zusehends. Alle Augenblicke lief sie tanzend und fallend über die liegenden Menschen hin zum Ausgange zu, flehentlich um Verzeihung bittend, wenn man sich entsetzt ihrer erwehrte. Wir konnten sie nicht beruhigen. Plötzlich richtete sie sich hoch auf und rief mit freuder hohler Stimme: "Mary, wo bleibst du, wir wollen doch Anrecht halten. Bitte hier ist noch Platz, hier, bitte meine Damen!" Und mit einladenden Handbewegungen forderte sie zum Niedersitzen auf. Es war so tröstlich und schrecklich, die rohen Zwischenrufe einiger freuder Flüchtlinge. Unter ihnen gab es aber eine kleine Gruppe, die sich abseits hielt und immer wieder still und freundlich geholfen hatte. Auch jetzt sahs sich eine von den Frauen der Verstärkten an. Wenn sie auch wenig vermochte, so war allein ihre Teilnahme eine Wohltat. Die Leute gehörten zu einer christlichen Gemeinschaft.

Wieder fünf Tage, fünf Nächte. Ich erinnere mich, dass wir einmal um ein Uhr nachts eine Tasse warme Suppe bekamen, dann einmal paar Keks, dazwischen eine Scheibe Brot. Der Durst aber war schlimmer, am schlimmsten der Schwatz. Wir starrten buchstäblich vor Schwatz. Dazu die furchtbare Enge, die schmerzenden Glieder, die Sorge um die, die am meisten litten - und doch - von Schwatz aus gesehen liess sich alles ertragen.

Am 2. März lagen wir vor Swinemünde. Schwester Elisabeth wurde bewusstlos ins Krankenhaus gebracht. Wir haben sie nicht wiedergesehen. Sie starb am selben Nachmittag.

Das Ausladen dauerte stundenlang. Frieche junge Marinekadetten halfen uns rührend sorglich die Schiffstreppe hinab. Zum Abschied sang die kleine fromme Gruppe ein Lied, das mich besonders ergriff, weil es so oft ^{heimlich} im Bülischen Hause gesungen wurde: Wo zindet die Seele, da Heimat die Ruh.

Das Heim fand in der Flakschule beste Unterkunft. Alle waren abgemagert, bis aufs Äusserste erschöpft, Gesicht und Hände kanischwarz. Gottesdank, es gab Wasser, viel heisses Wasser, dann einen gedeckten Tisch, ein reinen Strohlager in geheizten Räumen, warme Decken, Hinlegen! - Ausstrecken! - Schlaf!

So waren wir nun endlich im Reich unter deutschen Menschen, nicht mehr in polnischer feindlicher Umgebung. Schwetz - Danzig - Helshede - das fremde Volk überall gehässig und schadenfroh. Das war nun vorbei. Deutschland hatte uns aufgenommen. Und es war ein gutes, tapferes, anständiges Deutschland, das wir hier in den jungen Menschen erlebten, deren aufopfernder Fürsorge wir anvertraut wurden. Sie werden uns unvergesslich bleiben, diese lieben schmucken Plakhelferinnen in ihrer treuen Hilfsbereitschaft, ihrem Verständnis und der mütterlichen Reife in Art und ~~Man~~ ^{son}. Alle hatten sie ihre Männer an der Front und stellten die eigenen Sorgen und Mühe weit zurück, ganz aufgehend im Dienst an Volk und Vaterland. Die Mehrarbeit durch uns war ihnen keine Last. Sie hätten für ihre eigenen "Omms" nicht liebevoller sorgen können als für unsere Alten.

Am 5. März ging es per Bahn über Greifswalde, Stralsund, Rostock nach Pommern hinunter. Einen Tag nach unserer Abreise wurde Swinemünde von einem furchtbaren Bombenangriff heimgesucht. - Die Bahnfahrt war mühsam, wir kamen wegen Feindfliegergefahr nur langsam vorwärts. Alle Augenblicke erscholl auf der Strecke die Sirene! - Auch war die Erholung in Swinemünde zu kurz und wenig durchgreifend gewesen, unsere Alten fielen körperlich wieder ganz zusammen, und Schwester Elisabeth fehlte, sie fehlte uns schmerzlich.

Am 7. März kamen wir in Rügen an. Wieder ein Ausladen, ein Tragen und Setzen der Schwachkranken und Hinfälligen, ein Schleppen von Gepäckstücken - Wie oft würde man das noch wiederholen müssen?! Im Schützenhause gab es einen grossen Saal, dahinein kamen unsere Alten. Eine ganze Nacht mussten sie auf Stühlen und auf der nackten Erde in ungeheiztem Hause zubringen. Es hatte uns niemand in Rügen erwartet. Erst am nächsten Morgen wurde reichlich Stroh herangeschafft. Das ganze Elend, das auf dem dunklen Schiff unwirklich und spukhaft aussah, trat einem hier im nächsten Tageslicht erschütternd grell vor Augen. Menschen, die in

5,00

Scheets noch rüstig und frisch gewesen, vermochten nicht, sich vom Lager zu erheben. Allerwärts lagen Sterbende. Schon in Svinemünde hatte die schreckliche Magenkrankung begonnen, die auf der ganzen Weiterreise so viele Opfer forderte.

Kati war in einem privaten Hause gut untergebracht. Ich hatte es auch gut im Gasthof "Zum Weissen Ross" mit Onkel Alfred und einer Anzahl gesunder Heiminsassen. Wir wurden von einem treuherrigen Nachtmeister mit Wasser und Heizung versorgt. Man konnte sich sauber halten und manches an Kleidungsstücken auswaschen. Die Verpflegung war reichlich, wenn auch ganz salzlos.

Herr Borg fuhr nach Schwerin um einen baldigen Termin für unsere Weiterbeförderung zu erwirken. Eine grosse Schaar Flüchtlinge sass nämlich schon Wochenlang abwartend in Röbel. Ich erfuhr, dass Herr Borg auch in Svinemünde die treibende Kraft gewesen und dass wir seinen Bemühungen den beschleunigten Abtransport zu verdanken hatten. Auch in Schwerin glückte es ihm. Schon am 10. März sasssen wir wieder im Zuge. Auf dem alten unheimlichen Friedhof liessen wir eine ganze Anzahl Gräber zurück.

Diese letzte Stufe unserer Flucht war die schwerste. Eine furchtbare Ausdünnung in den meisten Eisenbahnwagen. Krankheit und Tod. Die Toten wurden schliesslich auf die Erbsenplattformen hingelegt, man musste über sie hinwegsteigen wenn man in den anderen Wagen wollte. Auf den sehr neuen Haltestellen wurden sie ausgeladen. Ich erinnere mich, dass einer jungen Schwester Tränen in die Augen traten bei diesem armseligen Anblick. Ja, es war traurig. Aber es war nicht grauenvoll. Ein Hinsinken und Auslöcher bei vielen ohne grosse Qual. Es war doch letzten Endes ein barbarischer Tod. Der grauenvolle war an ihnen vorbeigegangen.

Herr Borg, Fräulein Hoffmann, Schwester Frieda erkrankten ernstlich. Alle Übrigen in unserem Anteil waren mehr oder weniger erkrankt. Ich selbst wurde jede Minute von einem krampfhaften Husten geschüttelt. Das tat mir Onkel Alfreds wegen am meisten Leid, der immer wieder totschlief an meine Schulter sank und doch nicht zum rechten Schlaf kommen konnte. Die schwer kranke Tante *Emmy* von der Pahlen sass gegenüber litt unendlich. Und alle waren wir halb verdurstet. Nicht der Zug, gab es nur einen Gedanken: Wasser, Wasser!

In Oldenburg wurde von sehr freundlichen NSV-Schwesterinnen Suppe verteilt. Mit schweren Bechern voll kehrte ich in unserer Anteil zurück. Es war ein Segen, das man für andere Sorgen konnte. Auf sich allein gestellt, wäre manches kaum zu ertragen gewesen.

In der letzten Nacht in *Esens* wurde Onkel Alfred schwer krank. Die schauerhafte Magenkrankheit, veranlasst durch Unterernährung und Schmutz, hatte auch ihn gepackt. Totelund kam er in Bengersiel aufs Schiff. Am

13. März hatten wir unser Endziel erreicht: die Nordseeinsel Langeoog.
Aus dem kassersten Osten in den kassersten Westen.
Wir fanden freundliche Unterkunft, es gab gleich viel Arbeit, denn die
Krankheit dauerte an und das Sterben ging weiter. Es starben unterwegs
70 Heiminsassen. In der ersten Woche in Langeoog wurden 17 Verstorbene
auf einmal beerdigt, in der zweiten 15. Onkel Alfreds Pflege half mir
sehr über den Anfang hinweg. Er wurde gesund. Auch Fräulein Hoffmann,
Herr Berg und Schwester Frieda genasen. Herr Berg kehrte in seine Heimat-
stadt Kassel zurück. Langsam lebte man sich ein. Die Pest brachte Nach-
richten von geretteten Angehörigen. Wir erfuhren günstiges und schlimmes.
Wir hofften und bangten.

Die Insel wurde tags und nachts von Feindfliegern überflogen. Manchmal
riess die Alarmsirene garnicht ab. Richtige Schutzkeller gab es in unse-
rer Nähe nicht. Die Nachbarinsel Wangeroog erlebte einen schweren Bomben-
angriff.

Es kam der April, es kam der Mai. Zwei Tage bevor der geplante Bombenan-
griff auf Langeoog durchgeführt werden konnte, kapitulierte Gau Weser-Ems.

Ich hatte einst ein schönes Heimatland....

Ich hatte einst ein grosses Vaterland.....

Es ist alles in Trümmer zerbrochen--

Aber das Wunder von Schwetz bleibt bestehen.

Es kann durch keine Traurigkeit beschattet, es kann durch keinen Zweifel
geschmälert werden. Es bleibt unantastbar klar und einzig. Es nahm
seinen Anfang in der Stunde der grössten Not, es trat immer wieder in
Erscheinung auf dem langen gefährvollen Wege, es begleitet uns bis auf
den heutigen Tag. Das macht sehr demütig und sehr dankbar. --

Erica von Rosen

Nordseeinsel Langeoog
im September 1945

7.00

21.V.49

Frau
E. von Rosen

41/Bo/Sd

23 Langeoog/Wardsee
Haus Tongers

Sehr verehrte gnädige Frau, wir danken Ihnen herzlich für die übersandte Niederschrift und sind überzeugt, dass sie uns für die Darstellung der Ereignisse in Schwetz eine wertvolle Hilfe sein wird.

Mit freundlichen Grüßen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

7. Juni 1949

41/Bo/Sd

Herrn
Wilhelm Nickisch von Rosenegk

14a Nippenburg
Post Schwieberdingen

Sehr geehrter Herr von Rosenegk,

wir sind Ihnen für Ihre ergänzenden Ausführungen sehr dankbar. Der Bericht über Oberschlesien stammt natürlich von einem Mann, der seinerzeit die Dinge von der sowjetischen aus gesehen hat und leicht zu einem falschen Bild kommen konnte. Vielleicht hat er auch nur das Beispiellose in der sowjetischen Haltung besonders betonen wollen. Jedenfalls werden wir die Schilderung der Ereignisse in Oberschlesien in dem Buch über Ostdeutschland "Es begann an der Weichsel", das im Spätherbst im Steingrüben Verlag, Stuttgart, erscheint, noch wesentlich überarbeiten. Sollten Sie noch weitere Ergänzungen vornehmen können, oder Persönlichkeiten kennen, die zu solchen Ergänzungen oder zu einer genaueren Schilderung der Ereignisse in Oberschlesien in der Lage wären, so wären wir Ihnen herzlich verbunden.

Mit freundlichen Grüßen und in der Hoffnung, vielleicht weiteres von Ihnen zu hören, verbleiben wir

Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Brief v. 4.6.49

an Bo, 23.1.50

Absender:

Wilhelm Nickisch von Roseneck(14a) Wippenburg, Post Schwieberdingen
den 4. Juni 1949.An die Redaktion von
"Christ und Welt"Stuttgart- O.
Steingrabenweg 7

Der in "Christ und Welt" Nr. 20 vom 19. 5. 1949 erschienene Bericht "Ostdeutsches Schicksal (IX) Zwischen Oder und Elbe" beginnt mit folgenden Sätzen:

"Während in den schlesischen Gebieten bis hinüber zur Glatzer Neisse die Stadt- und Landkreise, in die die Sowjets in den folgenden Monaten vorstießen, grossenteils evakuiert waren, war in Beuthen eine auffällige Zahl von Männern zurückgeblieben. Es handelt sich um Polen und polenfreundliche Deutsche, zumeist kommunistisch gesinnte Bergarbeiter."

Da ich seinerzeit in Gleiwitz lebte und aus Oberschlesien von den Russen verschleppt wurde, mithin die damaligen Verhältnisse im Industrieviertel Oberschlesien persönlich erlebt habe, erlaube ich mir zu bemerken, dass vorstehende Angaben keinesfalls den Tatsachen entsprechen. Der Bevölkerung war stets durch Presse und Rundfunk verkündet worden, dass sie in keiner Weise beunruhigt zu sein brauchte. Für einen ausreichenden Schutz Oberschlesiens sei gesorgt, da eine Armeegruppe zum Schutze und zur Verteidigung des Industriegebietes bereit stände. Eine Aufforderung, das Industriegebiet zu verlassen, ist nicht erteilt worden. Die Gruben sind teils bis zum Einmarsch der Russen in Betrieb geblieben, und die Arbeiter wurden aufgefordert, zur Schicht zu erscheinen und einzufahren.

Ich persönlich war zu jener Zeit als Bankbevollmächtigter bei der Deutschen Bank Filiale Gleiwitz tätig. Unsere Filiale, wie auch die übrigen Niederlassungen der Deutschen Bank im Industriegebiet hatten von unserer vorgesetzten Dienststelle, unserer Kopffiliale Kattowitz, im Einvernehmen mit unserer Zentrale in Berlin die Weisung erhalten, unsere Kassen bis zum Einmarsch des Feindes geöffnet zu halten. Am Montag, den 22. Januar 1945 hatten wir unsere Kasse bis gegen 13 Uhr geöffnet. Der Kassenbetrieb war recht rege gewesen, da noch zahlreiche Abhebungen getätigt wurden. An diesem Tage entliessen wir auf Grund der umgehenden Gerüchte gegen 10 Uhr unser weibliches Personal, da wir es nicht mehr verantworten konnten, sie unter diesen Umständen weiterarbeiten zu lassen. Als ich an diesem Montag gegen 13 Uhr das Bankgebäude verliess, fuhr ein Lautsprecherwagen die Strasse herauf und gab zu unserer aller Überraschung die Anweisung durch, die Gleiwitzer Bürger sollten umgehend die Stadt verlassen, da Gleiwitz zum Kampfgebiet erklärt worden sei. Es herrschte damals 14 Grad Kälte und die Strassen waren verschneit und teils stark vereist. Wie wir später noch hörten, soll der Gauleiter von Oberschlesien, Bracht, aus der im westlichen Randgebiet der Provinz gelegenen Stadt Ottmachau das Stichwort "Goldfisch" d. h. "rette sich wer kann" durgegeben haben. Er persönlich hat darauf hin das Weite gesucht. Die Flüchtlinge, die der Räumungsaufforderung Folge geleistet haben und versuchten, auf den Strassen über Rybnik und Ratibor das andere Ufer der Oder zu erreichen, sind nach späteren Berichten zwischen die kämpfenden Truppen geraten und teils gefallen bzw. erfroren. Am 23. Februar 1945 wurden

mein Direktor, Dr. Carthaser und ich von den Russen verhaftet und in das Gleiwitzer Gefängnis verbracht, aus welchem wir am 21. März 1945 mit ca. 1 300 Männern und Frauen in ein Lager für Zivilinternierte bei Aktjubinska in Kasakstan, Südrussland überführt wurden, wo-selbst ich bis zum 26. März 1948 blieb.

Der weitaus grösste Teil meiner Leidensgenossen war gut deutsch gesinnt, und war im Vertrauen auf die amtlichen Verlautbarungen auf seinen Arbeitsplätzen geblieben. Es trifft in keiner Weise zu, dass es sich bei den Zurückgebliebenen nur um Kommunisten, Polen und polnisch gesinnten Deutsche gehandelt hat. Die Russen hatten die Verhaftungen wahllos vorgenommen. Alle Altersklassen von 14 bis 70 Jahren waren vertreten. Ausser Rechtsanwälten, Bankdirektoren, Baumeistern, Handwerksmeistern, Kaufleuten und Lehrern waren sehr stark Steiger und Bergarbeiter aus dem Kohlenrevier Beuthen - Gleiwitz - Hindenburg vertreten, ebenso Eisenbahner aller Dienstgrade.

Grosse Empörung hatte es bereits seinerzeit bei uns ausgelöst, als von Mitgefangenen, die bis zuletzt heimlich die Rundfunksendungen abgehört hatten, berichtet wurde, Dr. Goebbels habe im Rundfunk bekannt gegeben, Oberschlesien sei evakuiert worden und die zurückgeblieben seien, ~~das~~ wären nur Polen, Kommunisten und Verräter.

~~So~~ Wie die Verhältnisse in Gleiwitz lagen, so waren sie auch in Beuthen und im übrigen Industriegebiet des alten West-Oberschlesien. In Ost-Oberschlesien, das von 1922 bis 1939 zu Polen gehörte, kann ja ein gewisser Prozentsatz noch polnisch gesinnt gewesen sein; aber auch dort darf man in keinem Falle verallgemeinern.

Ich wäre Ihnen also sehr dankbar, wenn Sie zur Ehrenrettung der Oberschlesier eine entsprechende Berichtigung bringen würden. Ich persönlich bin Niederschlesier aus dem Regierungsbezirk Lignitz. Seit 1923 bin ich aber ohne Unterbrechung in Oberschlesien tätig gewesen, und ich würde es nach Kenntnis der Sachlage sehr bedauern, wenn die Oberschlesier durch eine irrtümliche Berichterstattung in ein falsches Licht kämen.

Hochachtungsvoll

W. Wilhelm
Wilhelm Michalski von Ruzenegr

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dr. HANS ADOLF ROSSEN

i. Hs. Gebr. Rossen, Flensburg

Postfach 106

ZS/R-2 / 06 - 101

Flensburg

den 11. V. 49

An die Redaktion
'Christ und Welt'
Stuttgart



Betr.: Tatsachenbericht „Ostdeutsches Schicksal“.

Als ehemaliger Ordnungsoffizier einer
Infanterie-Division, die von Oktober 44 bis Januar 45
im „Grenzkorps Meusel“ und dann bis April 45
im Saurland eingesetzt war, bin ich in der
Lage, Ihnen Material über die militärische

lege in diesen beiden Kaufsräumen zu
geben und bitte höflichst um Mitteilung,
ob hierfür bei Ihnen Interesse besteht.

Hochachtungsvoll!

A. Hans Adolf Köhler.

Institut für Zeitgeschichte

Herrn
Dr. Hans Adolf Rossen
24/ Flensburg
i.Hs. Gebr. Rossen
Apenrader Straße 184

12.5.1949
bo/gr
4/1

Sehr geehrter Herr Dr. Rossen !

Schönen Dank für Ihren Brief. Vielleicht sind Sie so freundlich, uns Ihre Berichte zur Einsicht zu übersenden. Es geht uns vor allen Dingen um eine Darstellung der Ereignisse im Memelgebiet. Nach Einsichtnahme in Ihr Manuskript würden wir Ihnen wieder schreiben.

Mit freundlichen Grüßen!

Schriftleitung
"Christ und Welt"

(Bongartz)

Dr. HANS ADOLF ROSSEN

i. Hs. Gebr. Rossen, Flensburg

ZS/R-2 / 06 - 103

FLensburg,

den 22. V. 49

An
die Schriftleitung
von
Christ und Welt
Stuttgart



Für Ihre freundliche Antwort vom 12.5.49 -
bo 194 411 - danke ich Ihnen bestens und
übersende Ihnen anliegend meine beiden
Berichte „Für Brüchenshoff Memel 1944/45“
und „Kämpfe im Samland und Kapitulation“

193 - 39 \ 5-11-25
Königsberg's. Ich würde mich freuen, wenn
Sie dafür Verwendung hätten. U. U. könnte ich
die Berichte auch noch erweitern.

In der Hoffnung, Ihnen mit meinen
Berichten helfen zu können, bin ich

mit freundlichen Grüßen
Ih.

Karl Hoffmann

Rossm

"Im Brückenkopf Memel 1944/45".
=====

I. Lage der Heeresgruppe Nord im Herbst 1944.

Nach der Räumung Estlands durch Aufgabe der "Narva-Front" bildete Anfang Oktober 1944 die Front der Heeresgruppe Nord etwa einen Halbkreis um die Stadt Riga in einer Entfernung von etwa knapp 50 km bis zur Stadt Mitau, ging von hier bis zur Stadt Doblen und verlief von dort in allgemein südlicher Richtung.

Die deutsche Führung erwartete einen russischen Angriff etwa auf Schaulen, mit dem Ziel, von dort bis zur Ostsee durchzustößen und damit die deutsche Front zu trennen. Aus dem Frontbogen um Riga wurden deshalb einige Divisionen herausgezogen, u.a. am 4.10. die niedersächsische 58. Inf. Div.

II. Bildung des Brückenkopfes.

Der russische Angriff kam überraschend frühzeitig und hatte gegenüber den nur schwachen deutschen Kräften schnell Erfolg. Die Division erhielt daher den Befehl, auf schnellstem Wege Memel zu erreichen, das durch den russischen Angriff bedroht war.

Biligt wurden die 3 Inf. Regt.'er, nur mit Handwaffen einschl. LMG und wenig Munition versehen, nach Riga verlastet und dort auf Torpedoboote verladen. Die mot. Teile der Div. wurden auf dem Landwege über Libau nach Memel in Marsch gesetzt, während die bespannten Teile, insbes. Artillerie und Trosse, in möglichst schnellen Landmarsche folgen sollten.

Die Inf. Regt.'er erreichten auf dem Seewege im Laufe des 9.10. Memel und wurden in aller Eile in Marsch gesetzt, um in möglichst weiter Entfernung einen dünnen Schleier um die Stadt zu legen und die auf Memel zurückgehenden eigenen Truppen aufzunehmen.

Die mot. Teile, darunter der Div. Stab, treffen in der Nacht vom 9./10.10 in Memel ein. Es ist anfangs recht schwierig, die Befehlsverhältnisse zu ordnen, doch gelingt dies in kurzer Frist. Die Lage hat sich inzwischen zugespitzt, da der Russe zwischen Libau und Memel bis an die Ostsee durchgestoßen ist und mit starken Kräften auch auf Memel zumarschiert. Die Div. ist damit von ihren besp. Teilen abgeschnitten und kann vorerst nicht auf ihre Artillerie rechnen.

Im Laufe des 10.10 erreichen die zurückweichenden eigenen Truppen die neue, nur flüchtig gebildete "Memel-Front" und werden in aller Eile eingegliedert. Es handelt sich insbesondere um Teile von 2 Pz. Div., darunter "Groß-Deutschland".

III. Kämpfe im Brückenkopf.

Bereits am 11.10 beginnt der russische Angriff. Der Gegner hofft anscheinend, die Stadt im ersten Ansturm nehmen zu können. Zu seiner Überraschung stößt er jedoch auf gut organisierten harten Widerstand und wird in schweren Kämpfen abgewiesen. Er weiß nach diesem Tag, daß er Memel nicht im Handstreich nehmen kann. Am nächsten Tage, dem 12.10, stellt er sich daher zum planmäßigen Angriff bereit. Doch auch die deutsche Front hat dadurch Gelegenheit zur Festigung.

Am Tage darauf beginnt der Russe wieder mit seinen Angriffen an der gesamten Front, die sich auch über den 14.10 erstrecken. In großer Zahl setzt er seine Panzer ein, auch seine Luftwaffe ist stark tätig, doch alles ist umsonst. Der Verteidigungsring hält. Nachdem er mehr als 60 Panzer eingebüßt hat, stellt der Russe am 15.10 seine Angriffe ein.

Nach Abschluß dieser schweren Kampftage verläuft die Front im Halbkreis in einer Entfernung von 10 - 15 km um die Stadt. Memel ist ein "Brückenkopf". Die Entfernungen zur Kurlandfront und zur Ostpreußenfront am Memelfluß betragen etwa je 50 km. Ganz abgeschnitten ist Memel jedoch nicht, denn es besteht noch die Landverbindung über die Kurische Nehrung. Die auf dieser entlang führende "Poststraße" wird in aller Eile ausgebaut, doch ist sie nicht entfernt in der Lage, den erforderlichen Nachschub zu bewältigen. Ein großer Teil der Versorgung mit Munition und Verpflegung erfolgt daher auf dem Seewege, meistens von Pillau aus.

In der Folgezeit bleibt es an der Memelfront im allgemeinen ruhig. Der Russe weiß, daß er die Stadt nur mit sehr starken Kräften nehmen kann, die er anscheinend hierfür nicht opfern will, jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt. Nur an einem Novembersonntag erfolgt im Nordteil der Front ein größerer Angriff, der jedoch wieder erfolglos bleibt und daher schnell aufgegeben wird.

Von deutscher Seite wird im Dezember ein von vornherein örtlich begrenzter Vorstoß in Richtung Krottingen unternommen. Die

russische Seite stellt diesen mit Panzern und Sturmeschützen vorgetragenen Stoßtrupp als einen mißglückten Versuch zur Herstellung der Verbindung mit der Kurlandfront hin. Das ist aber mit diesem Unternehmen niemals beabsichtigt gewesen!

Zu erwähnen ist noch, daß in den Verlauf der Kämpfe auch die deutsche Kriegsflotte eingriff, und zwar mit dem "Prinz Eugen", sowie Kreuzern und Zerstörern, die mehrfach mit ihren schweren Kalibern die russische Front beschossen.

Ein besonderes Ereignis war auch der Verlust eines mehrere 1000 t. großen Versorgungsdampfers, der in Nacht und Nebel die Hafeneinfahrt verfehlte, und am nächsten Morgen auf Grund lag, leider außerhalb des deutschen Frontbogens.

Der eigentliche strategische Zweck des Brückenkopfes lag darin, die Verbindung zwischen der Kurlandfront mit der Hauptfront in Ostpreußen herzustellen. Es wäre, darüber bestand kein Zweifel, möglich gewesen, sich mit den Kurlandkämpfern zu vereinigen und dann in Richtung Tilsit durchzustößen. Sehr schmerzlich wurde immer wieder auf den Befehl hierzu gewartet, aber vergeblich. Der Befehl sollte nie kommen, der "Führer" war anderer Meinung!

IV. Räumung des Brückenkopfes.

Als im Januar 1945 der russische Großangriff auf Ostpreußen losgeht, wird es auch für Memel ernst. Die Russen haben den Memelfluß überschritten, Tilsit und dann Insterburg genommen und marschieren in schnellem Tempo nach Westen auf Königsberg zu.

In Memel wartet nun alles auf den Räumungsbefehl, denn mit dem Zusammenbruch der Front bei Tilsit hat der "Brückenkopf Memel" seine strategische Bedeutung vollends verloren. Aber wie überall anderswo erfolgt auch hier der Räumungsbefehl erst, als es fast zu spät ist, nämlich erst in den letzten Januartagen, als der Russe schon dicht vor Cranz steht und damit im Begriff ist, die "Nabelschnur", die Kurische Wehrung, abzusperren. Daß die Räumung überhaupt gelingt, verdankt die Truppe der intensiven Vorbereitung und dem bereits seit langem bis in's Kleinste geplanten Ablauf. Denn die Stäbe hatten trotz ausdrücklichem Verbot des "Führers", in der klaren Erkenntnis, daß zu irgendeinem Zeitpunkt die Räumung doch einmal erfolgen müsse, hervorragende Vorarbeit geleistet.

So gelang es, die Räumung dem Gegner lange zu verschleiern. Begünstigt wurde dies durch die Witterung, die dem Russen in

diesen Tagen keine Luftaufklärung gestattete. So konnten alle Soldaten, sämtliche Munition und ein Großteil der Verpflegung gerettet werden. Am 30.1.45 ist die Räumung beendet, die über die Mehrung abmarschierende Besatzung Memels wird von sehr starken Kräften der russischen Luftwaffe angegriffen und hat leider erhebliche Verluste.

V. Schicksal der Zivilbevölkerung.

Mit der Stadt Memel betrat die Division, die am 22.6.41 den Vormarsch nach Rußland ostwärts Heydekrug im Memelland begonnen hatte, am 9.10.44 zum ersten Male wieder deutschen Boden und hatte damit wieder Berührung mit der deutschen Zivilbevölkerung. Es war ein schmerzliches Wiedersehen, denn die Bevölkerung befand sich ja auf überstürzter Flucht vor dem Russen.

Die Flüchtlingstrecks aus dem nördlichen Teil des Memellandes zogen z. Tl. auf Memel zu, z. Tl. aber über Memel hinaus nach Süden in Richtung Tilsit. Die Stadt Memel selbst war beim Eintreffen der Truppe bereits fast vollständig geräumt, nur wenige Funktionäre der Partei blieben noch einige Tage in der Stadt, bis auch sie verschwanden.

Die in die Stadt hineingeflüchteten Trecks wurden auf die Kurische Mehrung übergesetzt und konnten dort unbehelligt nach dem Samland marschieren. Dagegen fielen die auf der Festlandseite verbliebenen Trecks, soweit sie nicht rechtzeitig den Memelfluß erreichten, den Russen in die Hände, die ja in kürzester Frist das gesamte Memelland bis auf den kleinen "Brückenkopf" bestzten.

Übrigens erreichten auch nicht alle mot. Teile der Division rechtzeitig Memel, da die Straße Libau - Memel schon frühzeitig vom Russen gesperrt wurde. Diese Teile gerieten entweder in Gefangenschaft, einige jedoch erreichten in abenteuerlicher Flucht auf kleinen Fahrzeugen Schweden, und kamen - allerdings erst sehr viel später - über Kopenhagen und Deutschland wieder nach Memel zur Truppe!

Die Stadt Memel hatte in den Tagen vor dem russischen Angriff und während der ersten Angriffstage vom 10.-14.10.44 unter heftigen Luftangriffen zu leiden und wurde dadurch, insbesondere infolge großer Brände, erheblich zerstört. Während der Belagerung durch die Russen kam es nur zu gelegentlichen Bomben-

- 5 -
angriffen, die keine weiteren Schäden anrichteten.

Bei der Aufgabe der Stadt durch die deutschen Truppen erfolgten keine nennenswerten Sprengungen oder Zerstörungen, da die Räumung, wenn sie überhaupt gelingen sollte, möglichst unbemerkt vom Gegner vor sich gehen mußte.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

"Kämpfe im Samland und Kapitulation Königsberg's".

I. Samland.

In sehr harten Kämpfen konnte der Ausgang an der Wehrung bei Cranz freigehalten werden. Die Division boxte sich nach Westen durch, und in den ersten Februartagen gelang es dann, die "Samland-Front" aufzubauen, die etwa ostwärts der Linie Rantau - Thierenberg - Zimmerbude verlief.

Gegen Ende Februar 1945 wurde noch ein größeres Angriffsunternehmeneingeleitet mit dem Ziel, wieder die Landverbindung mit Königsberg herzustellen. Dies gelang nach überaus erbitterten Kämpfen, die sowohl von der Samlandfront als auch aus Königsberg heraus geführt wurden. Eisenbahn und Landstraße Fischhausen - Königsberg waren damit wieder benutzbar und konnten zum Abtransport der Zivilbevölkerung benutzt werden. Es war für die Truppe ein beglückendes Gefühl, daß durch ihren harten Einsatz noch etwa 70.000 Zivilpersonen aus Königsberg evakuiert werden konnten.

II. Königsberg.

Ende März / Anfang April 1945 waren die letzten Reste der Ostpreußen-Armee auf der Halbinsel Balga nördlich Heiligenbeil vernichtet worden. Die Truppen der Samlandfront und der Festung Königsberg hofften, der Russe würde sie liegen lassen und mit allen verfügbaren Kräften weiter nach Westen drängen, um auf diese Weise möglichst tief in das Reich vorzudringen. Diese Hoffnung trug jedoch, denn schon nach wenigen Tagen begann sich der Aufmarsch gegen Königsberg abzuzeichnen.

Der Angriff selbst begann am 6.4.45 mit gewaltiger Artillerievorbereitung und starken Bombenangriffen. Bereits nach kurzer Frist, am 9.4.45, kapitulierte Königsberg.

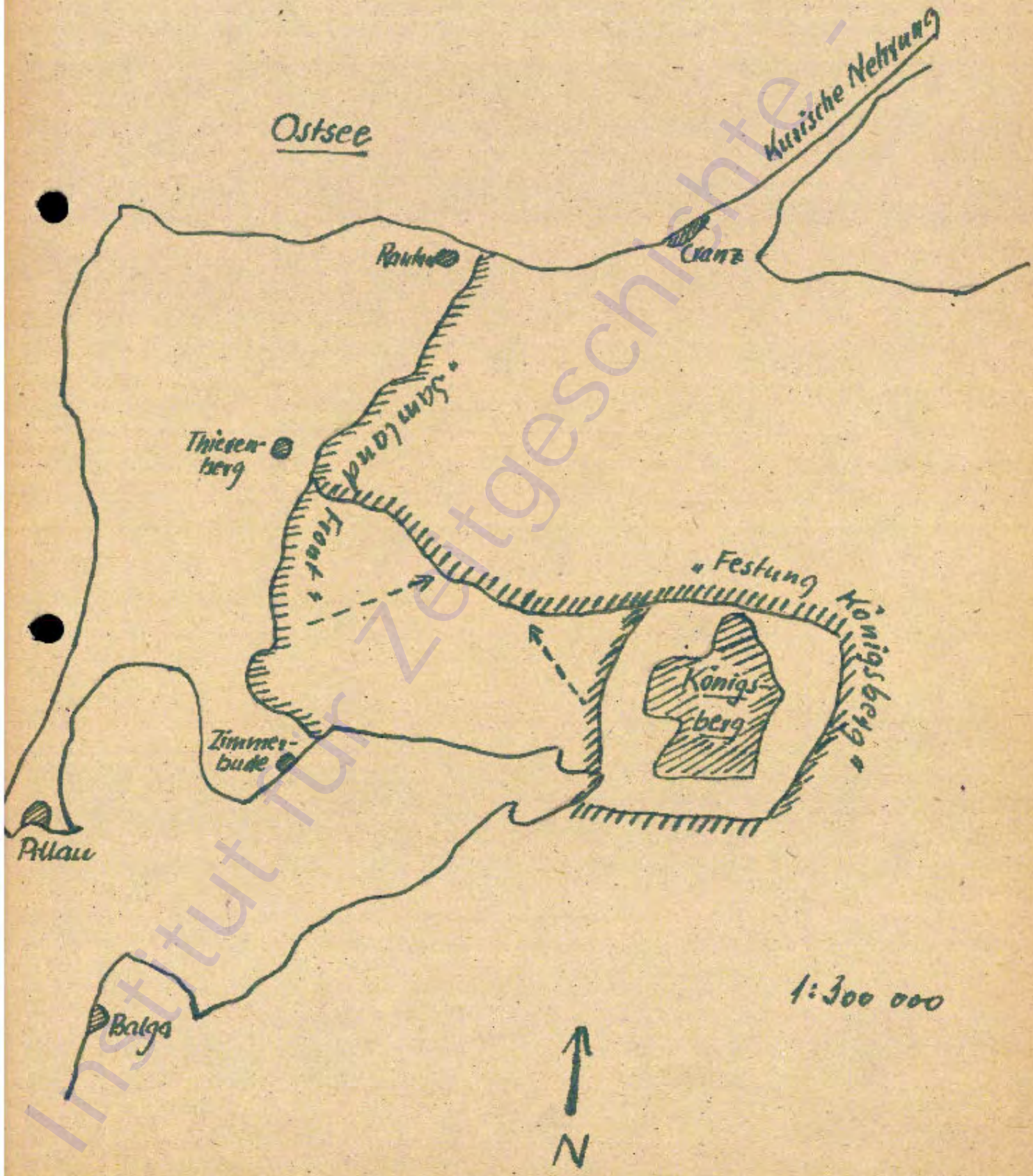
Das OKW veröffentlichte einen ungewöhnlichen Wehrmachtsbericht hierüber. Es war von "feiger Übergabe" die Rede, der Kommandant der Festung wurde wegen Feigheit zum Tode verurteilt. Diese Darstellung des OKW war völlig abwegig. Der Kommandant der Festung, der verdiente General Lass (?), einst zu Beginn des Ostfeldzuges als Oberst gefeierter Eroberer von Riga, hatte die Waffen erst gestreckt, als die Russen nur noch wenige 100 m von seinem Gefechtsstand entfernt waren.

Richtig ist zwar, daß sich die Festung überraschend nur ganz wenige Tage gehalten hat. Die Erklärung hierfür liegt wohl darin, daß einmal der Russe mit sehr starken Kräften angriff, zum andern in der Hauptsache aber darin, daß die Truppe durch das Zusammensein mit der immer noch recht zahlreichen Zivilbevölkerung und insbesondere durch deren Leiden nach dem Artilleriebeschuß und den Bombenangriffen, die starke Brände verursachten, erheblich demoralisiert war.

Nach dem Fall Königsberg's griff der Russe mit gewaltiger Übermacht und starker Luftwaffenunterstützung Die Samlandfront am 12.4.45 an. Aller Widerstand war umsonst. Am 25.4.45 fiel Pillau, die letzten Reste der Truppe zogen sich kämpfend über die Frische Nehrung zurück und gerieten im Weichsel-Brückenkopf oder auf Hela in Gefangenschaft, soweit ihnen nicht im letzten Augenblick der Weg in die Heimat über die Ostsee glückte.

Institut für Zeitgeschichte

„Samland - Front“
und
„Festung Königsberg“



Herrn
Dr. Hans Adolf Rossen
Flensburg
Apenrader Strasse 184

27.5.1949
bo/gr
4/1

Sehr geehrter Herr Dr. Rossen !

Wir danken Ihnen recht herzlich für die freundlicherweise übersandten Berichte, die uns als Quellenunterlage für das in Arbeit befindliche Buch über Ostdeutschland sicherlich gute Dienste leisten werden. Nach Erscheinen des Buches werden wir uns noch einmal mit Ihnen in Verbindung setzen.

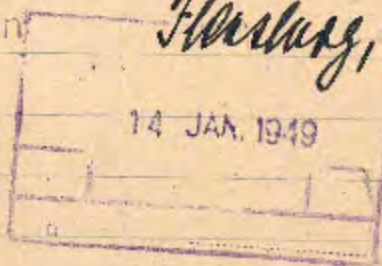
Mit nochmaligem herzlichem Dank und vielen Grüßen!

Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Dr. Hans Adolf Rossen
 Flensburg
 Apenraderstr. 184
 Tel. 715

Flensburg, den 11. I. 50



In die
 Schriftleitung "Christ und Welt"
Stuttgart

Ihre Ausgabe Nr. 1 vom 5. I. 50
 erreichte ich, dass das Buch "Es
 begann am 1. Weichell" in der
 Zeitungszeit erschienen ist. Hoff ich
 Sie daher höflichst um Ihre Absichten
 vom 27. I. 49 - 50 / 94 4/1 - zu erfragen,
 wonach Sie sich nach Erscheinen des
 Buches wohl einmal mit mir in
 Verbindung setzen wollten?

In Erwartung Ihrer baldigen Rück-
 antwort, hochachtungsvoll,

H. A. Rossen

*Vorgang völlig
in Ordnung*

19.1.1950

Herrn
Dr. Hans Adolf Rossen
Flensburg
Apenraderstr. 184

Sehr geehrter Herr Dr. Rossen !

Im Auftrag von Herrn Thorwald danke ich Ihnen für Ihr Schreiben vom 11. d. M. Herr Thorwald ist zurzeit noch krank und befindet sich im Erholungsurlaub. Wann er zurück sein wird, kann ich Ihnen leider noch nicht sagen. Es kann Mitte Februar werden. Sobald Herr Thorwald zurück sein wird, hören Sie von ihm. Ich bitte um Nachsicht.

Für heute verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

I.A.:

(Groth, Sekretärin)

5.6.50

Eine Exemplare senden

21.6.1950

Herrn Dr. Hans Adolf Rossen

F l e s n b u r g
Apenrader Strasse 184

Sehr geehrter Herr Dr. Rossen !

Entschuldigen Sie bitte vielmals, wenn ich erst heute erneut an Sie herantrete. Der Grund ist darin zu suchen, dass Herr Bongartz lange Monate nicht in Stuttgart anwesend war.

In der Anlage erhalten Sie den 1. Band "Es begann an der Weichsel", den wir Ihnen als Belegexemplar überreichen möchten. Gleichzeitig möchte ich fragen, ob Sie Ihre uns überlassenen Unterlagen zurück haben möchte oder ob wir diese bei unserem gesammelten Material behalten dürfen.

Mit nochmaligem herzlichem Dank für Ihre Unterstützung verbleibe ich

Anl.

Ros 2 evl. 24.7.50 N. Abege
Dr. HANS ADOLF ROSSEN

ZS/A-2 / 06 - 116

Flensburg, den 13. Juli 1950

An den
Steingrüben-Verlag
S t u t t g a r t 0

Mit bestem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang
des 1. Bandes "Es begann an der Weichsel".

Gleichzeitig teile ich Ihnen mit, daß ich Ihnen
gerne meine Unterlagen überlasse.

Mit bester Empfehlung
verbleibe ich

Ihr

Vorgang noch
in Mappe
bei Langarth-Morwald

Hans Adolf Rossen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bei der marx.gesch. Anlage handelt es sich offenbar um 2 Fragmente des Manuskripts zu einem Zeitschriftenaufsatz (wohl für „Christ und Welt“) über Kämpfe und Flüchtlingsschicksal in Ostdeutschland 1945.

Ob die Beiträge von Rost verfasst sind oder - was wegen des fragmentarischen Charakters wahrscheinlicher ist - vom Verfasser (Bongartz?) Rost zur Annahmehnahme zugesandt wurden, ist nicht ersichtlich.

Rost

BP/NS

2 S.

Korrespondenz mit Thorwald

April 1949

hs. + gez.

Inhalt: Deutsche Schiffe in der Danziger Bucht 1945. - Aufenthalt
Ganleiter Forsters Frühjahr 1945.

Rost,

BP/NS

105.

BP Thorwald^x 10.5.1949 mach.gedhr. o.U.

Inhalt: Die Marine in der Ostsee 1944/45

Admirale: Kummert, Reinicke, Burchardi, Thiele (S.2). - Abtransport der Kurlandarmee gescheitert (S.3-4). - Ostseeblockade mit Hilfe Finnlands bis 1944 (S.5); Räumung Finnlands (S.6). - Räumung von Dagö, Ösel, Halbinsel Sworbe (S.7). - Verhältnisse auf Bornholm (S.8) u. Rügen (S.9). - Admiral Friedeburg (S.10).

^x Nebenher wirtliche Niederwacht eines ...

Stuttgart, 7.4.1949

Prof. Rost

Notiz für Herrn Rost, Hilfswerk

Sehr geehrter Herr Rost !

Heute erhielt ich den ersten ausführlichen Bericht über den Untergang der "Goya", den ich Ihnen nach Verwendung zur Kenntnisnahme übersende. In einer Anlage zu diesem Bericht wird durch den früheren zweiten Generalstabsoffizier der 73. Infanterie-Division festgestellt, Gauleiter Forster habe sich während des Kampfes um Danzig auf dem Panzerschiff "Deutschland" aufgehalten. Sie können mir sicherlich wenigstens sagen, ob dies einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Lag damals die "Deutschland" bzw. "Lützow" in Neufahrwasser? Oder war vielleicht eines der alten Schiffe "Schlesien" bzw. "Schleswig-Holstein" in den Gewässern vor Danzig? Für eine schnelle Auskunft wäre ich Ihnen dankbar, am besten in Form einer kurzen schriftlichen Notiz.

Mit herzlichem Gruss !

Bongartz
(Bongartz)

Sehr geehrter Herr Bongartz

1.) "SX" lag mit Bombentropfen-Gotenkafen, Mafentube 5, Heck auf Grund. "SN" war für kurze Zeit in Landungsbohrer eingesetzt, ist dann in Südwestmündung des Pils auf Mine gesunken.

"Anton" war längere Zeit an der Schiesslinie in der Danziger Bucht beteiligt, ging dann wegen allmählichen Sinkens in die Tiefe. Welche Schiffe waren an 3. Einheit Kommand Prinz-Liegnitz

12-

K.3

Der einsetzende Wintersturm brachte die von Haus und Hof vertriebenen Menschen an den Rand der Verzweiflung. Zuverlässige Schätzungen rechnen, dass in jenen eisigen Januartagen die langen Trecks, in denen die Bauern mit ihren besten Pferden ihre wertvollste Habe zu retten versuchten, bis zu 90% zerwalzt oder nie ergemäht wurden oder in Kälte und Schnee umkamen. Ein aus Deutsch-Eylau in Gotenhafen eintreffender Güterzug führte eine grausige Totenlast; beim Ausladen stellte sich heraus, dass ein grosser Teil seiner Menschenfracht erfroren war. Erstarrt und tot lagen die Kinder auf den Leiterwagen. Eisüberkrustete Minensuchbotten liefen aus Pillau kommend in Gotenhafen ein, so überladen mit Flüchtlingen, dass viele an Oberdeck stehen mussten; manche Mutter hielt ihren toten Säugling verzweifelt an die Brust gedrückt.

Flucht übers Eis.

Inzwischen waren die Russen unter Anwendung einer Kriegslist überraschend in Elbing eingedrungen. Eilig herangeführte deutsche Kräfte verwehrten ihnen, die Marienburg verteidigend, mühsam den Einbruch in das Mündungsdelta der Weichsel. Ostpreussen war abgespalten und kämpfte einen aussichtslosen Kampf. Zu Tausenden floh die Bevölkerung über das zugefrorene Frische Haff auf die Nehrung, eine nur wenige hundert Meter breite Landzunge, die das Frische Haff von der Danziger Bucht trennt. Auch die Verwundeten der in Ostpreussen im Dreieck Braunsberg - Bartenstein - Königsberg unter Benzin- und Munitionsmangel leidenden aber erbittert kämpfenden Armee retteten sich über das dicke Eis des Haffs.

Zur Sicherung sowohl der im Osten bedrohten Flanke des beabsichtigten Verteidigungsringes um Danzig - Gotenhafen, wie auch der von Westen her gefährdeten Verteidigung Ostpreussens forderte die militärische Führung das Aufbrechen einer Fahrinne im Haff. Trotzdem versuchten die verzweifelten Menschen auf losgebrochenen Schollen die rettende Nehrung zu erreichen. Sie zogen den Tod in einer Eisspalte der grausigen Orgie der Sieger, die sich in den eroberten Ortschaften austobte, vor. So manche Tragödie hat sich auf dem Haff in Nacht und Nebel, in Schnee und Sturm, auf dem brechenden, berstenden Eis abgespielt, von der nie ein Mensch erfahren wird. Bald wurden auch die Flüchtlings- und Verwundetenansammlungen auf der Nehrung zum Ziel russischer Tieffliegerangriffe. Fischkutter der Kriegsmarine liefen, wenn immer das Wetter es irgend zuliess, den flachen Sandstrand an und bis an den Hüften im eisigen Wellengang stehend, schafften die Seeleute Frauen und Kinder und Verwundete an Bord. Bis Mitte März 1945 wurden auf diese Weise fast 40 000 Menschen, davon 50% Verwundete, von der Nehrung geborgen.

Abtransport über See.

Schon Anfang Februar vermochten die Städte Danzig und Gotenhafen die Flüchtlingsmassen kaum mehr zu fassen. Da der Russe von Schneidemühl nach Nordwesten eindrehte mit Stossrichtung Kolberg, drohte auch der Eisenbahntransport zum Erliegen zu kommen. Daraufhin begann die Marine die Häfen der Danziger Bucht über See zu evakuieren.

Der Seeweg nach Westen war keineswegs gefahrlos. Bis zur Erreichung des tiefen Wassers bei Hela bestand Minengefahr durch eng-

Handwritten notes in the bottom left corner, including the word "Wieder" and other illegible scribbles.

13

lischen Luftminen. Im tiefen Wasser selbst bis zur Oderbank vor der Swinemünder Buch lauerten russische U-Boote, zu deren Bekämpfung es an U-Jägern und vor allem an dem wirksamsten Gegenmittel, dem Flugzeug, fehlte. Der Flachwasserweg unter der Pommerschen Küste verbot sich wegen der im Seegebiet Lebe-Stolpmünde festgestellten Minen. Die zur Verfügung stehenden Streitkräfte reichten auch nicht annähernd aus, um die Flüchtlingsdampfer vor U-Booten und Minen zu schützen, denn es galt mit den maschinell völlig heruntergefahrenen Booten auch den Geleitdienst für den Nachschub der Kurlandarmee zu stellen und die in der Danziger Bucht zur Entlastung des Heeres in die Landkämpfe eingreifenden schweren Seestreitkräfte zu sichern.

"Gustloff" sinkt.

Das erste Opfer russischer U-Boote in der mittleren Ostsee war die Gustloff. Dieses ursprünglich als KdF-Dampfer gebaute Fahrgastschiff hatte in Gotenhafen der U-Bootswaffe als schwimmende Kaserne gedient. Mit 5800 Menschen an Bord, in erster Linie Angehörige von U-Bottfahrern, Gotenhafener Familien, Wehrmachtshelferinnen und Verwundete, sank das Schiff nördlich Stolpmünde in der Nacht vom 30. Januar nach 2 U-Bootstorpedotreffern. Auf dem Schiff, das verhältnismässig ~~wann~~ langsam versankte, spielten sich erschütternde Szenen ab. Nur wenige Rettungsboote kamen gut zu Wasser. Wer aussenbords sprang, den ereilte im eisigen Wasser bald der Tod durch Herzschlag. Manche zogen eine Pistolenkugel dem Tod durch Ertrinken vor. Von allen Seiten eilte Hilfe herbei. Im Scheinwerferlicht bot sich ein grausiges Bild: Zu Hunderten trieben die im eisigen Wasser Erstarren in ihren Schwimmvesten hängend, im Wasser umher. An einem Kutter hingen sechs tote Frauen, aber im Boot selbst lag in zwei Decken warm eingewickelt ein nur wenige Monate altes Knäblein, das seine Retter wie ein Talisman hüteten, und am liebsten an Bord des Kriegsschiffes behalten hätten. Etwa 1400 Menschen wurden gerettet und je nach Lage in Swinemünde, Sassnitz, Kopenhagen oder einem Hafen der westlichen Ostsee abgesetzt.

-15-

Totentanz

Doch das war erst der Auftakt zu einem riesigen Totentanz. Wenig später fiel der Dampfer "General von Steuben", eines der grössten Lazarettschiffe, mit schätzungsweise 3000 Verwundeten auf der Höhe von Bornholm ebenfalls einem sowjet-russischen U-Boot zum Opfer. Gleichzeitig verschlechterte sich von Tag zu Tag die Lage in Hinterpommern. Vergeblich versuchten Ende Februar deutsche Panzer von Köslin aus den Durchbruch der russischen Streitkräfte über Kolberg zur Ostsee zu verhindern. Noch mit zehn Granaten je Panzer griff das kleine deutsche Häuflein nach Westen zu an. Jeder vierte Panzer musste gesprengt werden, damit die anderen drei mit seinem Benzin noch ein paar Kilometer weiterrollen konnten. Doch es war zu spät. Kolberg wurde in überstürzter Hast geräumt. Da der Russe nördlich Graudenz durch die Tuchler Heide geradewegs auf Danzig vorstieß, setzte längs der pommerschen Küste ein Wettrennen nach Osten zurück in das zum Festungsbereich erklärte Gebiet Danzig -Gotenhafen ein. In diese einer Flucht gleichkommende Absatzbewegung stiessen fächerförmig die Russen immer etwa 5 Panzer stark hinein und zur Küste durch nach Rügenwalde, Stolpmünde, Leba und Rixhöft.

"Pommerland ist abgebrannt"

Lichterloh brannten die Dörfer und Städte, weithin nach See zu sichtbar, als Fanale der losgelassenen Kriegsfurie. Nur wenige Versprengte berichteten von dem Schicksal der abgeschnittenen Truppenteile oder der Lager des weiblichen Arbeitsdienstes und der Wehrmachtshelferinnen, die überrollt worden waren. Von neuem wurden die Trecks, die sich mühsam bis nach Pommern durchgeschlagen hatten, aufgespalten und dezimiert. Eine Bauernfamilie aus der Gegend von Memel, die schon im Oktober 1944 hatte flüchten müssen, zog seither kreuz und quer durch Ostpreussen. Vor Wochen war sie mit Ziel Swinemünde aufgebrochen. Nun traf die Familie von Westen kommend wieder in Gotenhafen ein. Das jüngste Kind

15-
 hatte sich von dem fünf Monate währenden Liegen auf den Säcken des Leiterwagens eine Rückgratverkrümmung zugezogen. Nun mussten sie doch den Weg über See wählen, der ihnen so unheimlich schien.

Eine pommersche Division, die erst von wenigen Wochen aus Kurland verschifft worden war und nun in ihrer Heimat zum Einsatz kam, strebte weit aus dem Südostzipfel Hinterpommerns kommend unbeirrt um die Zusammenbrüche- und Zerfallerscheinungen zur ihrer Rechten und Linken, rings von angreifenden Russen umgeben, Gotenhafen zu. Wie in alten germanischen Zeiten führten sie in ihrer Mitte die Wagen mit ihren Frauen und Kindern. Sie schlugen alle Angriffe ab und erreichten rechtzeitig den Verteidigungsring der beiden Hafenstädte.

Mann gegen Mann.

Inzwischen spielte sich in Ostpreussen der zweite Teil der Tragödie ab. Immer schwieriger hatte sich die Versorgung der in Ostpreussen um Heiligenbeil kämpfenden Truppen gestaltet. Da den Russen wenige Kilometer westlich Königsberg der Durchbruch zum Haff geglückt war, blieb nur der Seeweg von Pillau über den Haff bei schwerem Eisgang übrig. Wer sich von der Zivilbevölkerung nicht mehr rechtzeitig nach der Nehrung hatte retten können, wurde erbarmungslos zwischen den kämpfenden Truppen zerrieben. Schliesslich bestand nur noch ein Brückenkopf auf der Landzunge von Balga. Den Abtransport der letzten Verwundeten deckte eine Hand voll kampftenschlossener ostpreussischer Soldaten. Sie fielen einer nach dem andern im Kampfe Mann gegen Mann.

Sassnitz ein
~~Sassnitz~~ zweites Dresden.

Tag für Tag verliess Geleitzug um Geleitzug die Danziger Bucht. Enggepfercht standen die Menschen an der Reeling und suchten mit den Blicken nochmal das Land, wo sie seit Generationen sesshaft waren und sie ihre glücklichsten Stunden verlebt hatten. Die Geleite liefen nach Sassnitz auf Rügen oder nach Kopenhagen, da die Swinemünder Bucht mit englischen Luftminen übersät worden war und zu einem Schiffsfriedhof erster Ordnung wurde. Es hatte auch keinen Zweck mehr, Swinemünde anzulaufen, denn die Russen standen vor Stettin und vielen Tausenden war es nicht mehr

gelungen, bei Wollin über die Dievenow zu kommen, ehe auch dort die russischen Panzer den Fluchtweg nach Westen versperrten. Doch die Alliierten mussten eines Tages erkannt haben, dass Sassnitz ein wichtiger Endpunkt der Geleite aus der Danziger Bucht war. Ein schwerer britischer Luftangriff auf Sassnitz und den Hafen kostete vielen Flüchtlingen und Verwundeten das Leben; allerdings ging auch kostbarer Schiffsraum verloren. Der Luftangriff auf Sassnitz darf wohl als eine kleine Parallele zu dem entsetzlichen Menschenopfer, fordernden Angriff auf Dresden gelten.

waren
So ~~wurden~~ von Ostpreussen, Westpreussen und Hinterpommern Anfang März 1945 nur noch ein paar Quadratkilometer und Gotenhafen

17

Danzig in deutscher Hand, die über einen schmalen Streifen zur Niederung des Weichseldeltas und die frische Wehrung in einem losen Zusammenhang mit Samland und Königsberg als dem Rest Ostpreussens standen. Ausserdem riegelten schwache deutsche Kräfte die Putziger Wehrung mit Hela an der Wurzel der Landzunge gegen alle Angriffe ab.

Hafen und Reede von Gotenhafen lagen bereits unter Beschuss. Die verzweifelte Lage zwang dazu, trotz der nach wie vor bestehenden Minengefahr und der nun einsetzenden Luftangriffe jedes Fahrzeug vom kleinsten Fischkutter bis zum grössten Passagierdampfer mit Flüchtlingen vollzupropfen. Das Risiko war gross, doch der Prozentsatz der Verluste auf See muss gemessen an dem, was an Zivilbevölkerung auf der Landstrasse und im Verlauf der Kampfhandlungen ums Leben kam, als gering bezeichnet werden. Die "Kap Arkona" hat z.B. drei Fahrten gemacht, die beiden letzten Fahrten mit je 12 000 Menschen, während man bei der ersten Fahrt noch 8 000 Personen als "unverantwortliche Überfüllung" bezeichnete. In der Zeit von Anfang Februar bis Ende März hielten sich auf See die Verluste unter den Flüchtlingen in erträglichen Grenzen.

Danzig brennt.

Immer enger schloss sich der Ring um die beiden grossen Hafenstädte. Schliesslich brachen die Russen am 22.3. trotz der verzweifelten Gegenwehr der abgekämpften, unter empfindlichem Munitionsmangel leidenden, bunt zusammengewürfelten deutschen Truppen und trotz des Feuers der in der Danziger Bucht auf- und abstehenden Kriegsschiffe zwischen Gotenhafen und Zoppot zur Ostsee durch und spalteten damit in oft geübter Taktik die Verteidigung auf. Unter einem Hagel von Geschossen aller Kaliber und der gefürchteten Stalinorgel sowie laufender Luftangriffen zogen sich die Verteidiger Gotenhafens auf die nördlich der Stadt gelegene Oxhöfter Höhe

zurück. Die Stadt war von der deutschen Zivilbevölkerung grösstenteils geräumt worden.

Viel schlechter stand es um das schöne Danzig, in das die Angreifer von Zoppot und Oliva her eindringen. Die herrliche alte Stadt mit ihren unersetzlichen Baudenkmalern brannte an allen Ecken und Ende. Im Tiefflug warfen die Russen ihre Bomben ab, denn seit Tagen war nicht ein einziges deutsches Flugzeug am Himmel zu sehen. Die alteingesessene Bevölkerung, die ihre Heimat nicht hatte verlassen wollen, erlitt bei den erbitterten Häuserkämpfen schwere Verluste. Am 28.3. fiel Danzig in russische Hand.

Nun hielt sich im Westen der Danziger Bucht, nachdem auch die Oxhöfter Kempe hatte geräumt werden müssen, nur noch Hela.

~~#~~ Schlimmer als Stalingrad
Sinnlos als: Die letzten Wochen auf Hela
Ende März

Als sich herausstellte, dass sich östlich der Weichselmündung im Gebiet Tiegenhof - Stutthof Tausende von Flüchtlingen teils aus Danzig, teils aus Orten West- und Ostpreussens ^{in den Niederräumen verstreut} befanden, organisierte die Marine mit flachgehenden Fahrzeugen den Abtransport nach Hela. Mehr als einmal ereignete es sich, dass russische Flugzeuge mit ihren Bordwaffen dazwischenmählten. Wie sinnlos schien es, wenn eine kleine russische Splitterbombe auf eines der dicht mit Flüchtlingen besetzten Marinefährrahme fiel, den Kinderwagen über Bord fegte und die Mutter schwer verletzte, während wenige Meter entfernt ein altes Mütterchen unverletzt davonkam.

Die Einschiffung mit Booten und Fährprähmen ^{särbis} ~~gestaltete sich~~ auf Hela Reede von Tag zu Tag schwieriger. Oft setzte von Gotenhaften wohl ^{sowjetischer Artillerie} ~~gezielter~~ Besüsse ein. Dannusste, ~~wenn Seegang oder~~ ~~Fliegerangriffe eine Fortsetzung der Beladung ausserhalb der Reich-~~ ~~weiter der russischen Batterien verboten, die~~ ~~Beladung~~ ~~abgebrochen~~ werden. Waren die Dampfer, ~~die zuerst stets Verwundete übernahmen,~~ einigermassen beladen, so setzte sich ^{sofort} ~~die~~ Geleit ~~unverzüglich~~ nach

Westen in Marsch, ~~denn ein längeres Verweilen in diesem gefähr-~~
~~deten Gebiet konnte nicht verantwortet werden, auch wenn es das~~
~~Rech wollte, dass die Kinder schon an Bord waren, während die~~
 Mutter wieder mit dem Boot nach Hela zurück musste. Die Wracks
 am Strande von Hela, darunter zwei weiss-gestrichene Lazarett-
 schiffe, waren Warnung genug. ~~Da Russland der Genfer Konvention~~
~~nicht beigetreten war, boten die vorschriftsmässig weissgemalten~~
 Lazarett-schiffe keine Gewähr für Sicherheit.

Grausiger als Stalinrad.

Zum Glück zeichneten sich der März und April ~~da~~, durch
~~hüsst~~ kurze Perioden schlechten Wetters aus. Trotzdem steuten
 sich ~~An~~ ^{stauten sich} solchen Tagen, an denen keine Einschiffung stattfinden
 konnte, ~~die~~ ^{flüchtbar} Menschenmassen auf Hela zu ~~bedrückendem~~ Gedränge,
~~da~~ der Antransport aus Pillau mit seinen von Flüchtlingen über-
 füllten Hinterland ungeachtet jeden Wetters weiterlief. Es gab
 Tage, an denen auf der Südspitze Helas ~~weit~~ über 100 000 Menschen
^{in Angst} ~~und~~ ^{und} ~~Nach~~ ^{vor} ~~warteten~~ ^{Die Fülle des Elends} ~~aufgestaut waren.~~ Was sich da an Elend abspielte, spottete jeder
 Beschreibung. Die Menschen verstreuten sich im Walde und nächtig-
 ten ~~in den für diese Gegend verhältnismässig milden Frühlings-~~
 nächten im Freien. Von Zeit zu Zeit setzte ein Feuerüberfall von
 Gotenhafen her ein oder ein Luftangriff fegte über die Landzunge
 hinweg. Wenig später rollten dann einige Loren mit Soldaten und
 Flüchtlingen als blutige Last durch den Wald zu den ~~den~~ ^{den} Verbandsplätzen.
 Irgendwo schrien Kinder verzweifelt nach ihren Müttern. Am Hafen
 standen ein paar Loren mit Tüchern zugedeckt, darunter baumelten
 die Beine ~~von~~ ^{tokei} Frauen und Kindern hervor. Die Wagen standen ~~schon~~
~~ein paar Tage, aber die Truppe~~ ^{lagelang} ~~zog~~ ^{und Flüchtlinge} ~~völlig~~ abgestumpft und apathisch
 daran vorbei. Es kostete schon energisches Eingreifen, um derarti-
 ge Zustände abzustellen. In Gotenhafen hatte man eines Tages einen
 der ~~grossen langen~~ ~~Lagerschuppen~~ aufbrechen lassen, weil ihm ein
 süsslicher Geruch entströmte. Hunderte von Toten waren darin ge-

lagert, die niemand mehr hätte beerdigen wollen in einer Zeit, wo die Mütter ihre toten Kinder einfach ins Hafenbecken warfen.

Soldaten die 1943

Stalingradkämpfer, denen noch das Herauskommen mit den letzten Flugzeugen geglückt war (und die nun in der Danziger Bucht wieder im verschlagenen Wasser Einsatz standen), erklärten, Stalingrad sei wenigstens eine Angelegenheit von Soldaten gewesen; dieses hier in der Danziger Bucht sei ^{war} ein Morden von Frauen, Kindern und Wehrlosen und grausiger als das grausige Stalingrad.

Königsberg kapituliert.

Anfang April setzte ein verstärkter russischer Druck auf Königsberg ein, der sofort wieder ein Anschwellen des Flüchtlingsstromes zur Folge hatte. Die Einschiffung in Pillau forderte immer mehr Opfer, da der Hafen unter Artilleriebeschuss von Balga aus (Hafküste südlich des Königsberger Seekanals) stand. Am 7. April erreichten die Russen westlich Königsberg von Norden her den Seekanal. Damit war die Einkesselung der im dreizehnten Jahrhundert von deutschen Ordensrittern gegründeten Hauptstadt Ostpreussens vollzogen. In der Nacht vom 9./10. April befahl der Verteidiger Königsberg, General Lasch, die Übergabe, da er die Verantwortung für das sinnlose Morden der noch fast 100 000 Köpfe zählenden Zivilbevölkerung nicht mehr länger übernehmen wollte. Hitler liess ihn daraufhin in Abwesenheit zum Tode verurteilen. (Die letzten Überreste der Königsberger Bevölkerung werden seit Mitte 1947 aus Königsberg - russisch Kaliningrad - ausgewiesen. Es handelt sich schätzungsweise noch um 25 000 Menschen. Die fehlenden 75 000 dürften teils verschleppt, grösstenteils aber verhungert sein).

Es war aus.

Dass die Tage Samlands, des letzten noch deutschbesetzten Zipfels von Ostpreussen, gezählt waren, konnte man sich an den Fingern abzählen. Da die Russen längs des Königsberger Seekanals

Über Heydekrug vorstossend bei Fischhausen ganz Samland von Pillau abzuschneiden drohten, nahm die Fluchtbewegung erneut chaotische Formen an. Deutsche Panzer fuhren bis an die Pier in Pillau, Ritterkreuzträger entstiegen ihnen und versuchten sich an Bord zu retten. Doch je kleiner die Boote, desto energischer verweigerten die Kommandanten dieses Ansinnen, obgleich bereits auch von Nordosten her die ersten Granaten in den Hafen orgelten, aber Frauen und Kinder gingen vor.

In wenigen Tagen war das Schicksal der ostpreussischen Bevölkerung im Samland besiegelt. An dem Morgen, als die Russen antrafen, ^{waren} es noch 13 deutsche Jagdflugzeuge; abends nicht ein einziges mehr. Die Truppe zeigte starke Demoralisierungserscheinungen. Es fehlte an Munition und schweren Waffen. Für die Verwundeten gab es kein Verbandsmaterial mehr und wenig Aussicht, in ein Heimatlazarett überführt zu werden. Es war aus. Wer wollte sich da noch "verheizen" lassen!

Nur allzu rasch gelang den Angreifern die Abriegelung Samlands bei Fischhausen nördlich Pillau. Damit gab es für die Flüchtlinge kein Reissaus mehr. Allein südlich Cranz fiel dem Sieger ein Lager mit 3 000 Arbeitsmädchen in die Hand... In Pillau luden die Bote statt dessen zur Räumung der Lazarette die Schwerstverwundeten ein. Beim Eintreffen in Hela hatte jeder Zweite ausgelitten.

Der Fall von Pillau war nur eine Frage von Tagen. Noch in der gleichen Nacht fasste der Russe von See her mit Schnellbooten landend und über das Haff mit rasch herbeigezauberten Fahrzeugen übersetzend auf der Frischen Wehrung Fuss.

Nun befand sich ausser dem unerschütterlich, aber auf verlorenem Posten standhaltenden Kurland nur die Halbinsel Hela und ein Zipfel der Weichselniederung noch in deutscher Hand. Während die russischen Panzer schon auf Vorpommern und Mecklenburg hineinrollten und die russischen Angriffsspitzen in das Häusermeer Berlin eindrangten, erging wie zum Hohn an die Armee im Osten der Aufruf

Hitlers und Goebbels: "Haltet aus, Berlin bleibt deutsch und Wien wird wieder deutsch".

Die letzte Fahrt.

Zur schliesslich befohlenen Räumung Kurlands und dem Abtransport seiner tapferen Armee kam es nicht mehr. Dazu hatten weder die Kräfte noch der Schiffsraum noch der zur Weige gehende Brennstoff gereicht. In einer gewaltigen Transportanstrengung fuhren kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch von Kopenhagen Handelsschiffe - freiwillig und obwohl sie es gar nicht mehr nötig hatten - und alles, was an Kriegsfahrzeugen vom Räumboot bis zum Zerstörer noch einen Bunkerbestand hatte, der zur Fahrt nach Hela und zurück reichte, noch einmal in die Hölle der Danziger Bucht. In den letzten 48 Stunden wurden damit fast 80 000 Flüchtlinge und Soldaten abtransportiert. Ausser der kaschubischen, eingesessenen Bevölkerung Helas blieb kein deutscher Zivilist und kein Verwundeter am Kapitulationstag auf Hela zurück. Schätzungsweise 40 000 Mann streckten auf der Halbinsel Hela und in der Weichselniederung die Waffen. Mindestens 200 000 dürften in Kurland geblieben sein.

Nur ein Prozent.

Vom 15. Januar 1945 bis zum 9. Mai hat die Marine rund 1,4 Millionen Flüchtlinge und Verwundete aus der Danziger Bucht nach Westen verschifft. Ausser der "Gustloff", 1 Grossen Lazarettsschiff und 2 Torpedobooten, die um den 20. März bei Hela mit zahlreichen Flüchtlingen an Bord auf russische U-Bootsminen liefen, sank Mitte April der mit 7 000 Flüchtlingen beladene Dampfer "Goya" innerhalb von zwei Minuten nach U-Bootstorpedotreffern nördlich Hela. Nur 157 Menschen konnten gerettet werden. Die Gesamtverluste bei dieser gewaltigen Transportbewegung über die Ostsee belaufen sich auf kaum mehr als 14 000 Menschen, also nur 1% der beförderten Menge. Die Verluste liegen damit weiter unter den katastrophalen Ausfällen, die die über die Landstrassen flüchtende Bevölkerung erlitten hat.

Bericht von Herrn R o s t , Zentralbüro, über Kurland

Nach der Aufgabe der Ostlandfront wurde der Admiral Östl. Ostsee nach Libau zurückgenommen. Ich war verantwortlich für den Seetransport und Schutz der östl. Ostsee. Um den 12./13. Januar 1945 bin ich mit einem Geleit nach Pillau runtergefahren, um das Geleitwesen neu zu ordnen und um dort Fühlung zu nehmen mit dem Meldekopf des M.O.K. Ost.

Ich kam mit dem Geleit nach einer aufregenden Nachtfahrt in Pillau an, ging zum M.O.K. Ost, blickte auf die Heereskarte der Ostfront und sprang wie elektrisiert hoch. "Ist das alles, was da steht?" fragte ich. "Ja, die Sache sieht aber noch schlechter aus, weil die besten Divisionen herausgelöst sind, und zwar gegen erheblichen Widerstand der Sachverständigen, und nach Ungarn geworfen wurden," lautete die Antwort. Ich stellte die Gegenfrage: "Wissen Sie, wie es auf der Gegenseite aussieht?" Dabei stellte ich mir im Geiste die Karte bei Schörner vor und die massierten russischen Divisionen, wobei man sich darüber klar war, dass ~~es~~ trotz der Bindung von 2 Millionen Russen an der Kurlandfront bald zum Stoss angesetzt werden würde. Ich hatte den Eindruck, als wenn man sich der bevorstehenden Katastrophe entweder nicht vergegenwärtigen wollte oder konnte (Vogel-Sträß-²Politik).

Ich fuhr von Pillau über Berlin nach Backnang und erfuhr in Nürnberg, dass der Russe angetreten sei. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um in Eberswalde bei Freunden zu erfahren, dass der Russe durchgebrochen sei und die Sache für uns aussichtslos stünde. Dann fuhr ich nach Gotenhafen, wo ich ab 15.1. aus eigenem Entschluss blieb, weil ich wusste, dass die ganze Sache auf sehr schwachen Füßen stand. Der Seekommandant von Gotenhafen saß von morgens um 8 bis nachts um 12 Uhr in Sitzungen und am Schreibtisch. Er war ein reiner Theoretiker. Ich erklärte ihm kurz, dass

das und das gemacht werden müsste, womit er immer einverstanden war. Ich liess den Mann in Pillau absetzen sowie die übrigen alten. Ich wurde als Meldekopf eingesetzt und war nachher der ungekrönte König der Danziger Bucht. Mein Admiral saß in Libau und wollte mich zurückheben (Kummetz). Er war ein sturer Mann, der es fertig brachte, einen englischen Admiral in Kiel mit "Heil Hitler" zu begrüßen. Er hat oben die Kampfgruppe geführt, Reinicke war sein I A. Das Unglück mit der "Scharnhorst" wäre nicht passiert, wenn Reinicke da gewesen wäre. Kummetz saß in Kiel, dem die Admirale der östlichen und westlichen Ostsee unterstellt waren; der westliche saß in Swinemünde und war im letzten Moment abgelöst worden durch den Admiral Schubart. Ich bekam dann von Dönitz Befehl, dort zu bleiben. Der Führer der Kampfgruppe und Einheiten war der Admiral Thiele, der die Ausbildungsflotte unter sich hatte. Thiele hatte sämtliche Schiffe unter sich in der Danziger Bucht. Ich wurde auf Wunsch der schwimmenden Verbände eingesetzt und galt als der Repräsentant nach aussen und gab meine Berichte nach Berlin. Ich modelte den Nachrichtenladen um, schmiss gegen den Willen vom M.O.K. Ost alles raus und hielt den Nachrichtenoffizier fest. Ich saß im Strandhotel in Gotenhafen. Das Strandhotel (Hauptquartier) war vorn und hinten durch Bombentreffer zerstört, und Thiele kam auf dem Bauche angekrochen.

In Danzig saß Schellong, rief mich täglich an und fragte, was er tun sollte. Widerstand von der U-Bootswaffe hatte ich nicht zu gewärtigen. Nun konnte ich dem Heer gegenüber allmählich nicht mehr weiter, weil mir die Ärmelstreifen fehlten. Sie wollten mit einem kleinen Korvettenkapitän nicht zusammenarbeiten. Ich drängte darauf, dass mein Admiral herunterkam. Die Basis für Kurland liegt in der Danziger Bucht. Ende Februar kam mein Admiral herunter. In acht Tagen erlebte ich sechs Generale (auf Hela (Oxhöfter Kempe 39 000 und nicht nur 10 000 Mann). Burchardi kam

zu uns. Die ganze Sorge ging darum, die Leute in Kurland zu versorgen. Früher gingen die Kurland-Geleite alle über die Danziger Bucht, aus der westlichen Ostsee meist nach Pillau, von dort auf Küstenwegen an Memel vorbei nach Libau. (Gegen diesen Weg haben wir uns verbissen gewehrt, dann mein Bestreben war, die Geleite auf Südspitze Gotland und quer hinüber zu ziehen nach Libau. ~~Man~~ Es wurde nur bei Nacht gefahren, der Iwan wagte sich nicht weit hinaus. In Sventoje hatten die Russen mit Eisenbahnwagen S-Boote hingeschafft. Herr Kummetz hat ständig opponiert). Kummetz hat später der vollendeten Tatsache mit hochrotem Kopf zugestimmt und meinte: "Warum habe ich das damals eigentlich nicht genehmigt?" Es ging mit den in der Ostsee zur Verfügung stehenden Einheiten und auch mit den Schiffen, die da waren, überhaupt nicht beides zu machen, nämlich die Danziger Buch-t zu räumen und zu versorgen und die 250 000 Mann in Kurland auch noch zu versorgen. Ausserdem kam hinzu, dass die Schiffe (auch Handelsschiffe) keine Kohle mehr hatten. In der Nacht, als die Spitze verloren ging, sass der Pioniergeneral drinnen, und ich wollte ihn herausholen. Die R-Boote konnten wir nur vier Stunden stehen lassen, weil kein Oel mehr vorhanden war. Er hatte die erste Landungsoperation 41 auf Ösel geführt. Wir haben unsere Lage auch an die Seekriegsleitung gemeldet.

Ich fuhr am 28.4. nach Sassnitz, um mir einen neuen Admiral zu holen. Burchardi war sehr krank, so dass er mich nicht einmal erkannte. Der einzige neue, der in Frage kam, war Thiele. Mit ihm fuhr ich dann nach Libau, um die Besprechung mit dem Admiral zu führen. Das Unternehmen Nelke-Veilchen-Flieder hatte folgenden Plan: es waren Linien gezeichnet, Brückenkopf um Libau und Windau, um die aktiven Kampftruppen abzusaugen, und zwar über See. Das war vorbei schon mit Natzmer, genau wie Schörner, nicht nur des Abtransportes wegen, sondern auch im Falle, dass die Russen uns zusetzen würden, dass wir die Frontlinie nicht würden halten können.

Diese Lage bestätigte uns der General. Im Seebunker in Libau fand Besprechung statt. Es war ein schöner Frühlingstag. Wir standen und unterhielten uns: die Front stand an sich tadellos, meinte der General, und nachdem sich die Divisionen tapfer geschlagen haben, müsste er es ablehnen, irgend welche rückwärtigen Dienste abzuschicken und die kämpfenden Truppen vorne stehen zu lassen. Es ging nur so, dass die Frontlinie um Divisionsmaß zurückging. Das war aber aus Mangel an Zeit und Brennstoff nicht mehr möglich. Wir zogen betrübten Herzens wieder ab, weil wir uns sagen mussten, dass wir die Soldaten, die es verdient hatten, nicht mehr holen konnten.

Am 8. Mai 1945, 14 Uhr, hat Kurland kapituliert. Angeblich hat der Russe wegen der febelhaften Haltung unserer Truppen freien Abzug in die Heimat versprochen.

6.5. Luftangriff auf Libau kleinerer Art. Die Verwundeten haben wir laufend abgeholt. Im Oktober und November 44 hatten Libau und Windau schwere Luftangriffe gehabt. In dem Moment, in dem unsere Jäger genug Benzin hatten, schossen sie viel ab. Die Schäden bei Luftangriffen waren nicht erheblich. Die Bomben wogen zwischen 100 und 300 Kilogramm. Eine Bombe traf einmal einen Munitionsdampfer, der natürlich hochging; insgesamt wurden drei Munitionsdampfer getroffen mit zusammen 2500 tons Munition. Diese Explosion verursachte einen derartigen Sog, dass das ganze Wasser in den Kanälen (in den Strassen) hochschlug, in die Bunker und Unterstände lief und ein Schiff mit grossem Tiefgang einen Augenblick Grund fasste. Das lief das Wasser zurück.

Die Schifffahrt war in dem ganzen Seegebiet nur noch nachts möglich. Das eine Geleit lief abends aus und das andere ein. Minen waren lange Zeit keine da, bis der Russe vom Flugzeug aus alte englische Magnetzündungsminen abwarf.

Die Marine arbeitete mit den Finnen zusammen. FDM Ost Admiral Bochmer. Nachdem die Front bei Narwa ins Wanken kam, wurde

zum Ausdruck gebracht, dass man einen Admiral der Ostsee gründete. Minenriegel und Minengürtel von nordöstlich Narwa zu Klein Tüters (finnisch: Tüters Saari); da sass Marine mit Kanonen, Sperrgürtel weiter zum Hochland, Gross Tüters, Sperrriegel in Richtung Schärenwasser von Kotka. Die Finnen hatten S-Bootsflottille.

Der Iwan drückte eine Weile gegen Narwa, und es war die große Sorge der Armee, dass der Minengürtel nicht mehr halten würde, und dass der Russe dann im Rücken des Heeres landen würde. Das Tor Europas, die Front war angeknackt bei Leningrad. Der Russe hatte im Winter 43/44 wüst gedrückt, Luftwaffen-Felddivisionen, es hat ein schauriges Laufen gegeben. Die Marinebatterien haben die Geschichte gebremst. Daher ~~stammt~~ ^{stammt} der Ruhm des Admirals Ostland. Der Druck bei Narwa wurde verstärkt. Die Finnen wurden bei Wiborg zurückgeworfen, die hier schwer gekämpft haben. Die Lage bei Narwa wurde trotz aller Hilfe prekär, so dass wir die Front herausnehmen mussten. Nur noch 11 - 18 deutsche Jäger waren in Wesenberg einsatzbereit.

1.9. Finnland. Dietl wurde mit einem Sonderauftrag des Führers vom Obersalzberg aus losgeschickt. Er stürzte ab. Wir merkten bald, was los war. Frage für die Seekriegsleitung lautete: "Wie hält man unter Verlust der finnischen Küsten weiter den Finnenbusen gesperrt?" Dazu war der Schlüssel die Insel Hochland. Sollte
/ in einem Handstreich mit finnischem Kommandanten genommen werden, der aber blutig scheiterte, weil sich die Finnen zur Wehr setzten und schossen. Die Verhandlung wurde in einer gewissen Form gemacht, aber keine bestimmte Zusage. Aber als wir in der Nacht kamen, gingen doch die Gewehre und Kanonen der Finnen los. In den Felsenschluchten war mit Minensuchbooten und Marineprähen nichts zu machen. Es war ein grausiges Inferno bei Tage.

Ostwärts Wesenberg befand sich ein Höhenzug, Peipus See, alles von den Russen zusammengeschossen; mit 70 Maschinen wurde ein Fahrzeug solange angegriffen, bis es kaputt war.

Die Räumung innerhalb vierzehn Tage wurde beschlossen. ~~XXI~~ Von Plesskau aus nach Norden, in dieser Zeit nicht nur ganz Finnland geräumt, was an deutschen Kräften da war, Kotka, Helsinki (Stützpunkt) und alles nach Libau abtransportiert. Es war eine Riesen-transportleistung (72 000 tons), um zu evakuieren, was nur ging. Munitionslager wurden gesprengt, es war grauig anzusehen. Am 23.9.44 glichen die in die Luft gesprengten Munitionslager feuerroten Bällen. In den Brückenkopf von Riga zog sich das Heer zurück (Zahlmeister Eintragung Soldbücher Handschuhe).

Dagö und Ösel, Führerbefehl, um blockieren zu können. Auffangstellen für Finnen, aber kein Finne kam. Wir wurden bis zur letzten Sekunde anständig behandelt. Jede Unterstützung wurde ~~XXI~~ uns zuteil, sie haben uns alles gegeben, was sie nur konnten. Es befand sich ein finnischer Verbindungsoffizier im Stab. Untereinander waren sie nicht mehr sicher, weil sie nicht wussten, wer russisch spricht. Wir Dagö und Ösel war nur eine ganz geringe Besatzung vorhanden, und zwar bestand sie in erster Linie aus verlorenen Haufen, die in keiner Weise befestigt waren. Unsere braven Landser hauten so schnell ab, dass die Marine kaum folgen konnte. Die Flucht ging Hals über Kopf über die Halbinsel Sworbe, an der engsten Stelle war eine verhältnismässig günstige Vertiefung. Es wurde da verhältnismässig lange gehalten, was aber sehr schwere Verluste kostete, weil der Russe sehr stark drückt, und zwar mit erheblichen Geschützen, denen wir nichts entgegensetzen hatten. Der Führerbefehl lautete: Bis zum letzten Mann verteidigen. Es war kein richtiger Hafen vorhanden, sondern nur eine Art Landungssteg. Marine-Fährprähmen pendelten hin und her, um Munition und Verpflegung zu holen und Verwundete zurückzunehmen. Es war psychologisch wichtig, dass der Soldat weggeschafft wurde. Der

Verschleiss war so gross, dass wir den Zeitpunkt kommen sahen, dass man sagen konnte, es ist aus. Ausserdem ~~war~~ ^{hatte} mit dem Spätherbst eine schlechte Jahreszeit ~~war~~ eingesetzt, die die Sache aussichtslos machte. Kummetz hielt einen Vortrag und sagte, dass man sich ausrechnen könnte, wann das zu Ende ist. Er meinte: "Ich weiss gar nicht, wie Sie es wagen, diese Themen überhaupt anzurühren, nachdem vom Führer befohlen worden war, dass es eine Festung ist, die bis zum letzten Mann zu halten sei". Schörner hat darauf verzichtet, sich darüber zu unterhalten.

Die Sache spitzte sich auf Sworbe zu. Nachdem war Schörner mit Kummetz dort. Es war ihm unverständlich, wie eine derartige Stimme laut werden konnte. Dass man nicht aufgehängt wurde, war alles. Er hat sich das angesehen, aber nichts geäussert. Die Versorgung wurde schwerer. Nachschubfahrzeuge fielen immer mehr aus. Eines Tages Lagebesprechung: es geht noch 3 - 4 Tage. Schörner: Gut, wird abgeholt, Führerbefehl oder nicht. In einer grossen Transportbewegung wurden rund 7000 Mann in einer Nacht heruntergeholt. Zwei Prähmen gingen verloren, doch die Soldaten konnten gerettet werden. Es war ein derartig verlorener Haufen, dass Schörner äusserte: "Davon kommt mir kein Mann an die Front".

Wir haben in diesen letzten Tagen bis zur Räumung Sworbes ^{mit} mehrere Panzerschiffen ("Prinz Eugen"), zahlreichen Zerstörern und Minensuchbooten nur mit schwerem Beschuss die Lage auf der Insel halten können. Sonderbarerweise kreuzten keine russischen U-Boote, auch keine Minen waren geworfen. Ein einziges Flugzeug griff uns an. Den kleineren Einheiten wurde scheusslich zugesetzt. Sworbe sollte gehalten werden, um die Verbindung mit Riga zu sichern. Riga war bereits aufgegeben worden. Riga sollte nicht aus Gründen gehalten werden, weil dort ein Nazimann sass, sondern, weil man ~~man~~ ^{auch} gegenüber Schweden einen Rückschlag fürchtete. Ihr Verlust hat sich nicht ausgewirkt. Wir haben Minen gekleckert. Riga wurde bis auf die Kaiwurzel gesprengt, dass sich niemand hineinwagte.

Wir waren Schörner gleichgestellt. Zuerst in Gotenhafen, dann Hela, erst in Baracken, dann Bunker, drei grosse Batterien, kein Kanonen, nur Geschützkasematten, und zwar alte polnische, bis zu Schluss haben wir drinnen gesessen.

Bornholm war besetzt worden im Rahmen des Norwegen-Unternehmens und hatte lange Zeit gar keine Bedeutung. Es gewann erst an Bedeutung, als ich anfing, gegen den Willen Bornholm als Zwischenstation für leichtere Fahrzeuge zu nehmen. Der Haupthafen war Rønne. Ein Seekommandant war Fregattenkapitän . . . , der dort schanzen liess. Das Wichtigste war das Absingen vaterländischer Kampflieder. Ich nahm die Flottille mit nach Bornholm; ursprünglich, um nach Libau zu gehen. In der Barackenstadt standen noch ein paar Batterien. "Geht bloss nicht zu dem Kerl hin, der erschiessst jeden, der abhaut". Wir gingen natürlich doch hin. Wir hielten uns nur noch mit Alkohol aufrecht. Er hielt uns schaurige Vaterlandsreden. Ich erwähnte so nebenbei, dass wir morgen nach Libau abdampfen wollten. Das wäre ihm noch nicht passiert. Eigentlich wollte er ~~x~~ mich auch aufhängen lassen, aber dafür hätte er die Pistole in der Hand. Aber ich fahre nach Libau. Vier Stabs- helferinnen hatten wir in Hela abgeschoben. Zwei Torpedoboote im Hafen, T 23 und 28, 1200 tons, U-Bootmutterschiff nach Hela. Eine Marine-Fährprähme, "der Mann da oben ist wahnsinnig, ihr sorgt dafür, dass alle deutschen Mädchen und was vorhanden ist rechtzeitig abtransportiert wird. Ich will da nichts erleben". Er hatte uns bespitzeln lassen; "mir missfällt, dass Sie aufpassen, aber das, was hier schwimmt, gehört mir, Sie können sich um die Kanonen kümmern." Er schluckte nur runter. Wir hatten genug Zank mit ihm. Nun fuhr ich ab nach Hela mit einem Schnellboot.

Es ereignete sich folgendes: 8. Mai, 23 Uhr, abgehauen mit allen Fahrzeugen, überall russische Fliegerangriffe, bei Bornholm russische S-Bootsangriffe. Burchardi geholt, in Rønne vorbei, Mädchen rausgeholt und mitgenommen. Am 9.5. kam ein russisches

in den Hafen gefahren und hatten dann den Orts- und Seekommandant abgeholt und nach Kolberg gebracht. Der Marinemann wäre deshalb festgehalten worden, weil er am 6.5. gegen den Protest von Admiral Thiele einen General erschossen hat, der defaitistische Ausserung gemacht hätte. Er wurde später geholt, lebt aber noch. Die Russen kamen am 10.5., besetzten die Insel, und die Deutschen wurden abgeführt. Er hat verboten, in irgendeinem deutschen Fahrzeug auszulaufen. Die Mädchen wurden in das Reservelazarett genommen und blieben noch solange unbehelligt. Auch dieses Lazarett wurde nach Kolberg geräumt. Dort haben diese Mädchen dann Schauriges durchgemacht.

In den Ostseehäfen lag nicht viel drinnen. Die Fischerei spielte im Kriege keine Rolle mehr, Versuchsgebiete, Flak usw. Fischer war verboten.

RÜGEN: Ich war dort am 30. April und habe wahrscheinlich das letzte Gespräch mit M.G.K. Ost geführt. Völlige Auflösung, niemand konnte mehr sagen, wo sich der Admiral westl. Ostsee befand. Wenn der Krieg in der Heimat zusammenbricht, gibt es ein Tohuwabohu. Am 30. April wurde mein Telefongespräch unterbrochen mit der Bemerkung: "Ich trenne, Stralsund, weil fünf Russen in die Stadt einrollen." Ich ging zu dem General und fragte ihn, wie er Rügen zu halten gedächte. Rügen war zur Festung erklärt. Mit 7 Gewehren. Der Rügendamm wurde gesprengt. Am 1. Mai zogen die Frauen in Sassnitz durch die Strassen und verlangten die Kapitulation. Auf die Frage, was sie machten, wenn der Iwan käme, antworteten sie, dass sie in die Wälder gingen. Am 10.5. fuhren wir mit einem Räumboot von Kiel nach Flensburg. In der Kieler Bucht lag eine Unmenge von Schiffen, die zum Teil von hier kamen, und der Engländer niemand von Bord liess. Die Menschen standen Kopf an Kopf, es gab kein Wasser. Vor der Einnahme Kiels erfolgte ein schwerer Angriff, bei dem 23 Schiffe gesunken sind.

In Flensburg habe ich noch Friedeburg gesehen, als er von Reims

zurückkehrte. Friedeburg war gerade in dieser letzten Phase ein persönlich besonders aufgeschlossener Mann, der nach aussen hin durch eine besonders wohlwollende Väterlichkeit ausgleichend in dieser allgemeinen Spannung wirkte, er stand turmhoch über den Dingen, er sprach nicht über den schweren Schritt in Reims, sondern von Dingen, die sein Interesse fanden. Er erzählte, dass der Engländer in ein Telefon hineingesprochen hätte, und dieses Gespräch sei so verschlüsselt gewesen, dass es gar nicht abhörbar gewesen sei. Friedeburg hat eher technische Einzelheiten erzählt. "Ein v. Friedeburg hat es nicht nötig, bei der Morgenwäsche gefilmt zu werden!" "Ich habe getan, was ~~na~~ ich nach menschlichem Ermessen tun konnte, damit meine Aufgabe erfüllt sei, und ich möchte nicht haben, dass ein v. Friedeburg derartig durch die Weltpresse gezeigt wird. Ich habe den höchsten militärischen Posten erreicht, den einer erreichen kann."

Wir hatten einen Kasernenblock, in dem die alliierten Kontrollen drinnen sassen, Engländer, Amerikaner, Russen. Ich sehe mich ~~zu~~ bei einer Lagebesprechung bei Meisel. Friedeburg, Dönitz; man gab ihnen noch Zeit, ihre Privatsachen zu holen. v. Friedeburg war ziemlich weiss, stieg in den Jeep und fuhr zu seiner Wohnung. Einer seiner Söhne öffnete ihm die Tür und fragte ihn, ob er eine Pistole brauchte. "Nein, mein Junge", antwortete er und schloss sich im Badezimmer ein. Die Engländer warteten an der Haustür, doch vergebens, denn inzwischen nahm v. Friedeburg Gift.

10. Mai 1949

Bericht von Herrn R o s t , Zentralbüro, über Kurland

Nach der Aufgabe der Ostlandfront wurde der Admiral Ostl. Ostsee nach Libau zurückgenommen. Ich war verantwortlich für den Seetransport und Schutz der Ostl. Ostsee. Um den 12./13. Januar 1945 bin ich mit einem Geleit nach Pillau runtergefahren, um das Geleitwesen neu zu ordnen und um dort Prüfung zu nehmen mit dem Meldekopf des M.O.K. Ost.

Ich kam mit dem Geleit nach einer aufregenden Nachtfahrt in Pillau an, ging zum M.O.K. Ost, blickte auf die Heereskarte der Ostfront und sprang wie elektrisiert hoch. "Ist das alles, was da steht?" fragte ich. "Ja, die Sache sieht aber noch schlechter aus, weil die besten Divisionen herausgelöst sind, und zwar gegen erheblichen Widerstand der Sachverständigen, und nach Ungarn geworfen wurden," lautete die Antwort. Ich stellte die Gegenfrage: "Wissen Sie, wie es auf der Gegenseite aussieht?" Dabei stellte ich mir im Geiste die Karte bei Schörner vor und die massierten russischen Divisionen, wobei man sich darüber klar war, dass sie trotz der Bindung von 2 Millionen Russen an der Kurlandfront bald zum Stoss angesetzt werden würde. Ich hatte den Eindruck, als wenn man sich der bevorstehenden Katastrophe entweder nicht vergegenwärtigen wollte oder konnte (Vogel-Sträß-Politik).

Ich fuhr von Pillau über Berlin nach Backnang und erfuhr in Nürnberg, dass der Russe angetreten sei. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um in Eberswalde bei Freunden zu erfahren, dass der Russe durchgebrochen sei und die Sache für uns aussichtslos stünde. Dann fuhr ich nach Gotenhafen, wo ich ab 15.1. aus eigenem Entschluss blieb, weil ich wusste, dass die ganze Sache auf sehr schwachen Füßen stand. Der Seekommandant von Gotenhafen saß von morgens um 8 bis nachts um 12 Uhr in Sitzungen und am Schreibtisch. Er war ein reiner Theoretiker. Ich erklärte ihm kurz, dass

das und das gemacht werden müsste, womit er immer einverstanden war. Ich liess den Mann in Pillau absetzen sowie die übrigen alten. Ich wurde als Meldekopf eingesetzt und war nachher der ungekrönte König der Danziger Bucht. Mein Admiral saß in Libau und wollte mich zurückhaben (Kummetz). Er war ein sturer Mann, der es fertig brachte, einen englischen Admiral in Kiel mit "Heil Hitler" zu begrüßen. Er hat oben die Kampfgruppe geführt, Reinicke war sein I A. Das Unglück mit der "Scharnhorst" wäre nicht passiert, wenn Reinicke da gewesen wäre. Kummetz saß in Kiel, dem die Admirale der östlichen und westlichen Ostsee unterstellt waren; der westliche saß in Swinemünde und war im letzten Moment abgelöst worden durch den Admiral Schubart. Ich bekam dann von Dönitz Befehl, dort zu bleiben. Der Führer der Kampfgruppe und Einheiten war der Admiral Thiele, der die Ausbildungsflotte unter sich hatte. Thiele hatte sämtliche Schiffe unter sich in der Danziger Bucht. Ich wurde auf Wunsch der schwimmenden Verbände eingesetzt und galt als der Repräsentant nach aussen und gab meine Berichte nach Berlin. Ich modelte den Nachrichtenladen um, schmiss gegen den Willen vom M.O.K. Ost alles raus und hielt den Nachrichtenoffizier fest. Ich saß im Strandhotel in Gotenhafen. Das Strandhotel (Hauptquartier) war vorn und hinten durch Bombentreffer zerstört, und Thiele kam auf dem Bauche angekrochen.

In Danzig saß Schellong, rief mich täglich an und fragte, was er tun sollte. Widerstand von der U-Bootwaffe hatte ich nicht zu gewärtigen. Nun konnte ich dem Heer gegenüber allmählich nicht mehr weiter, weil mir die Ärmelstreifen fehlten. Sie wollten mit einem kleinen Korvettenkapitän nicht zusammenarbeiten. Ich drängte darauf, dass mein Admiral herunterkam. Die Basis für Kurland liegt in der Danziger Bucht. Ende Februar kam mein Admiral herunter. In acht Tagen erlebte ich sechs Generale (auf Hela) (Exhöfter Kempe 39 000 und nicht nur 10 000 Mann). Burch

zu uns. Die ganze Sorge ging darum, die Leute in Kurland zu versorgen. Früher gingen die Kurland-Geleite alle über die Danziger Bucht, aus der westlichen Ostsee meist nach Pillau, von dort auf Küstenwegen an Memel vorbei nach Libau. (Gegen diesen Weg haben wir uns verbissen gewehrt, dann mein Bestreben war, die Geleite auf Südspitze Gotland und quer hinüber zu ziehen nach Libau. ~~Man~~ Es wurde nur bei Nacht gefahren, der Iwan wagte sich nicht weit hinaus. In Svetoje hatten die Russen mit Eisenbahnwagen S-Boote hingeschafft. Herr Kummetz hat ständig opponiert). Kummetz hat später der vollendeten Tatsache mit hochrotem Kopf zugestimmt und meinte: "Warum habe ich das damals eigentlich nicht genehmigt?" Es ging mit den in der Ostsee zur Verfügung stehenden Einheiten und auch mit den Schiffen, die da waren, überhaupt nicht beides zu machen, nämlich die Danziger Bucht zu räumen und zu versorgen und die 250 000 Mann in Kurland auch noch zu versorgen. Außerdem kam hinzu, dass die Schiffe (auch Handelsschiffe) keine Kohle mehr hatten. In der Nacht, als die Spitze verloren ging, sass der Pioniergeneral drinnen, und ich wollte ihn herausholen. Die R-Boote konnten wir nur vier Stunden stehen lassen, weil kein Öl mehr vorhanden war. Er hatte die erste Landungsoperation 41 auf Ösel geführt. Wir haben unsere Lage auch an die Seekriegsleitung gemeldet.

Ich fuhr am 28.4. nach Sassnitz, um mir einen neuen Admiral zu holen. Burchardi war sehr krank, so dass er mich nicht einmal erkannte. Der einzige neue, der in Frage kam, war Thiele. Mit ihm fuhr ich dann nach Libau, um die Besprechung mit dem Admiral zu führen. Das Unternehmen Nelke-Veilchen-Wlieder hatte folgenden Plan: es waren Linien gezeichnet, Brückenkopf um Libau und Windau, um die aktiven Kampftruppen abzusaugen, und zwar über See. Das war vorbei schon mit Natzmer, genau wie Schörner, nicht nur des Abtransportes wegen, sondern auch im Falle, dass die Russen uns zusetzen würden, dass wir die Frontlinie nicht würden halten können.

Diese Lage bestätigte uns der General. Im Seebunker in Libau fand Besprechung statt. Es war ein schöner Frühlingstag. Wir standen und unterhielten uns: die Front stand an sich tadellos, meinte der General, und nachdem sich die Divisionen tapfer geschlagen haben, müsste er es ablehnen, irgend welche rückwärtige Dienste abzuschicken und die kämpfenden Truppen vorne stehen zu lassen. Es ging nur so, dass die Frontlinie um Divisionsmaß zurückging. Das war aber aus Mangel an Zeit und Brennstoff nicht mehr möglich. Wir zogen betrübten Herzens wieder ab, weil wir uns sagen mussten, dass wir die Soldaten, die es verdient hatten, nicht mehr holen konnten.

Am 8. Mai 1945, 14 Uhr, hat Kurland kapituliert. Angeblich hat der Russe wegen der fabelhaften Haltung unserer Truppen freien Abzug in die Heimat versprochen.

6.5. Luftangriff auf Libau kleinerer Art. Die Verwundeten haben wir laufend abgeholt. Im Oktober und November 44 hatten Libau und Windau schwere Luftangriffe gehabt. In dem Moment, in dem unsere Jäger genug Benzin hatten, schossen sie viel ab. Die Schäden bei Luftangriffen waren nicht erheblich. Die Bomben wogen zwischen 100 und 300 Kilogramm. Eine Bombe traf einmal einen Munitionsdampfer, der natürlich hochging; insgesamt wurden drei Munitionsdampfer getroffen mit zusammen 2500 tons Munition. Diese Explosion verursachte einen derartigen Sog, dass das ganze Wasser in den Kanälen (in den Strassen) hochschlug, in die Bunker und Unterstände lief und ein Schiff mit grossem Tiefgang einen Augenblick Grund fasste. Das lief das Wasser zurück.

Die Schifffahrt war in dem ganzen Seegebiet nur noch nachts möglich. Das eine Geleit lief abends aus und das andere ein. Minen waren lange Zeit keine da, bis der Russe vom Flugzeug aus alte englische Magnetzündungsminen abwarf.

Die Marine arbeitete mit den Finnen zusammen. FDM Ost Admiral Bochmer. Nachdem die Front bei Narwa ins Wanken kam, wurde

zum Ausdruck gebracht, dass man einen Admiral der Ostsee gründet
Minenriegel und Minengürtel von nordöstlich Narwa zu Klein Tüters
(finnisch: Tüters Saari); da sass Marine mit Kanonen, Sperr-
gürtel weiter zum Hochland, Gross Tüters, Sperrriegel in Richtung
Schärengevässer von Kotka. Die Finnen hatten S-Booterflottille.

Der Iwan drückte eine Weile gegen Narwa, und es war die große
Sorge der Armee, dass der Minengürtel nicht mehr halten würde,
und dass der Russe dann im Rücken des Heeres landen würde. Das
Tor Europas, die Front war angeknackt bei Leningrad. Der Russe
hatte im Winter 43/44 wüst gedrückt, Luftwaffen-Felddivisionen,
es hat ein schauriges Laufen gegeben. Die Marinebatterien haben
die Geschichte gebremst. Daher ~~stammt~~ ^{stammt} der Ruhm des Admirals
Ostland. Der Druck bei Narwa wurde verstärkt. Die Finnen wurden
bei Wiborg zurückgeworfen, die hier schwer gekämpft haben. Die
Lage bei Narwa wurde trotz aller Hilfe prekär, so dass wir die
Front herausnehmen mussten. Nur noch 11 - 13 deutsche Jäger waren
in Wesenberg einsatzbereit.

1.9. Finnland. Dietl wurde mit einem Sonderauftrag des
Führers vom Obersalzberg aus losgeschickt. Er stürzte ab. Wir
merkten bald, was los war. Frage für die Seekriegsleitung lautete:
"Wie hält man unter Verlust der finnischen Küsten weiter den
Finnenbusen gesperrt?" Dazu war der Schlüssel die Insel Hochland.
Sollte
/In einem Handstreich mit finnischem Kommandanten genommen werden,
der aber blutig scheiterte, weil sich die Finnen zur Wehr setzten
und schossen. Die Verhandlung wurde in einer gewissen Form ge-
macht, aber keine bestimmte Zusage. Aber als wir in der Nacht
kamen, gingen doch die Gewehre und Kanonen der Finnen los. In
den Felsenschluchten war mit Minensuchbooten und Marineprähen
nichts zu machen. Es war ein grausiges Inferno bei Tage.

Ostwärts Wesenberg befand sich ein Höhenzug, Peipus See, alles von den Russen zusammengeschoßen; mit 70 Maschinen wurde ein Fahrzeug solange angegriffen, bis es kaputt war.

Die Räumung innerhalb vierzehn Tage wurde beschlossen. XXI Von Pleskau aus nach Norden, in dieser Zeit nicht nur ganz Finnland geräumt, was an deutschen Kräften da war, Kotka, Helsinki (Stützpunkt) und alles nach Libau abtransportiert. Es war eine Riesentransportleistung (72 000 tons), um zu evakuieren, was nur ging. Munitionslager wurden gesprengt, es war grausig anzusehen. Am 23.9.44 glichen die in die Luft gesprengten Munitionslager Feuerroten Ballen. In den Brückenkopf von Riga zog sich das Heer zurück (Zahlmeister Eintragung Soldbücher Handschuhe).

Dagö und Ösel, Führerbefehl, um blockieren zu können. Auffangstellen für Finnen, aber kein Finne kam. Wir wurden bis zur letzten Sekunde anständig behandelt. Jede Unterstützung wurde ~~xxx~~ uns zuteil, sie haben uns alles gegeben, was sie nur konnten. Es befand sich ein finnischer Verbindungsoffizier im Stab. Untereinander waren sie nicht mehr sicher, weil sie nicht wussten, wer russisch spricht. Für Dagö und Ösel war nur eine ganz geringe Besatzung vorhanden, und zwar bestand sie in erster Linie aus verlorenen Haufen, die in keiner Weise befestigt waren. Unsere braven Landsr hatten so schnell ab, dass die Marine kaum folgen konnte. Die Flucht ging Hals über Kopf über die Halbinsel Sworbe, an der engsten Stelle war eine verhältnismässig günstige Vertiefung. Es wurde da verhältnismässig lange gehalten, was aber sehr schwere Verluste kostete, weil der Russe sehr stark drückt, und zwar mit erheblichen Geschützen, denen wir nichts entgegensetzen konnten. Der Führerbefehl lautete: Bis zum letzten Mann verteidigen. Es war kein richtiger Hafen vorhanden, sondern nur eine Art Landungsteg. Marine-Führerbohlen pendelten hin und her, um Munition und Verpflegung zu holen und Verwundete zurückzunehmen. Es war psychologisch wichtig, dass der Soldat weggeschafft wurde. Der

Verschleiss war so gross, dass wir den Zeitpunkt kommen sahen, dass man sagen konnte, es ist aus. Ausserdem ~~xxx~~ mit dem Spätherbst eine schlechte Jahreszeit ~~xxx~~ eingesetzt, die die Sache aussichtslos machte. Kummetz hielt einen Vortrag und sagte, dass man sich ausrechnen könnte, wann das zu Ende ist. Er meinte: "Ich weiss gar nicht, wie Sie es wagen, diese Themen überhaupt anzurühren, nachdem vom Führer befohlen worden war, dass es eine Festung ist, die bis zum letzten Mann zu halten sei". Schörner hat darauf verzichtet, sich darüber zu unterhalten.

Die Sache spitete sich auf Sworbe zu. Nachdem war Schörner mit Kummetz dort. Es war ihm unverständlich, wie eine derartige Stimme laut werden konnte. Dass man nicht aufgehängt wurde, war alles. Er hat sich das angesehen, aber nichts geäussert. Die Versorgung wurde schwerer. Nachschubfahrzeuge fielen immer mehr aus. eines Tages Lagebesprechung: es geht noch 3 - 4 Tage. Schörner: Gut, wird abgeholt, Führerbefehl oder nicht. In einer grossen Transportbewegung wurden rund 7000 Mann in einer Nacht heruntergeholt. Zwei Främen gingen verloren, doch die Soldaten konnten gerettet werden. Es war ein derartig verlorener Haufen, dass Schörner äusserte: "Davon kommt mir kein Mann an die Front".
Wir haben in diesen letzten Tagen bis zur Räumung Sworbes, ^{mit} mehreren Panzerschiffen ("Prinz Eugen"), zahlreichen Zerstörern und Minensuchbooten nur mit schwerem Beschuss die Lage auf der Insel halten können. Sonderbarerweise kreuzten keine russischen U-Boote, auch keine Minen waren geworfen. Ein einziges Flugzeug griff uns an. Den kleineren Einheiten wurde schusslich zugesetzt. Sworbe sollte gehalten werden, um die Verbindung mit Riga zu sichern. Riga war bereits aufgegeben worden. Riga sollte nicht aus Gründen gehalten werden, weil dort ein Nazimann sass, sondern, weil man ~~xxx~~ ^{auch} gegen über Schweden einen Rückschlag fürchtete. Ihr Verlust hat sich nicht ausgewirkt. Wir haben Minen gekleckert. Riga wurde bis auf die Kaiwurzel gesprengt, dass sich niemand hineinwagte.

Wir waren Schörner gleichgestellt. Zuerst in Gøttenhafen, dann nach Hela, erst in Baracken, dann Bunker, drei grosse Batterien, keine Kanonen, nur Geschützkasematten, und zwar alte polnische, bis zum Schluss haben wir drinnen gesessen.

Bornholm war besetzt worden im Rahmen des Norwegen-Unternehmens und hatte lange Zeit gar keine Bedeutung. Es gewann erst an Bedeutung, als ich anfing, gegen den Willen Bornholm als Zwischenstation für leichtere Fahrzeuge zu nehmen. Der Haupthafen war Rønne. Ein Seekommandant war Fregattenkapitän . . . , der dort schanzte liess. Das Wichtigste war das Abhängen vaterländischer Kampflieder. Ich nahm die Flottille mit nach Bornholm; ursprünglich, um nach Libau zu gehen. In der Barackenstadt standen noch ein paar Batterien. "Geht bloss nicht zu dem Kerl hin, der erschiesst jeden, der abhaut". Wir gingen natürlich doch hin. Wir hielten uns nur noch mit Alkohol aufrecht. Er hielt uns schaurige Vaterlandsreden. Ich erwähnte so nebenbei, dass wir morgen nach Libau abdampfen wollten. Das wäre ihm noch nicht passiert. Eigentlich wollte er mich auch aufhängen lassen, aber dafür hätte er die Pistole in der Hand. Aber ich fahre nach Libau. Vier Stabsheiferinnen hatten wir in Hela abgeschoben. Zwei Torpedoboote im Hafen, T 23 und 25, 1200 tons, U-Bootmuttereschiff nach Hela. Eine Marine-Fährprähme, "der Mann da oben ist wahnsinnig, ihr sorgt dafür, dass alle deutschen Mädchen und was vorhanden ist rechtzeitig abtransportiert wird. Ich will da nichts erleben". Er hatte uns bespitzeln lassen; "mir missfällt, dass Sie aufpassen, aber das, was hier schwimmt, gehört mir. Sie können sich um die Kanonen kümmern." Er schluckte nur runter. Wir hatten genug Zank mit ihm. Man fuhr ich ab nach Hela mit einem Schnellboot.

Es ereignete sich folgendes: 8. Mai, 23 Uhr, abgehauen mit allen Fahrzeugen, überall russische Fliegerangriffe, bei Bornholm russische S-Bootsangriffe. Burchardi geholt, in Rønne vorbei, Mädchen rausgeholt und mitgenommen. Am 9.5. kam ein russisches

in den Hafen gefahren und hatten dann den Orts- und Seekommandanten abgeholt und nach Kolberg gebracht. Der Marinemann wäre deshalb festgehalten worden, weil er am 6.5. gegen den Protest von Admiral Thiele einen General erschossen hat, der defaitistische Ausserung gemacht hätte. Er wurde später geholt, lebt aber noch. Die Russen kamen am 10.5., besetzten die Insel, und die Deutschen wurden abgeführt. Er hat verboten, in irgendeinem deutschen Fahrzeug auszulaufen. Die Mädchen wurden in das Reservelazarett genommen und blieben noch solange unbehelligt. Auch dieses Lazarett wurde nach Kolberg geräumt. Dort haben diese Mädchen das Schaurigste durchgemacht.

In den Ostseehäfen lag nicht viel drinnen. Die Fischerei spielte im Kriege keine Rolle mehr, Versuchsgebiete, Flak usw. Fischen war verboten.

RÜGEN: Ich war dort am 30. April und habe wahrscheinlich das letzte Gespräch mit M.S.A. Ost geführt. Völlige Auflösung, niemand konnte mehr sagen, wo sich der Admiral westl. Ostsee befand. Wenn der Krieg in der Heimat zusammenbricht, gibt es ein Tohuwabohu. Am 30. April wurde mein Telefongespräch unterbrochen mit der Bemerkung: "Ich trenne, Stralsund, weil fünf Russen in die Stadt einrollen." Ich ging zu dem General und fragte ihn, wie er Rügen zu halten gedächte. Rügen war zur Festung erklärt. Mit 7 Gewehren. Der Rügendam wurde gesprengt. Am 1. Mai zogen die Frauen in Sassnitz durch die Strassen und verlangten die Kapitulation. Auf die Frage, was sie machten, wenn der Iwan käme, antworteten sie, dass sie in die Wälder gingen. Am 10.5. fuhren wir mit einem Räumboot von Kiel nach Flensburg. In der Kieler Bucht lag eine Unmenge von Schiffen, die zum Teil von hier kamen, und der Engländer niemand von Bord liess. Die Menschen standen Kopf an Kopf, es gab kein Wasser. Vor der Einnahme Kiels erfolgte ein schwerer Angriff, bei dem 25 Schiffe gesunken sind.

In Flensburg habe ich noch Friedeburg gesehen, als er von Reims

zurückkehrte. Friedeburg war gerade in dieser letzten Phase ein persönlich besonders aufgeschlossener Mann, der nach aussen hin durch eine besonders wohlwollende Väterlichkeit ausgleichend in dieser allgemeinen Spannung wirkte, er stand turmhoch über den Dingen, er sprach nicht über den schweren Schritt in Meims, sondern von Dingen, die sein Interesse fanden. Er erzählte, dass der Engländer in ein Telefon hineingesprochen hätte, und dieses Gespräch sei so verschlüsselt gewesen, dass es gar nicht abhörbar gewesen sei. Friedeburg hat eher technische Einzelheiten erzählt. "Ein v. Friedeburg hat es nicht nötig, bei der Morgenwäsche gefilmt zu werden!" "Ich habe getan, was ~~xx~~ ich nach menschlichem Ermessen tun konnte, damit meine Aufgabe erfüllt sei, und ich möchte nicht haben, dass ein v. Friedeburg derartig durch die Weltpresse gezeigt wird. Ich habe den höchsten militärischen Posten erreicht, den einer erreichen kann."

Wir hatten einen Kasernenblock, in dem die alliierten Kontrollen drinnen sassen, Engländer, Amerikaner, Russen. Ich sehe mich ~~xx~~ bei einer Lagebesprechung bei Meisel. Friedeburg, Dönitz; man gab ihnen noch Zeit, ihre Privatsachen zu holen. v. Friedeburg war ziemlich weiss, stieg in den Jeep und fuhr zu seiner Wohnung. Einer seiner Söhne öffnete ihm die Tür und fragte ihn, ob er eine Pistole brauchte. "Nein, mein Junge", antwortete er und schloss sich im Badezimmer ein. Die Engländer warteten an der Haustür, doch vergebens, denn inzwischen nahm v. Friedeburg Gift.

10. Mai 1949

Erlebnisse deutscherMenschen

in tschechischen Konzentrations-Internierungs-
Arbeitslagern und Gefängnissen.

1. Einleitung
2. Die Maitage 1945 im deutschen Nordböhmen (Sudeten).
3. Das Leitmeritzer Gerichtsgefängnis.
4. Konzentrationslager "Theresienstadt".
5. Das Leben als Arbeitssklave.
6. Kinder im K. Z.
7. Frauenlos.
8. Der Häftling als Mensch und Charakter.
9. Tschechische Justiz.
10. Austreibung der Deutschen.

Unterschrift

von Ludwig Roth

Erndtebrück (216)

fr. Eberstr. 17

Vorwort

-21-

Im Frühjahr 1939 wurde ich durch ministerielle Anordnung in den Sudetengau versetzt. Die Versetzung kam für mich überraschend und traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mit Bangen trat ich damals die Reise an meine neue ferne Wirkungsstätte an, in ein Land, von dem die meisten Binnendeutschen keine Kenntnis und von dessen deutscher Bevölkerung sie früher kaum etwas gehört hatten. Wer kümmerte sich auch vordem um die Millionen deutscher Menschen, die jenseits der deutschen Grenzen lebten. Mit gespannter Erwartung sah ich den kommenden Ereignissen entgegen.

In den Jahren meines Wirkens habe ich das Land lieb gewonnen. Ein schönes und reiches Land. Ich habe auch den Pulsschlag seiner Bewohner gefühlt. Es ist ein Menschenschlag, der durch und durch deutsch denkt und fühlt und der sich sein Deutschtum durch all die Jahrhunderte hindurch mit steter Wachsamkeit und oft auch unter heißen Kämpfen bewahrt hat. Nun hat ein grausames Geschick ihn von seiner Väter Scholle vertrieben und ihn seiner schönen Heimat beraubt. Was aber zu dem ohnehin unsagbar schweren Los ein fast tierischer Haß dem einzelnen deutschen Menschen an körperlichen und seelischen Martern und Qualen angetan hat, darf nicht unbekannt bleiben und auch nicht in Vergessenheit geraten. Diesmal aber haben nicht die Sudetendeutschen allein das schwere Leid ertragen müssen, Zehntausende binnendeutscher Menschen haben mit ihnen das schwere Leid ertragen müssen gelitten und viele sind mit ihnen in tschechischen Kerkern gestorben. Diese Zeit war für die deutschen Menschen in diesem Lande eine Bartholomäusnacht, die kein Ende nehmen wollte. ---

Nun bin ich doch noch, als schon alle Hoffnung schwinden wollte, in die Heimat zurückgekehrt. In eine zerschlagene und getretene Heimat. Auch sie trägt schweres Leid. Ob aber die Erkenntnis vorhanden ist, daß auch sie wegen ihres Deutschtums leidet? Was auch an Schuld in diesem unheilvollen aller Kriege von Deutschen aufgehäuft ist, sind die Anderen weniger schuldlos? Ist das, was man den Deutschen in der Tschechien angetan und an Leid zugefügt hat und noch zufügt damit zu rechtfertigen, daß auch deutsche Menschen in den vergangenen Kriegsjahren gefehlt haben? Steht jener Staat und sein Volk in Kultur und Zivilisation, in seinem Leben und seiner Lebenshaltung so hoch über anderen Völkern, daß die Richterrolle, die er sich anmaßt, auch nur eine leise Berechtigung hat?

Der Zweck dieser Erlebnisschilderungen soll nun nicht darin bestehen zum Haß aufzureizen. Aber es ist um der eigenen Würde des deutschen Volkes und seiner ruhmvollen kulturellen Vergangenheit wegen erforderlich, daß all die Untaten, die in jenem Staate geschehen sind und noch geschehen, in das volle Licht der Öffentlichkeit gerückt werden.

Erndtebrück, im September 1946.

Institut für

1. Einleitung und Rückblick.

Nach dem unglücklichen und für das deutsche Volk so katastrophalen Ausgang des 2. Weltkrieges geht ein Rauschen durch den ganzen Blätterwald der Zeitungen und Zeitschriften-insbesondere der tschechischen-von der zertretenen Menschenwürde durch deutsche Dienststellen und Organisationen, den Gräueln und Grausamkeiten, die von deutschen Menschen begangen sein sollen. Unzweifelhaft haben viele deutsche Menschen in diesem unheilvollsten aller Kriege schwere und große Schuld auf sich geladen und dadurch dem Ansehen des deutschen Volkes, als dem Volk der Denker und Dichter, größten Schaden zugefügt. Inwieweit aber all die Anschuldigungen Dichtung und Wahrheit sind, dürfte sich erst in der Zukunft erweisen.

War die Kriegführung der Gegner nicht ebenso grausam und vielleicht nur in den Methoden anders? War der Bombenkrieg auf die wehrlose deutsche Zivilbevölkerung, der Millionen deutscher Menschen das Leben kostete und ganze Städte in Schutt und Trümmer legte, nicht auch barbarisch? War die Jagd der feindlichen Flieger mit ihren Maschinengewehren auf friedliche deutsche Frauen, Männer und Kinder auf den Straßen weit hinter der Front, auf den Bauern hinter dem Pflug, nichts anderes als hinterlistiger Mord? Alle fühlen sich trotzdem jetzt als Richter über das deutsche Volk berufen, nicht nur die großen Sterne am Völkerhimmel, sondern auch die Trabanten und diese am stärksten. In wörtreichen Ehrasen betonen sie von sich ihr stetes Eintreten für Menschenwürde und Menschenrecht. ----

Was dieser tschechische Staat und sein Volk darunter verstehen, das werden die folgenden Schilderungen gequälter und gefolterter Menschen zeigen. In diesem Staat tobte sich nach der deutschen Niederlage ein Volkshaß, immer von neuem von den höchsten führenden Persönlichkeiten, als auch von den untergebenen Dienststellen aufgestachelt, in einer Weise aus, die keinesfalls hinter den Methoden der so stark beschuldigten deutschen "Gestapo" zurücksteht eher sie noch übertrifft. Dieser Volkshaß würde sich aber auch dann ausgetobt haben, wenn alle deutschen Dienststellen und deren Angehörige sich immer und zu jeder Zeit korrekt und unantastbar verhalten hätten. Um dies zu verstehen, ist es vielleicht notwendig, einen landesgeschichtlichen Rückblick zu halten.

Die Länder Böhmen und Mähren, die die heutige Tschechei bilden, sind von Anbeginn des alten Deutschen Reiches, von Karl dem Großen an bis zu den Habsburgern und später des Kaiserreiches Österreich-Ungarn Bestandteil desselben gewesen. Nordböhmen und Gebietsstreifen entlang der Ost- und Westgrenze waren seit jeher rein deutsch besiedelt. Der Lebensraum der Tschechen beschränkte sich im wesentlichen auf die böhmische Tiefebene, die aber auch starke deutsche Siedlungsgebiete umschloß, so Jglau, Brünn, Budweis, Olmütz. Deutscher Schaffensgeist, deutsche Kultur und Zivilisation haben dem ganzen Böhmen und Mähren ihren unverwischbaren Stempel aufgeprägt.

In dieser kulturellen und geistigen Unterlegenheit, von dem tschechischen Volk immer instinktiv empfunden, ist auch wohl die Grundursache der steten Spannungen in den Beziehungen der beiden Völker dieses Lebensraumes - den Deutschen und Tschechen - begründet. Diese Spannungen waren stets, auch in ruhigen friedlichen Zeiten vorhanden. Der Zündstoff glimmte unsichtbar unter der Oberfläche fort, bis er dann von Zeit zu Zeit zu explosiven Ausbrüchen führte. Das charakteristischste Zeichen sind die nach kurzen Jahren der Ruhe immer wieder auftretenden tschechischen Studentenunruhen in der Hauptstadt Prag, die bekanntlich eine der äl-

ältesten und bekanntesten deutschen Universitäten (Karls-Universität) beherbergte. Der Hussitenkrieg im 16. Jahrhundert, der das deutsche Nordböhmen verwüstete und ganze Städte und Dörfer niederbrannte und die deutsche Bevölkerung hinmetselte, ist nicht so sehr, wie es fälschlicherweise oft geschieht, ein Religionskrieg gewesen, nein, er war vielmehr ein tschechischer Krieg gegen die anderen Völker, vornehmlich gegen die deutsche Bevölkerung seines gemeinsamen Maimatlandes. So hat es in den folgenden Jahrhunderten immer wieder tschechische Unruhen und tschechische Angriffe auf deutsches Leben gegeben.

Als nach dem verlorenen ersten Weltkriege der alte österreichisch-ungarische Staat sich in seine vielen Völkerstaaten auflöste, machte auch das tschechische Volk sich selbständig und riß mit brutaler Wut auch die rein deutschen Landesteile rings um seinen Lebensraum an sich. Die entmachtete deutsche Bevölkerung mußte wieder schwere Drangsale erleiden und viele Tellen des Kugeln der wütenden tschechischen Schergen zum Opfer. Wenn damals die tschechische Nord- und Raublust sich nicht noch stärker austobte, so lag dies wohl daran, daß der neuerstandene und noch nicht gefestigte Staat alle Ursache hatte, seine internationalen Beziehungen zu den anderen Völkern Europas und der Welt nicht durch eigenes tüchtiges Handeln zu erschweren. Damals stand auch nicht eine große Macht hinter ihm, die ihn in seinem Handeln gestützt hätte. Er hat aber sein Bestreben, das Deutschtum in seinem Lande zu schwächen und schließlich vollends zu entziehen und entkräften und zu vernichten, in der Folgezeit nicht aufgegeben. Nur wurden die Methoden andere. Die deutsche Wirtschaft und Industrie wurde durch Entziehung oder Nichtgewährung von Krediten lahmgelegt, der deutschen Landwirtschaft wurde jede Unterstützung und Hilfe versagt, kurzum die deutschen Wohngebiete wurden in jeder Hinsicht vernachlässigt. Die Folge war, daß die deutschen Arbeiter arbeitslos wurden und Not und Elend überall zu Hause war, die deutsche Landwirtschaft verschuldete und tausende deutscher Bauernhöfe unter den Hammer kamen und von den Tschechen für wenig Geld erworben wurden und daß auch der deutsche Hausbesitz mehr und mehr verfiel. Die deutschen Beamten wurden größtenteils entlassen. An deren Stelle traten tschechische Beamte (Eisenbahn, Post, Gericht, Gendarmerie). Demgegenüber wurden überall in den deutschen Siedlungsgebieten große schöne tschechische Schulen und Schulpaläste errichtet, wenn auch nur wenige tschechische Schüler - meist die Kinder der zugezogenen tschechischen Beamten - vorhanden waren. Man sucht die tschechischen Schulen dann durch deutsche Kinder zu füllen, indem man diese durch völligen Erlaß des Schulgeldes oder durch Gewährung sonstiger Vorteile heran zu locken suchte. So stand das Sudetendeutschtum in einem steten Kampf um die Erhaltung seiner völkischen Eigenart. Wenn es sich trotz aller Bedrängnis seine völkische Art bewahrt hat, so zeugt dies von der Lebenskraft dieses deutschen Volksteiles.

Und nun kam dieser 2. Weltkrieg mit dem für das deutsche Volk so niederschmetternden katastrophalen Ausgang. Auf Gnade und Ungnade seinen Siegern ausgeliefert. Wer hinderte jetzt das tschechische Volk das zu vollenden, was ihm bisher versagt blieb: Die völlige Vernichtung des Deutschtums im Raume seines angemessenen Staates. Der tschechische Volkscharakter, maßlos eitel und dinkelhaf, herrschsüchtig, raubgierig, grausam, verschlagen und abgründig, konnte sich jetzt gegenüber den deutschen Mitbewohnern ungehemmt entfalten und hemmungslos hat sich das tschechische Volk in seiner Mehrheit seinen asiatischen Urtrieben hingeeben und in satanischer Lust Bestialitäten auf Bestialitäten an deutschen Menschen begangen. Es hat geplündert, geraubt und schließlich gemordet, wo und wie es nur konnte. Es hat sich in frivoler Weise über jedes menschliche

und moralische Gesetz hinweggesetzt. Wenn irgendwo Menschenwürde und Menschenrecht mit Füßen getreten worden sind, hier in diesem tschechischen Staat sind sie von dem tschechischen Volk wahrhaft zertrampelt worden.

Und wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, daß es eine gibt zeigt das Schicksal des deutschen Volkes-, dann werden auch die Untaten des tschechischen Volkes nicht ungestraft und ungesühnt bleiben. Mit Mord und Raub hat sich dieses Volk seinen Staat errichtet. Das Fundament ist so in seinen Anfängen schon morsch und zerfressen. In seinen Taten ist der asiatische Steppencharakter des tschechischen Volkes urtriebartig zu Tage getreten. Ob dieses Volk so viel staatenbildende Kraft besitzt, sich einen geordneten und dauerhaften Staat zu bilden, darf nach allem füglich bezweifelt werden. Einsichtsvolle Tschechen haben dies auch erkannt und uns vor Gram und Scham erklärt, daß sich dies furchtbare Treiben am eigenen Volke einmal für schwer rächen werde. Man kann sagen, diese wenigen Tschechen sitteten förmlich schon jetzt vor der Zukunft.

Institut für Zeitgeschichte

II. Die Maitage 1945 im deutschen Nordböhmen.

Die Fronten im Osten und Westen rückten sich näher und näher. Wir hielten den Atem an. Der Glaube war schon lange in Zweifel übergegangen. Als der Kanonendonner vom Rande des Erzgebirges herübertönte, da schwand die Hoffnung vollends. Wenn jetzt noch eine Wendung kommen sollte, dann mußte wahrhaft ein Wunder geschehen. Bangigkeit erfüllte die Herzen; was wird noch werden? Nach dem Tode Hitlers ging es schnell, ja rasend dem Abgrund zu. Im Protektorat regten sich die aufrührerischen Elemente und in Prag brach der Aufruhr offen aus und nahm fast stündlich an Stärke zu. Die Wellen schlugen herüber bis in das deutsche Nordböhmen. Dann kam die bedingungslose deutsche Kapitulation. Noch schlugen sich Teile der Waffen SS, vom Erzgebirge weichend, mit nachdrängenden bolschewistischen Truppenverbänden. Der Kommandant beabsichtigte Leitmeritz bis zum letzten zu verteidigen. Dies hätte den Untergang des schönen Städtchens bedeutet und unzähligen Menschen den Tod gebracht. Gegen das sinnlose Vorgehen stemmte sich mit aller Energie der Landrat und nach heftigen Gegendevorstellungen gelang es ihm, den Kommandanten dahin zu bringen, daß er die Verteidigung der Stadt aufgab. In Erwartung der bolschewistischen Truppen wurden von den Einwohnern weiße Fahnen und Tücher aufgezogen.

Am 8.5.45 erschien nachmittags 3 Uhr auf dem Landratsamt eine tschechische Abordnung und verlangte die Übergabe der Verwaltung. Die Verhandlungen wurden nach einer Stunde unterbrochen und um 6 Uhr abends wieder fortgesetzt. Mit heuchlerischen Worten erklärte der Anführer der Tschechen, ein Dr. Kocharsky-oder ähnlich, daß es ihr Wille sei, mit den deutschen Einwohnern der Stadt in Frieden und Freundschaft zu leben, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und etwaige Plünderungen zu unterbinden. Sie wünschten daher mit den Deutschen zusammen zu arbeiten. Sie übernahmen daraufhin die Verwaltung. Ein Widerstand und eine Weigerung deutscherseits wäre sinnlos gewesen. Am nächsten Morgen rückten die bolschewistischen Truppen ein und jetzt begann der Opfergang des deutschen Volkes.

Die deutsche Polizei wurde am nächsten Tage entwaffnet und ihrer Stellung enthoben. Die Tschechen bildeten aus ihren Reihen "Ordnungstrupps" und eine "Revolutionsgarde" tat sich auf. Diese waren teilweise in deutsche braune Tropenuniformen eingekleidet und mit deutschen Maschinenpistolen und Gewehren schwer bewaffnet. In Trupps von 6, 8, 10 Mann zogen sie brüllend durch die Straßen, fortwährend mit den Waffen umherfeuernd. Dies hörte sich an, als seien in den Straßen der Stadt schwere Kämpfe im Gange. So versah die Ordnungstrupps den Ordnungsdienst auf ihre Weise. Dazu kam, daß sich die vielen fremdländischen Arbeiter, vor allem die Ostarbeiter zusammenrotteten, ebenso die tausenden politischen Häftlinge der Arbeitslager. Es wagte sich kaum noch jemand auf die Straße. Nur die notwendigsten Gänge zum Einkaufen der Lebensmittel wurden besorgt. Die "Ordnungsmannschaften" machten Jagd auf deutsche Männer, Frauen und Mädchen und schleppten sie von der Straße weg zu irgendwelchen Zwangsarbeiten. Die Ostarbeiter und politischen Häftlinge, mit Pistolen und Revolvern bewaffnet, marodierten und plünderten. Frauen und Mädchen wurden vergewaltigt. Waren die Türen der Häuser geschlossen, wurden sie gewaltsam geöffnet oder die Fenster eingeschlagen und auf diese Weise Eingang in die Häuser gesucht. Sehr schlimm waren die Überfälle des Nachts. An schlafen war nicht mehr zu denken. Aus allen Ecken und Enden ertönten die verzweiferten Angst- und Hilferufe der Frauen und Mädchen in die Nacht. Viele verließen bei Eintritt der Dunkelheit die Häuser und versteckten sich in den Gärten und Feldern, oder sie flüchteten,

oft nur mit dem Nachthemd bekleidet in die Felder. Gar oft, wenn eine Flucht nicht mehr möglich war, stiegen sie auf den Dachböden durch die Dachluken auf die Dächer. Regelmäßige Nachtwachen wurden organisiert und Beobachtungsposten aufgestellt, um bei Annäherung von Marodeurtruppen rechtzeitig die Hausinsassen warnen zu können. Wehe aber dort, wo ein Überfall gelang und eine Flucht nicht mehr möglich war. Dann erwartete die Frauen und Mädchen ein bitteres Los. Die Männer wurden gezwungen, den Untaten der entmenschten Bestien zuzusehen. Mit diabolischer Freude wurden diese Bestien von der tschechischen Bevölkerung auf die deutschen Frauen und Mädchen gehehrt. Was deutsch war, war Freiwild in diesen Wochen. Zur Kennzeichnung mußten die Deutschen weiße Armbinden am linken Arm tragen. Tagsüber wurden sie zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen. Bezahlung gab es kein wohl aber Kolbenstöße oder Peitschenhiebe. Stündlich strömten Tschechen in das Land herein, darunter viel Pöbel aus den Städten und den Vorstädten Prags. Jeder wollte doch von den Schätzen der Deutschen haben. So nahmen die Plünderungen kein Ende. Das war die tschechische Ordnung und die friedliche Zusammenarbeit mit den Deutschen. Jetzt waren die Tschechen die Herren und alle waren "Helden". Die Deutschen durften noch auf der Straße gehen, der Bürgersteig aber war nicht mehr für sie da. Kein Tscheche arbeitete mehr, jeder hatte ja seinen deutschen Sklaven.

Sofort in den ersten Tagen des Umsturzes begannen auch die Massenverhaftungen unter der deutschen Bevölkerung. Jeder Tag brachte neue Kunde über zahlreiche Verhaftungen, wobei die Opfer mit Gummiknüppeln, Stahlruthen, Gewehrkolben geschlagen und gemartert wurden. Schon wurden auch die ersten Todesopfer genannt und immer weitere wurden gemeldet. Auf bestialischste und viehischste Weise waren diese Menschen umgebracht worden. Über den deutschen Familien stand der Schrecken und hielt die Herzen in Bann. Angesichts des grauenvollen Geschehens dieser Tage erlagen Hunderte und Tausende deutscher Menschen der Furcht und sahen als letzten Ausweg aus dieser Not nur den Tod. So endeten ganze Familien durch Selbstmord. Eine furchtbare Statistik würde sich auf tun, wenn es möglich wäre, all die Morde und Massenmorde, Selbstmorde, Verstümmelungen und Vergewaltigungen deutscher Menschen - Männer, Frauen und Kinder - zu erfassen und aufzuzählen. All das grausige Geschehen hielten die Tschechen in einem gewissen Grad in Dunkel gehüllt. Die Familienangehörigen der zu Tode gemarterten Opfer erhielten keinerlei Nachricht. So sind Tausende un-Abertausende verschollen. In den Namenslisten wurden einfach die Namen gestrichen und gelöscht. Damit war alles erledigt. Die Gefängnisse waren bald von Menschen überfüllt und auch die immer mehr eingerichteten Lager konnten die laufenden Einlieferungen kaum noch fassen.

So entstand der tschechische Staat. Raub und Mord sind die Bausteine, Blut und Tränen der Mörtel. Ein Modergeruch legte sich über das ganze Land. Dem Blutsumpf entstieg ein Gifthauch, der die Seelen verpestete und die Sinne berauschte und zu immer neuen Haßorgien antrieb.

Institut

III. Das Leitmeritzer Gerichtsgefängnis.

Als ich in jenen Umsturztagen von der tschechischen Staatspolizei, einer getreuen Kopie der so verhafteten und als Verbrecherorganisation gestempelten deutschen Gestapo, in den Räumen des "Okresni narodni vöbor", bei dem ich Dienst tat, verhaftet wurde, führte man mich zunächst auf die Dienststelle der Staatspolizei. Der Leiter derselben unterzog mich einem kurzen Verhör. Zuerst wies er in einem salbungsvollen und selbstgerechten Tone darauf hin, daß sie nicht seien wie die deutsche Gestapo und daß bei ihnen niemand geschlagen würde. Wie ekelhaft scheinheilig dies ganze Gebilde war, werden die nachfolgenden Schilderungen noch zeigen. Also ich wurde verhört. Das Verhör bestand aber lediglich in den Feststellungen der Personalien und der Feststellung, ob ich der Partei und deren Gliederungen angehört und welche Ämter ich bekleidet hatte. Meine Angaben, daß ich nur einfaches Mitglied der Partei gewesen sei, keine Parteiämter bekleidet und auch sonst keiner Parteigliederung angehört habe, entsprachen offenbar nicht dem Gewünschten. Der Beamte wurde ärgerlich und drohte mir mit Theresienstadt, wenn ich nicht die Wahrheit sage. Da ich bei meinen Angaben, die den Tatsachen entsprachen blieb, wurde ich in ein Nebenzimmer verwiesen. Meine Frage, wessen man mich beschuldige, wurde nicht beantwortet. Im Nebenzimmer mußte ich auf einem Stuhl Platz nehmen, dessen vorderer Stuhlbeine um einige Zentimeter verkürzt worden waren. Ein längeres Sitzen wurde zur Qual, da man bei der schiefen Sitzfläche immer nach vorn rutschte. Hier mußte ich von vorm. 10 Uhr bis nachm. 17 Uhr zubringen. Als ich mich infolge des schmerzenden Rückens einmal etwas aufrichten wollte, erhielt ich von dem auf-sichthabenden Beamten einen Boxhieb in's Gesicht. Um 17 Uhr wurde ich mit noch 7 - 8 weiteren Personen, teilweise mir bekannte Leitmeritzer Einwohner, in das Kreisgerichtsgefängnis Leitmeritz überführt. Dort mußten wir uns nebeneinander, das Gesicht der Wand zugekehrt, so an die Wand stellen, daß die Fußspitzen und die Nasenspitze die Wand berührten. So mußten wir unbeweglich stehen. Wer sich rührte, erhielt von den anwesenden Bewachungsmannschaften (Revolutionstruppe) einen Schlag gegen den Hinterkopf, wodurch das Opfer mit dem Gesicht heftig gegen die Wand schlug, was meist Nasenbluten hervorrief. In der Aufnahmekanzlei wurden wieder die Personalien aufgenommen, auch mußten alle Gegenstände, die man in den Taschen trug (Uhr, Ringe, Füllhalter, Brieftasche mit Inhalt, Geldbörse mit Inhalt usw.) abgegeben werden. Als dann wurden wir in die Gefangenenzellen eingewiesen. Ich kam mit weiteren 5 Untersuchungsgefangenen in eine der üblichen kleinen 1-Mannzellen. Für die 6 Mann standen nur 3 Strohsäcke zur Verfügung. Diese wurden des Nachts auf dem Boden ausgelegt und eng aneinander gepresst. Wir mußten dann versuchen Nachtruhe zu finden. Zur Verrichtung des Notdurft stand in einer Ecke ein Kübel, der täglich frühmorgens entleert wurde. Welche Luft in dem engen Raum herrschte, läßt sich leicht vorstellen.

Der Tag verging ohne ein besonderes Ereignis für mich und meine andern Zellengenossen. Zu essen erhielten wir nichts. Aus den Nachbarzellen drang jedoch Stöhnen und Jammern zu uns herein. Dann hörten wir das Öffnen und Schließen von Zellentüren und das Brüllen der Wärter. Gleich darauf setzte auch das Schlagen ein. Wir hörten deutlich das dumpfe Aufschlagen, das Schreien, Jammern und Stöhnen der Geschlagenen und Gemarterten. Es war auch deutlich zu hören, wie die Opfer durch die Gänge geschleift wurden. Das Toben und Wüten hielt etwa zwei Stunden an. Wir wagten nicht zu atmen. Kein Laut fiel in unserer Zelle. Jeder starrte nur zur Zellentür hin und wartete auf den Augenblick, da auch diese sich öffnete und man selbst herausgeholt wurde. Doch nichts geschah.

Geschlafen hat keiner in der Nacht, alle bangten den kommenden Tag entgegen.

Am nächsten Morgen 5,30 Uhr war das übliche Wecken. Schnell mußte die Zelle in Ordnung gebracht und sich gewaschen werden. Kurz darauf kam auch schon der bittere schwarze Morgenkaffee. Dazu gab es ein Stückchen trockenes Brot.

In lauffen Vor-sich Hinbrüten konnte jeder der witteren Dinge. Außer dem Antreten der Arbeitskommandos war noch Ruhe im Gebäude. 7Uhr war vorbei. Da hörten wir auch schon das Öffnen und Schließen der Zellentüren und das Brüllen der Wärter, die die ersten Opfer zu ihren Quälertien und Marterungen abholten. Bald darauf kamen auch Krumpfe Schläge und dann das Schreien und Stöhnen der Gemarterten zu uns. Wir hörten wie diese Menschen-schinder ihre Opfer wieder in die Zellen zurückschleiften und und andere hinaustrieben. Da-vor unserer Zelle machte es Halt und der Riegel knarrte; der Schlüssel raschelte im Schloß und die Zellentür flog mit einem Ruck auf. Zwei der Henker standen in der Tür und starrten mit hasfunktendem Blick zu uns in die Zelle hinein. Wir standen unbeweglich mit pochenden Herzen. Dann ein Wink des vordersten Wärters, ein langaufgeschossener schmaler junger Bursche mit verschlagenem Blick, und der Zellengenosse Dr. L., von Beruf Rechtsanwalt, mußte hinaus. Angstvoll lauschten wir den sich entfernenden Schritten. Doch nichts. Nach ungefähr einer 3/4 Stunde wieder leichte Schritte im Flur, die vor unserer Zellentür Halt machen. Der Schlüssel kreischt im Schloß und die Zellentür wird geöffnet. Von einem Stoß stolpert Dr. L. herein, die Zellentür wird wieder zugeschlagen. Aber wie sah Dr. L. aus. Leichenblau im Gesicht, tropfnass die Haare, mit klappernden Zähnen, bebendem Körper und angstgeweiteten Augen stand er wie geistesabwesend in der Zelle. Nur ganz langsam und allmählich kam wieder etwas Leben in den Menschen. Eiskalt waren die uns hingestrieten Hände und eiskalt war der ganze Körper. Was war mit dem Menschen geschehen? Er war in den Baderaum im Keller des Hauses geführt worden. Hier mußte er sich nackt ausziehen und unter die Brause stellen. Die Brause wurde gezogen und eiskalte Wasserstrahlen schossen auf ihn herab. Lange mußte er unter den kalten Wasserstrahlen stehen. Danach kam er in eine Badewanne, die ebenfalls mit heilemeiskaltem Wasser gefüllt war. In diesem Wasser mußte er auch wieder lange liegen, sodaß der Körper total auskühlte. Nur mit Mühe war das Geschehnis von ihm zu erfahren gewesen. Darüber, was er sonst gesehen, sagte er nichts. Und wieder verhärten die Schritte vor unserer Tür, sie fliegt mit einem Ruck auf. Dieselben Schinder stehen da. Der Wink gilt mir und ich muß folgen. Am anderen Flurende werfen andere Schinder ein stöhnendes und wimmerndes Menschenbündel in die Zelle. Eine Blutspur auf dem Flur. "Mein Gott, mein Gott verlaß mich nicht." Es geht die Treppen hinunter in den Keller und dann stehe ich im Baderaum. Vier oder fünf der Wärter toben in dem Raum herum und bearbeiten mit Gummiknippeln und Holzstählen einen großen starken Menschen, es war der Kreisbauernführer U. Ich muß mich ausziehen, dann zerrt man mich unter die Brause. Jetzt schließen die eiskalten Wasserstrahlen auf mich herab. Das Herz setzt aus, der ganze Körper krampft sich zusammen, die Lungen atmen nicht mehr und ich glaube zu ersticken. Ruck- und stoßweise setzt die Atmung wieder ein. Ich spüre wie die Kälte durch den Körper zieht. Lange stand ich unter der Prause, sie wird abgestellt. Doch plötzlich wird sie wieder aufgerissen. Das Spiel wird drei-bis viermal wiederholt. Was umherum geschieht, weiß ich kaum, das laute Stöhnen und Jammern des neben mir gemarterten Menschen nahmen meine Sinne nur schwach auf. Jetzt werde ich in die mit eiskaltem Wasser gefüllte Badewanne gezerrt, die Beine über den unteren Rand der Wanne hinaus, sodaß ich mit dem Kopf unter das Wasser tauche

Mit Gummiknütteln wird der Kopf noch fest auf den Boden der Wanne gedrückt. Ich halte den Atem an und den Mund fest zu, lange, lange, das mir die Augen schmerzen. Aber die Schergen lassen nicht nach und ich kann nicht mehr. Nun schlucke ich Wasser, mehr und mehr. Die wollen dich in der Badewanne ersäufen. Es dröhnt und klopft mir in den Ohren ----, da werde ich über den Rand der Wanne gezogen, aus Mund und Nase läuft das Wasserrad. Man wirft mich wieder in die Wanne zurück. Zwei weitere Aufseher springen heran und mit aller Kraft schlagen sie mit Gummiknütteln auf die nassen Fußsohlen. Ich reiße die Beine an mich, doch da fallen die Schläge auf Knie und Beine. Sie ziehen die Füße wieder über den Wannenrand und halten sie fest. Schlagen mit aller Kraft weiter darauf los. Die Haut platzt auf und das blutige rote Fleisch quillt heraus. Dann hören sie auf. Man wirft mich herum auf den Leib. Schon stehen zwei oder drei Schergen rechts und links neben mir und sind im Begriff weiter auf mich loszuschlagen. Doch da wehrt der Länge ab und zeigt auf meine Rücken- und Schulterwunde. Die Füße schmerzen und Brennen wie Feuer. Man brüllt mich an, ich muß aus der Wanne und mich anziehen. Ich zwänge die klumpigen Füße in die Schuhe. Kaum kann ich mich auf den Füßen halten. Jeder Schritt, den ich tue, ist, als ob ich auf glühende Platten träte. Hohnlachen stoßt man mich vorwärts. Die Kellertreppen rutsche ich auf Händen und Knien herauf. Aber immer wieder serirt man mich brutal hoch. Und dann werde ich in die Zelle gestossen. Die Zellengenossen stehen bei meinem Anblick erstarrt und stumm. Ich muß grausig ausgesehen haben. Vor Schmerz habe ich die Zähne in die Lippen geschlagen, die bluten. Ich habe mich halb über die aufgeschichteten Stronsacke geworfen, stossweise geht der Atem. Die Zellengenossen nehmen sich meiner an. Vorsichtig werden die Schuhe von den Füßen gezogen, und nasses Handtuch als Kompressen an die zerackelten Stellen gewickelt, und die durch die Schläge hervorgerufenen Prellungen an den Beinen und Knien mit nassen Taschentüchern belegt. Der Körper ist eiskalt und ohne jede Wärme und doch sieht es mit Feuertröme durch alle Adern. Es ist Mittag, das Essen kommt, eine Erbsensuppe. In einer hellen Wasserbrühe schwimmen hochhalbgare noch harte Wrasen. Ein dumpfes angstvolles Schweigen brütet in der Zelle. Was wird noch werden und wer wird der Nächste sein? Wieder wird die Zellentür aufgerissen und zwei Mann müssen hinaus. Endlich kommt einer wieder zurück. Mit blutverquollenen dicken Augen und Blutstrienen im Gesicht. Er stöhnt und jammert über seinen Rücken. Der eine noch verschont gebliebene Zellengenosse hilft ihm beim Aussteigen von Rock und Hemd. Da sehen wir einen zerackelten Rücken, mit überall aufgeplatteter und aufgerissener, fingerbreit auseinanderröffener Haut. Das blutige rote Fleisch trat hervor. Vergeblich warteten wir auf die Rückkehr des Anderen; er kam nicht wieder. Um 5 Uhr nachmittags wurde uns wieder etwas schwarzer Kaffee mit etwas Brot gereicht. Der Tag ging zu Ende, die Nacht brach herein. Eine qualvolle Nacht, ohne Schlaf und Ruhe. Ein Stöhnen und Ächzen schwabte in dem engen Raum. Endlos war die Nacht und doch bangte jeder dem kommenden Tag entgegen. -----

Meine Füße, zerfetzt, blutig und verquollen, schmerzten bei jeder Bewegung. Ich umwickelte sie mit nassen kühlenden Tüchern. Die Schuhe ließ ich von den Füßen. Schweigend hockte jeder auf seinem Platz. Die Arbeitskommandos waren schon ausgerückt. Kurs darauf wird die Zelle geöffnet und zwei Wärter treten herein. Ich zwang mich mit letzter Kraft auf die brennenden Füße. Einer der Aufseher schritt mich auf tschechisch an. Ich verstand nicht. Da er weiter auf mich einschritt, antwortete ich ihm deutsch, daß ich tschechisch nicht verstände. Mit einem brüllenden Laut springt er auf mich zu und haut mit mit aller Kraft die geballte Faust in's Gesicht. Ich wanke und

Beim Körperwäschen
 mit dem s. schmerzhaft

falle gegen die Wand. Er reißt mich hoch und schreit dann auf deutsch mich an, warum ich keine Schuhe anhabe. Als ich ihm den Grund sage, versetzt er mir mit dem Gummiknüppel einen Schlag über den Kopf und befiehlt mir, sofort die Schuhe anzuziehen. Ich versuche es, aber es geht nicht, trotzdem ich sie vollständig aufgeschürzt habe. Hohnlächelnd sieht er mir zu und drängt, wobei er mir immer wieder einen Schlag mit dem Knüppel versetzt. Halb habe ich die verquollenen Füße in die Schuhe gezwängt, dann richtete ich mich auf und presse zwischen den Zähnen ein trotziges "Weiter geht es nicht" hervor. Noch zwei Ohrfeigen rechts und links, dann verlassen die Henker die Zelle. Aber einer muß mit. Dieser kommt nach längerer Zeit zerschlagen und wimmernd zurück. In den folgenden Stunden werden auch die Anderen geholt. Doch keiner spricht mehr darüber, weil jedem verboten wurde, darüber zu reden. Die Wunden, Striemen und Beulen erzählen ja alles. Warum da auch lange fragen, was geschehen. So war es auch in den kommenden Tagen. Kein Tag ohne mehrmalige Mißhandlungen. So zerschlug man mir außer den Füßen auch die Innenflächen der Hände. Ich konnte nicht mehr stehen und mit den Händen nichts mehr fassen. Auf den Knien und den Ellenbogen bin ich in der Zelle umher gerutscht. Schier unerträglich waren die Schmerzen. Die fortwährende Angst, daß jeden Augenblick das Quälen und Martern von neuem losgehen könne, hielten die Nerven und die Menschen in steter Spannung. Diese seelischen Qualen trieben zur Verzweiflung und mancher verlor auch jede Hoffnung. All die körperlichen und seelischen Qualen schienen auch untragbar. Wer das Furchtbare nicht erlebt hat, wird es nicht fassen und begreifen können, daß menschliche Wesen derartiges ersinnen und derartige Untaten begehen können und daß andererseits solches Leid und solche Not ertragen werden können.

Am 4. oder 5. Tage wurden wir in andere Zellen verlegt. Ich kam in eine Zelle auf dem obersten Flur, die mit 3 Mann belegt war, ~~und~~ die tagsüber in Arbeit eingesetzt waren. Sie waren alle schon länger inhaftiert. Aber alle hatten die gleichen oder ähnliche Mißhandlungen erlebt. Sie waren froh, tagsüber außerhalb der Gefängnismauern arbeiten zu können, da sie so doch wenigstens diesen seelischen Belastungen nicht ausgesetzt waren.

So war ich tagsüber einige Tage allein in der Zelle. Dieses Alleinsein drückte noch schwerer und zerrte noch stärker an den Nerven. Oft herrschte hier oben stundenlang eine unheimliche Ruhe. Dann wieder schleichende Schritte und das Öffnen der Zellentüren. Kurz darauf hallte das dumpfe Klatschen der Schläge und das Schreien und Stöhnen der Geschlagenen durch den Flur. Dann wieder tiefe Ruhe. Dies wiederholte sich mehrmals am Tage. Abgesehen von Puffen und Ohrfeigen, die ich erhielt, weil ich nicht tschechisch verstand, ließ man mir Ruhe. Aus Taschentüchern hatte ich mir Binden gemacht und um die Füße gewickelt. Das Auftreten bereitete mir immer große Schmerzen. Eines Tages kommt ein Zuwachs, ein Volksdeutscher aus Ungarn (Batschka). Ein ehrlicher biederer deutscher Bauer. Er teilte das Los all derer, die beim Rückzug der deutschen Wehrmacht im Herbst 1944 ihre Heimat verlassen mußten. Ein Teil dieser ungarischen Volksdeutschen hatte im Kreise Leitmeritz Unterkunft gefunden. Mit diesen auch dieser Bauer. Auf dem Wege zu einer Besorgung in Leitmeritz wurde auch er ohne jeden ersichtlichen Grund von einer "Folizeistreife" festgenommen und in das Gefängnis eingeliefert.

Am nächsten Tage ereilt auch ihn sein Schicksal. Die Zellentür geht auf und herein tritt ein Aufseher. Barsch befiehlt er mir, mich mit dem Gesicht an die Wand zu stellen. Ich erwarte eine erneute Quälerei. Aber nein. Der Bauer mußte den Rock ausziehen und sich auf den Strohsack legen. Sodann wurde er mit dem Gummiknüppel bearbeitet, sehr intensiv. Der Bauer wimmerte und weiter fielen die Schläge, er jammerte, dichter fielen die Schläge auf Kopf und Rücken und Beine, er schrie, und noch wütender sauste der Gummiknüppel herab,

das Hemd färbte sich blutig und es schien, als treibe der Anblick des Blutes den Schläger zur Raserei. Das Schreien erstarb in einem heißeren Wimmern und Röcheln. Aber auch die Kraft des Schinders war erschöpft. Er ließ von seinem Opfer ab, wandte sich und verließ die Zelle. Ich half dem Mann auf und entfernte das Hemd. Welch furchtbarer Anblick, dieser zerschlagene und zerfetzte Rücken, auch die Kopfhaut war stellenweise gesprungen. Ich tauchte das Hemd in Wasser und legte auf die brennenden Wunden. Und wieder hing das Stöhnen und Ächzen im Raum. Auch in den nächsten Tagen erhielt der Bauer seine tägliche Portion. In der übrigen Zeit stand er oft stundenlang vor dem vergitterten Fenster, lautlos und unbeweglich, und schaute hinaus in den leuchtenden Sommertag. In seinem einfachen und geraden Sinn konnte er es nicht fassen, in einem Gefängnis eingesperrt zu sein.

So waren 11 Tage hingegangen. Dann am 12. Tage morgens werde ich aufgefordert, meine Sachen zu nehmen und herauszutreten. Auf dem Flur standen schon andere Leidensgenossen. Wir wurden hinuntergeführt, wobei von anderen Fluren noch weitere herzukamen. Im untersten Flur wurden wir in einen größeren Raum gesperrt. Was wird jetzt? Einige glaubten wir würden entlassen, aber andere meinten, daß wir nach Theresienstadt kämen. Und die letzteren sollten Recht behalten. Ich will aber dieses Kapitel nicht schließen, ohne die Namen der schlimmsten dieser tschechischen Schinder und Henkersknechte festzuhalten.

Da war:

A d a m e k, ein junger Mensch, lang aufgeschossen, mit düsterem Blick und mit einer blutdürstigen Raubtierseele,

P r u c h, ebenfalls noch jung, lang und schmal mit einem stechenden Blick, kalt und erbarmungslos,

N i e d e r l e, etwa 35 bis 40 Jahre alt, mittelgroß, schwarz wie die Haare war, auch die Seele, mit verschlagenem Blick ein mißloser Schläger,

W e i ß, etwa 25 Jahre alt, mittelgroß, hinterlistig und rachsüchtig,

F e u f a r, ebenfalls etwa 25 Jahre alt, klein und schwächling, aber voll abgrundtiefen Hasses, blutgierig und immer zum Schlagen bereit,

J i š k a, etwa 40 Jahre alt, eingebildet, mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurrbärtchen, mit harfunkelnden Augen, cynisch lächelnd, erbarmungslos und mitleidlos. Menschliche Gefühle und Regungen waren ihm fremd, er war wohl die Triebfeder und der Anführer der erste der Henkersknechte.

Alle diese Schandtaten und Greuelthaten, diese Verbrechen an der Menschheit und der Menschlichkeit, trugen sich unter den Augen eines der höchsten tschechischen Gerichte zu. Was in dem Vorstehenden geschildert wurde, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus all dem grausigen Geschehen. In einem weiteren Kapitel werden sich noch Erlebnisschilderungen anschließen.

IV! Konzentrationslager Theresienstadt

Am Fuße des Mittelgebirges, eines Gebirgszuges der Sudeten, dort wo die Eger in die Elbe mündet, liegt eine alte österreichische Festung, die ihren Namen nach der großen Kaiserin Maria-Theresia trägt - Theresienstadt. Ihre Zeit ist vergangen, aber die Wälle und Kasematten haben die Zeiten überdauert. Nun sollte ihr Name noch einmal hinausstrahlen in die Zeiten, aber nicht in lichtigem Glanze, sondern in blutig rotem Scheine.

Schon von den Deutschen war während des vergangenen Krieges die sogenannte kleine Festung als Konzentrationslager eingerichtet worden. Jetzt sollte sie den Tschechen willkommene Dienste leisten. Hinter ihren Wällen und Mauern erstarb das Röcheln und Stöhnen der zu Tode gemarterten Opfer. Kein Hauch und kein Laut drang nach außen. Hinter diesen Mauern tobte die ---Hölle. Keines Menschen Zunge, -auch kein Homer und kein Virgill, -wären instande gewesen, all das Grausige und Entsetzliche zu schildern, das sich hier ausgetobt hat. Auch der Dichter des Buches "Quo vadis", der mit an's Herz greifenden Schilderungen uns die Untaten des wahnsinnigen Cäsaer Nero vor Augen führt, würde erblassen vor den Taten und Geschehnissen, die unter den Augen einer tschechischen "Polizei", oft mit ihrer Hilfe, dort in Theresienstadt sich zugetragen haben. ---

Wir standen lange Zeit in dem Raum des Gefängnisses. Endlich wurden wir heraus geführt. Draußen hielt ein Omnibus, in den wir einsteigen mußten. Tschechische Gendarmenbeamte waren unsere Begleitung. Einer der Leidensgenossen konnte noch kurz seine Frau sprechen, die ihm ein Paket mit EWaren übergab. Einen schönen Kuchen verteilte er im Wagen. Er hat seine Frau und Familie nicht wieder gesehen. Im Mai 1946 ist er an Ruhroland zugrunde gegangen. Nun ging es los und wir landeten in --- Theresienstadt. Wir wurden bis in den Hof IV der kleinen Festung gefahren. Dann hieß es aussteigen. Bis dahin war alles eigentlich reibungslos verlaufen. Wir wurden in eine der großen Zellen geführt. Hier wurden wieder unsere Personalien aufgenommen. Dann hieß es alles ausziehen und alle Sachen vor sich hinlegen. Jetzt kamen zwei Mann mit Körben und schleppten alles weg. Jeder erhielt nun ein altes Hemd, eine alte zerrissene Hose und einen ebensolchen Rock zugeworfen, die wir anziehen mußten. In der Mitte der Zelle lag ein Haufen alter Schuhe, die an uns verteilt wurden. Ob sie paßen, danach wurde nicht lange gefragt. Joh erhielt ein paar ungleiche Größen, die mir außerdem zu groß waren. Strümpfe oder Fußlappen gab es nicht. Die zu großen Schuhe rieben rieben an meinen wunden Füßen und bereiteten mir große Qualen. Zwei Friseure standen mit Haarschneidemaschinen da, und schnitten jedem eine kahle schmale Bahn mitten über den Kopf, von der Stirne bis in den Nacken. Wir nannten diese die "Autobahn". Joh erhielt den Schnitt nicht, da ich in Leitmeritz vollständig kahl geschoren worden war und so die Sträflingsfrisur erhalten hatte. Diese war aber immer noch besser und entstellte wenigstens nicht so, wie die "Autobahn". Als alles soweit war traten zwei Mann mit einem Farbtopf und einem Pinsel heran. Was gibt es denn jetzt? --- Es wurde jedem auf dem Rock im Rücken und auf das rechte Hosenbein ein großes "Hakenkreuz" aufgemalt. So war das Gerücht entstanden, daß ich auch schon vor meiner Verhaftung gehört hatte, daß in Theresienstadt jedem Häftling ein Hakenkreuz auf die Stirn gebrannt würde. So war es also doch nicht. Als wir alle soweit hergerichtet waren, wurden wir auf unsere Zelle 43 geführt, die für lange Zeit unser Aufenthalt sein sollte.

Unter den Zellen darf man sich nun keine Gefängniszellen vor-

vorstellen. Es waren vielmehr große Aufenthaltsräume, etwa 10 x 12 m groß. Ein großer Teil dieser Räume war von den Deutschen neu errichtet worden. Sie waren nicht in die Erde gegraben, sondern an die Festungswälle angebaut. Im oberen Teil des Hofes befanden sich noch vier in die Erde gehende alte Kassematten, von denen aber nur eine belegt war; erst später von August ab wurden auch die andern belegt. Die neuen Zellenräume hatten alle Oberlicht. Die Fußböden waren zementiert. Ringsum an den Wänden waren die Lagerstätten in 4 Reihen übereinander errichtet. In durchgehender Folge waren in primitivster Weise ungehobelte rohe Bretter unter und übereinander gelegt. Also keine glatte Liegestätte. Stroh oder Strohsäcke gab es nicht. Auf diesen harten unebenen Holzbrettern sollten wir der Ruhe pflegen. In den neuen Zellen waren neben der Eingangstür 2 Aborte mit Wasserspülung eingebaut, ferner befanden sich dort 8 Waschbecken. Das war auch die ganze Einrichtung. Tische gab es nicht, zum sitzen waren sage und schreibe 4 ungefähr 3 bis 4" lange Bänke vorhanden. Bei der Größe der Zellen war eine Belegung mit 150 bis 280 Mann noch zu rechtfertigen. Die Zelle 43 war jedoch mit 480 Mann belegt. Die Nachbarzelle hatte dagegen 150 Mann. Die Zellen 41, 42 und 40, letztere eine Kassematte, waren mit weiblichen Häftlingen belegt. An der gegenüberliegenden Seite des Hofes befanden sich die Krankenzellen und die Zellen für Einzelhaft. In diesen spielten sich alltäglich und allnächtlich die furchtbarsten Schandtaten ab. Hier wurden die wehrlosen Opfer bestialisch erschlagen und ermordet.

Durch die Belegung mit 480 Männern war die Zelle 43 derart überfüllt, daß alle eng zusammengedrängt stehen mußten. Abgesehen davon, daß für 9/10 der Belegschaft Sitzgelegenheit überhaupt nicht vorhanden war, wäre ein Sitzen bei der Enge auch nicht möglich gewesen. Auf schikanöse Art wurde diese Enge aber nochmals verschärft und verstärkt dadurch, daß durch die ganze Länge der Zelle in der Mitte ein 2 m breiter Gang für den "Capo" und seine Gehilfen freigehalten werden mußte. In dieser unmöglichen Gedrängtheit mußten nun morgens, mittags und abends der Kaffee bzw. die Suppe empfangen und auch eingenommen werden. Das Essen mußte im Stehen geschehen. So stand man Mittags 1 1/2 Stunde und abends von 6 bis 9 Uhr auf einem Fleck. Auf das Dach brannte die Sommersonne und strahlte eine unerträgliche Hitze in den Raum, dazu kam die Ausdünstung von 480 Menschen. Ein heißer erstickender Brodem stand in dem Raum, der das Atmen zur Qual machte. Erstickungs- und Ohnmachtsanfälle wiederholten sich täglich. Festgekeilt hingen die Bewußtlosen in dem engen Menschenhaufen, umfallen konnten sie ja nicht, dazu war einfach kein Platz da. Eine Hilfe gab es für diese armen Menschen nicht, ihre Leiden und ihre Not riefen höchstens ein hämisches und zynisches Lächeln bei den Capos und dem tschechischen Wachpersonal hervor. In dieser Hitze dorrt der Körper aus, aber Wasser trinken -- nein, es war verdächtig, man setzte sich der Gefahr der Ansteckung mit Thyphus aus. Aber die Qualen waren unerträglich und mancher erlag der Versuchung. So ging das Gespenst des Typhus täglich um.

Jeden Abend um 9 Uhr war Appell. Dann mußte alles zellenweise auf dem Innenhofe antreten, zuerst die Männer und wenn diese den Platz geräumt hatten die Frauen. Beim Antreten und beim Wegtreten ging es immer hoch her. Ein schriller Pfiff auf einer Trillerpfeife war das Signal zum Antreten. Das Heraustreten aus der Zelle mußte schnell geschehen. Beim Pfiff der Pfeife drängte alles zu dem engen Ausgang. Ein Menschenknäuel ballte sich davor zusammen, von hinten drängte und schob es weiterangetrieben durch Püffe, Hiebe und Schläge der "Capo-Gehilfen".

Neben dem Ausgang stand der Capo mit einem Stock oder mit einem zusammengewickelten nassen Handtuch, die er unaufhörlich auf die Köpfe niederschmiss, oder er überschüttete die Herausdringenden mit Wasser. Unter dem Schreien und Brüllen, mit Puffen und Stößen und Schlägen bedacht, nahmen die Gefangenen Aufstellung. War es soweit, dann erschien der Hofkommandant, ein polnischer Jude namens Alfred K l i n k, nahm die Meldungen der Capos entgegen und schritt sodann die Front ab. Dieser Jude war der Schrecken des Lagers, er war der Totschläger. Eine untersetzte kaum mittelgroße Gestalt, stiernackig, muskulöse Arme wie ein Ringkämpfer, mit stechendem Blick unter schwarzen buschigen Augenbrauen und schwarzem Kraushaar.

Beim Kommando "Wegtreten" mußten alle wieder blitzschnell in den Zellen verschwinden, sofern nicht anschließend noch ein kleiner "Sport" stattfand. Beim Eintritt in die Zelle setzte es wieder Hiebe, Stöße und Puffe. Auf dem vorderen Festungswall standen allabendlich die tschechischen Wachmannschaften, zum Teil mit ihren Angehörigen und sahen sich unter hämischen Lachen das Schauspiel an. Wenn die Hatmensichten Capos einzelne der Häftlinge niederschlugen und mit den Schuhen auf den wehrlosen Opfern herumtrampelten, dann löste dies bei dem rohen tschechischen Volk, das sich als Zuschauer eingefunden hatte, größte Freude aus. Das ist die Menschenwürde und die edle Menschlichkeit wie der Tscheche sie versteht.

Nach dem Appell gab es aber in der Zelle noch keine Ruhe, jetzt ließen die Capos und die Gehilfen uns jedesmal ihre Macht fühlen. Es folgte der allabendliche "Zellensport".

Auf Kommando mußte alles die Lagerstätte aufsuchen. Der Capo zählte bis vier und dann mußte jeder ausgezogen (Schuhe, Rock und Hose) auf seinem Lagerplatz liegen. Das war niemals der Fall, denn man bedenke, 480 Personen stürzten auf ihre Plätze, die Hälfte davon muß in die dritte und vierte Bettetage klettern. Vier war gezählt und 100 oder 150 Menschen stolperten oder kletterten noch herum. Man mußte alles wieder von den Pritschen herunter und antreten. Es gab den üblichen "Zellensport", -Knien, Hinlegen, Rein-in-die-Betten, raus-aus-den-Betten, Knien, Hinlegen und so ging das eine halbe und eine Stunde lang. Dabei schlugen der Capo und seine Gehilfen mit Riemen und Stöcken auf den Opfern herum. Lag glücklich alles auf dem Lager, dann hieß es: Freiwillige vor zur Nachtwache. Im Anfang waren es 8 und später 16 Mann. Standen diese 8 bzw. 16 Mann nicht in den nächsten 2 - 3 Sekunden vor dem Capo, dann ging der Sport von neuem an. Schweibriefend lag man danach auf dem Lager und suchte nach Schlaf.

Hatte der durch Hitze und Hunger und durch die fortwährende seelische Anspannung ermüdete Körper endlich Ruhe gefunden, dann geschah es sehr oft, daß plötzlich mitten in der Nacht 2 bis 3 Mann des tschechischen Bewachungspersonals in die Zelle traten und alles wieder von dem Lager herunterjagten, durch die zitternden Reihen drangen und mit Lederpeitschen und Summknüppeln rechts und links auf die verängstigten, leicht bekleideten Menschen einschlugen, oder sie mit Fußritten und Boxhieben traktierten. Mit diabolischer Freude wälzten sie sich an den Qualen und Leiden der ihnen wehrlos ausgelieferten Menschen. Stöhnend und zahnknirschend kletterte jeder nach Beendigung auch dieses Sportes wieder auf sein Lager. Die körperlichen Qualen und der vollständige "Aufrubr" gebrachte seelische Zustand ließ Körper und Geist dann nicht mehr zur Ruhe kommen. Früh 3 Uhr, meist schon etwas früher, war die Nachtruhe aus. Zerschlagen und zergewalt erhob sich der Körper vom Lager. Kurz darauf kam der schwarze Kaffee. Um 5,30 Uhr standen alle auf dem Innenhof, um zur Arbeit eingeteilt zu werden. So verlief jeder Tag.

Als wir eingeliefert wurden, waren wir nicht die Ersten. Viele waren schon Tage und Wochen vor uns eingetroffen. Es war uns Neuen schon am Tage angekündigt worden, daß abends nach dem Appell mit uns noch etwas "Sport" gemacht würde. Die "Älteren" ergingen sich in allerlei Andeutungen, die uns schon nichts gutes ahnen ließen. Meine Füße waren noch wund und zerrißen, ich konnte kaum gehen und stehen, ebenso waren auch die Hände. Ärztliche Hilfe und Wundbehandlung wurden nicht zugelassen und auch kein Verbandmaterial gegeben. Mit alten, nicht sauberen Lappen wurden die Wunden notdürftig verbunden, um sie vor ärgerer Verwundung zu bewahren. Viele der vor uns eingelieferten trugen sichtbare Zeichen der Mißhandlung an sich, - in allen Farben schillernde Beulen am Kopf, verquollene blutunterlaufene Augen, breite und fingerdicke blutige Striemen quer durch das Gesicht. All dieses gab dem Kopf ein unförmiges, widerliches und Grausen erregendes Aussehen. So wußten wir, das ist unser Schicksal. ---

Der Abendappell war vorbei. Wir Neulinge mußten auf dem Hofe zurückbleiben. Wir waren etwa 80 Mann. Jetzt kamen etwa 6 bis 8 Mann von dem tschechischen Bewachungspersonale-Revolutionsgardisten-"Sonny Boys" nannten wir sie - in den Hof. Der "Sport" begann. Zunächst mußten wir ein paar Runden im Laufschrift machen. Wer wegen der offenen Wunden der vorhergegangenen Mißhandlungen nicht mit konnte, wurde erbarmungslos mit der Peitsche weitergetrieben. Ich biß die Zähne zusammen, daß sie bluteten, verbiß die stechenden Schmerzen und versuchte Schritt- bzw. den Lauf zu halten. So waren vielleicht 2 oder 3 Runden zurückgelegt, aber dann ging es los. Unter Brüllen und Toben wurde zum schärfsten Lauf angetrieben, die Peitschen rasten. Einer nach dem andern stolperte und fiel, wobei noch mit Fußstellen seitens der tschechischen Banditen nachgeholfen wurde. Die am Boden liegenden wurden mit Fußritten, Schlägen, Puffen, usw. traktiert. Es wurde förmlich auf ihnen herumgetrampelt. Manche trugen Arm- und Rippenbrüche davon. Aber unaufhörlich ging die wilde Jagd weiter. Blut färbte den sandigen Boden. Eine Zeitlang glückte es mir, den Nachstellungen der Tschechen auszuweichen. Mit rasenden Schmerzen und pfeifenden Lungen hatte ich eine kurze Zeit den Lauf mitgemacht, wobei ich immer darauf aus war, durch ein Schnippchen schlagen den Weg abzukürzen und wieder Anschluß zu finden. Doch dann versagten die Beine und ich fiel hin. Mit blutenden Händen kroch ich vorwärts, aber es war vorbei. Die Meute fiel über mich her und setzte es Tritte in die Seiten, in den Rücken, Schläge über Kopf und Schultern; Blut floß aus Mund und Nase. Andere fielen und lenkten die Schergen ab. Ich raffte mich auf und stolperte weiter. Puffe mit geballten Fäusten und Kolbenstößen stießen mich vorwärts. Der Hof war ein Inferno, dies Toben und Brüllen der tschechischen Harker mit ihren deutschen Spiessgesellen, den Copos, die hin- und hertorkelnden Menschenwraks und ihr Stöhnen und Jammern. Als die tschechischen Bluthunde auch am Ende ihrer Kraft waren, liessen sie ab, der "Sport" war aus. Wie ich in die Zelle gekommen bin, weiß ich nicht. Die Füße waren nur noch blutige Klumpen, die Wunden an den Händen aufgerissen. Die Tschechen waren uns in die Zelle gefolgt. In ihrem Blutrausch brüllten sie, daß sie alle Deutschen aufhängen und totschlagen würden. Es folgte eine furchtbare qualvolle Nacht. Stöhnend und wimmernd lagen wir auf dem harten Lager. Wir fanden keinen Schlaf.

Am nächsten morgen hiess es früh wieder raus. Die 480 Menschen drängten zu den Waschdecken, kurz darauf kam auch schon der Kaffee. Alles geschah bei der fürchterlichen Enge unter schieben und stossen, aber fast lautlos. Es durfte kein Wort gesprochen werden. In dem engen Menschenhaufen liess ich mich mitschieben. Die zerrissenen wunden Füße und Hände brannten und schmerzten wie Feuer. Fast eine Stunde dauerte das Stehen und Hin- und Herschieben in dem Menschenknäuel. Wie war es überhaupt möglich, dies alles auszuhalten? Heute erscheint es mir selbst unfassbar.

Dann mussten etwa 400 Menschen hinaus zur Arbeit. Etwa 80 Mann, Kranke, Invalide und Zerschlagene blieben zurück.

Jetzt war es etwas erträglicher in der Zelle, etwas mehr Bewegungsfreiheit und die Luft war nicht so dick und so stickig. Die Zurückgebliebenen mussten die Zelle reinigen. Danach hockten wir stumm auf den wenigen Bänken oder auf dem Brittschrand. Hinlegen durften wir uns nicht. Zwischendurch wurden wir durch immer neue Schikanen durch die Capos in der Zelle umhergejagt, damit wir ja nicht zur Ruhe kamen. Sehr oft beteiligten sich auch daran die tschechischen Bewachungsmannschaften, wobei dann der nie fehlende Gummiknüppel oder die Lederpeitsche reichliche Verwendung fanden.

Ich hatte es mir von vornherein zum Grundsatz gemacht, weder im Guten noch im Bösen aufzufallen, und ich habe an diesem Grundsatz während meiner ganzen Lagerzeit festgehalten.

Ich habe auch stets die Nähe der Capos und der tschechischen Aufseher zu meiden gesucht. Von Anfang an und immer wieder während der Lagerzeit konnte ich feststellen, dass bei den unberechenbaren despotischen Launen die Capos und Aufseher plötzlich grundlos auf die ihnen erreichbaren Menschen einschlugen. Nicht immer war die Nähe vermeidbar und ich musste trotz aller Vorsicht auch manchen Boxhieb, Fausttritt in den Magen, oder manchen Schlag über den Kopf hinnehmen. Da geschah es eines Mittags beim Essenempfang. Wir waren zum Empfang der Suppe angetreten. Da treten 2 tschechische Aufseher, Junge Burschen "Sonny Boys" in die Zelle. Der Capo schreit "Achtung" und ~~schon~~ schon haut er einigen der Vornstehenden ins Gesicht, angeblich weil sie nicht stramm gestanden hatten. Die Geschlagenen taumeln zurück. Dabei entsteht ein Schieben und Drängen und ich gerate dabei etwas nach vorn. Auf einmal haut mir einer der Tschechen die geballte Faust mitten in das Gesicht. Feuer sprüht vor meinen Augen, der Kopfschmerzt, als sei er in einen Schraubstock gesperrt. Ich spucke Blut... und einen Zahn aus. Der Mund schwillt dick an, der ganze Oberkiefer schmerzt und brennt. Ich spüre, dass da etwas nicht in Ordnung ist. Ich mache nasse Kompressen. Ein Mitgefangener Leitmeritzer Dentist, der auch in dem Lager an Ruhr zugrunde gegangen ist, untersuchte mich später und stellte fest, dass die ganzen oberen Zähne fast eingeschlagen sind und nach innen stehen. Als am nächsten morgen die Geschwulst etwas zurückgegangen ist, richtete er die Zähne wieder etwas zurecht. Aber die obere und untere Kieferlage passen nicht mehr aufeinander. Darunter leide ich noch heute und es macht mir das Kauen immer Beschwerden.

Die kleinste Unachtsamkeit oder das kleinste Versehen konnte für den Betroffenen die bösesten Folgen haben. Er kam in Einzelhaft und was dort geschah, lässt sich kaum erraten. Nach einigen Tagen kam der Betroffene furchtbar zerschlagen und zugerichtet zurück. Viele kehrten überhaupt nicht wieder. Wenn dann nach einigen Tagen hinter seinem Namen in der Häftlingsliste ein Kreuz ~~war~~ stand, dann wussten wir, warum er nicht zurückgekehrt war. Das Erschlagen der Opfer geschah nicht etwa auf eine schnell zum Tode führende Art. Je nach der Widerstandsfähigkeit des Opfers dauerte es manchmal 2 oder 3 Tage. Das Totschlagen geschah durch systematisches Zerschlagen und Zerbrechen der einzelnen Knochen, bei den Zehen angefangen. In der ersten Phase wurden die Knochen unterhalb der Knie zerschlagen. Dann blieb das Opfer stundenlang oder auch bis zum nächsten Tage liegen. In der zweiten Phase wurden die Knochen bis zu den Hüften zerbrochen. Viele, wohl die meisten überstanden diese Quälerei nicht. Sonst wurden auch noch die Rippen und das Rückgrat und die Arme zerschlagen.

Die Erschlagenen und die an Ruhr, Typhus, Flecktyphus, Gestorbenen wurden in einer unfertigen Barake gelagert. Wenn eine Anzahl Leichen (5, 6, 7, 8) vorhanden waren, das war in der ersten Zeit fast täglich der Fall, wurden sie auf einen Mistwagen geworfen, in das Krematorium nach

Theresienstadt gefahren und verbrannt. Das Aufladen der Leichen mußte von den Häftlingen erfolgen. Es war eine grausige Arbeit. Die dazu Kommandierten waren meist tagelang danach vor Entsetzen und Ekel krank. Jeder suchte daher dieser Arbeit zu entgehen.

Auch mich traf einmal das traurige Los dieser Arbeit. Es hat mich vor Ekel und Entsetzen geschüttelt. Der Anblick dieser zerschlagenen oder vom Typhus verzehrten und stinkenden Leichen und Totengerippe war so grausig, daß es nicht zu beschreiben ist. ---

Bei dem Hunger, der infolge der überaus schlechten und völlig unzulänglichen Ernährung allgemein herrschte, konnte es nicht ausbleiben, daß Brotdiebereien vorkamen. Gewiß sind in solchen Lagen die Diebereien die Häßlichsten und verwerflichsten Vergehen und wenn sie hart bestraft werden, so ist dies an sich in Ordnung. Hier aber boten sie den Capos und den tschechischen Aufsehern willkommenen Anlaß, ihren unstillbaren Trieb zu Quälereien und ihrer Mordlust zu fröhnen. Die meisten dieser armen Kreaturen sind auch zu Tode gemartert worden. Da wurde eines Tages ein junger Bursche aus Saarbrücken bei einer Brotdieberei ertappt. Zunächst wurde er von den Capos mit Stockhieben, Boxhieben, Fußtritten usw. traktiert und schon übel zugerichtet. Das genügte jedoch dem Lagercapo noch nicht. Zynisch lächelnd ordnete er an, daß abends, wenn die volle Belegschaft der Zelle anwesend sei, jeder einzelne, also 480 Mann, dem Dieb eine mit ganzer Kraft geführte Ohrfeige geben solle. Wer dies nicht tue, oder den Schlag nur schwach ausführe erhalte 3 Tage lang kein Brot. - 480 Ohrfeigen, kann die ein Mensch aushalten, muß dabei nicht der Schädel zerspringen? Abends ging dann die Exekution vor sich. Der Delinquent wurde auf eine kleine Bank gelegt und festgeschnürt. Ein jeder mußte nun heran-treten und dem Opfer eine Ohrfeige geben. Leider fanden viele diese Strafe für richtig und schlugen mit harter Männerhand zu. Schon bald quoll dem Opfer das Blut aus Mund und Nase, das Gesicht schwoll blutig auf. Ein ekelhaftes Schauspiel, aber mit wollüstiger Freude sahen die tschechischen Aufseher und Capos ihm zu. Als etwa 200 Mann ihren Schlag ausgeführt hatten, stand dem Opfer dicker blutiger Schaum vor dem Mund. Das Gesicht war nicht mehr zu erkennen. Ich wandte mich vor Entsetzen ab und vergrub mein Gesicht in beiden Händen. Der letzte Schlag war ausgegeben. Aber es war ein unglaublich zäher Bursche. Torkelnd wankt er auf sein Lager und macht sich naßkalte Aufschläge. Noch nach vielen Tagen war das Gesicht entstellt, verquollen und blutig unterlaufen. Aber er konnte dem Hunger nicht widerstehen. Nach etwa 14 Tagen hatte er wieder einem Kameraden sein Brot weggestohlen. Zuerst wurde er wieder von dem Capo furchtbar geschlagen, dann mußte er zum Lagercapo. Dieser trichterte ihm alles Mögliche und Unmögliche ein (Obst, Petroleum, Brot, Salzwasser, Essig usw.). Er kam zurück und aß trotzdem noch die Lagersuppe, als sei nichts geschehen. Abends wurde er in Einzelhaft abgeführt. Er erschien nicht wieder. Ein Kreuz hinter seinem Namen kündete uns sein Schicksal an. Die Mittagssuppe bestand Tag für Tag all die Monate hindurch aus einer sogenannten Graupensuppe. Die Graupen waren zu zählen, sonst nichts als warmes Wasser. Wenn mittags die Essenkübel ankamen gingen zunächst der Capo und seine Gehilfen heran und füllten sich ihre Eßnapfe bis zum Rand mit Graupen. Das Wasser ließen sie jedesmal aus der Schöpfkelle ablaufen. Dennoch füllten sie sich meist noch einen zweiten Eßnapf voll. Erst dann wurde die Suppe an die Häftlinge ausgeteilt, - nichts als blankes Wasser, die wenigen Graupen waren ja vorher herausgefischt. In der ersten Zeit gab es auch einmal in der Woche etwas Marmelade und Margarine. Auch hiervon wurde ein großer Teil von den

Capos und den Gehilfen unterschlagen. Sie wußten sich auch mehr Bröt zuzuschneiden. Ganz ungeniert schmierten sie sich, so oft sie wollten, ihre Butterstullen mit Marmelade. Diese Tatsache war immer Gegenstand heftiger Kritik unter den Häftlingen. Wie das nun immer so ist, unter so vielen Menschen ist auch immer ein Ubles Subjekt, das glaubt, durch Zutragen seine eigene Lage verbessern zu können. Da hatte eines Tages - es war im September 1945 - ein Häftling namens Herr - ein Prager Deutscher - seinem Arger Luft gemacht und so ein Cujon, der dies mit angehört hätte, trägt es schnell dem Capo zu. Der Capo, ein österreichischer Baron aus Wien und ehemaliger Fliegeroberleutnant, läßt sich den Häftling kommen. Der feine "Baron" zwingt den Häftling einen großen Eßnapf voll Suppe nach dem andern zu verzehren. Nach dem vierten oder fünften Eßnapf kommt dem Opfer die Suppe, da der Magen schon überfüllt ist, wieder hoch. Das Opfer muß jedoch die ausgebrochene Suppe wieder hinunterwürgen und noch zwei weitere Eßnapfe voll dazu. Der Magen vermag die große Suppenmasse nicht zu fassen und - - - - - platzt. Nach einer Stunde war der Häftling Herr tot, unter gräßlichen Schmerzen gestorben. - - -

Berüchtigt war die Krankenzelle 49. Hier kommandierte ein Sanitäter-Capo; er war ein Sachse aus Chemnitz. Dieser Untermensch trug starke Brillengläser, hinter denen ein paar eiskalte Augen funkelten. Aus dieser Zelle kehrte sehr selten jemand zurück. Täglich wurden morgens die verhüllten Leichen aus der Zelle geschafft. Es war offenes Geheimnis, daß viele, wenn nicht die meisten der Kranken durch von dem Capo verabreichte Injektionen zu Tode gekommen waren. - - - - -

Wer waren nun die Henker und Mörder, diese Untermenschen, deren Blutgier unersättlicher und größer war, als die des wildesten und gefährlichsten Raubtieres?

Zunächst der Oberste der Festung, der Festungskommandant und damit der Allverantwortliche

Pane Stabni P r u š a, ein feister Tscheche mit vollem rundem Gesicht. Äußerlich der Typ des gutmütigen Durchschnitts tschechen, aber falsch wie die Nacht. Im Anfang hat er sich auch an dem Totschlagen der Deutschen beteiligt. An dem Raub an deutschem Gut-wertvollem Schmuck Gold und Silber, Wäsche und Kleidung, hat er sich ebenfalls beteiligt und auch so den tschechischen Volkscharakter nicht verleugnet. Da er sich scheinbar auch an deutschem Gut vergriffen hat, daß der "Staat" für sich beanspruchte, wurde er im Juli 1945 verhaftet.

Eine seiner Töchter, eine kleine schwarzhäufige Tschechin, mit rundem groben Gesicht, etwa 17 Jahre alt, war eine wahrhafte Teufelin, eine blutgierige kleine Menschenbestie. Sie hat das Totschlagen sportartig betrieben und unersättlich war ihre Blutgier. Sie soll den Ausspruch getan haben, "daß sie nicht eher Ruhe finden würde, bis sie nicht mindestens 50 Deutsche totgeschlagen hätte." Sie hatte sich ebenfalls soviel zusammengeraubt, daß sie eine Garderobe von allein 70 verschiedensten Kleidern gehabt haben soll. Auch sie wurde mit ihrem Vater verhaftet.

Und nun die größte Bestie, der Totschläger des Lagers

Alfred Klinik, der Lagerkommandant oder Lagercapo, poln. Jude. Eine kräftige gedrungene Gestalt, stiernackig, der Typ eines Ringkämpfers, schwarzes krauses Haar, spitze leichte Hakennase, unter buschigen Brauen ein Paar kalte funkelnde Augen. Er war der Totschläger-Spe-

Spezialist. Es wird niemals gesagt werden, wieviel Menschen dieses menschliche Ungeheuer erschlagen und erschlagen hat. Hundert und Aberhundert werden es sein. Ein paar Monate konnte er wüten. Eines Tages wurde auch er von der tschechischen Staatspolizei abgeholt. In seinem Besitz soll sich ebenfalls ein ansehnlicher Gold- und Silberschatz befunden haben. Daß er sich an geraubtem und zu Staatseigentum erklärtem deutschem Gut vergriffen hatte, wurde auch ihm zum Verhängnis. Oder wollten sich die Tschechen eines gefährlicheren Mitwissers entledigen?

Zu den Genannten gesellen sich noch eine ganze Anzahl Rohlinge der tschechischen Lagerpolizei, Gendarmerie und Sicherheitspolizei (SNB), und sonstigen Personals, die mir leider mit Namen nicht alle bekannt sind. Da waren eine ganze Anzahl Gendarme, die stets mit der Lederpeitsche herumliefen und wie es ihnen gefiel, davon Gebrauch machten. Anlässe hatten sie ja immer; einmal waren die Arbeitstrupps nicht ordnungsmäßig marschiert oder sie hatten nicht ordnungsmäßig gegrüßt, oder auch nicht genügend gearbeitet, usw. Die Sicherheitspolizei - "Sonny Boys" - bestand meist aus blutjungen Burschen, die die Quälereien gewissermaßen aus Sport betrieben. Von dem übrigen Personal sind besonders zu nennen:

J o s e f (Zuname unbekannt), immer mit einem eichenen Krückstock bewaffnet, mit dem er unbarmherzig auf die Opfer einschlug. Wenn er nicht mehrere Opfer am Tage gehabt hatte, war er nicht zufrieden. Wie ein Rachegeist schlich er durch das Lager und spürte nach immer neuen Opfern.

Ein gleichwertiger Kumpan dieses Untermenschen war der Verwalter

O t t o, ein dick und vollgefressener Vampier. Auch ging ihm ging jeder aus dem Wege, wenn er nur konnte. Das traurigste Kapitel waren die Capos, weil es sich bei ihnen um deutsche Volksgenossen handelte. Alles ehemalige deutsche KZ-Häftlinge, jetzt willige Werkzeuge der Tschechen. Weiter vor habe ich das schwachvolle Verhalten der Capos schon ausführlich geschildert, aber auch willig haben sie den Tschechen bei ihren Mißhandlungen, Quälereien, ja selbst beim Totschlagen Assistenten geleistet. Da war zunächst mein Zellencapo

H e i n r i c h H e i n e m a n n aus Hamburg, kurz "Männe" genannt.

Ein langer, schlanker Mensch, von etwa 27 bis 28 Jahren, mit unstetem Blick, unberechenbar in seinem Wesen. Jeder tat gut, wenn er ihm aus dem Wege ging. Ganz plötzlich haut er, die geballte Faust ohne jede Veranlassung dem ahnungslosen nächsten Opfer die geballte Faust in das Gesicht oder in die Magenröhre usw. Er, wie auch alle anderen Capos, stellte sich gerne als vom Nazismus politisch Verfolgter hin. Während alle anderen Capos wohlweislich verschwiegen, weshalb sie in deutschen KZ gewesen waren, erzählte uns Männe eines Abends sein Schicksal. Und das kam so: Wieder einmal war das Gerücht, daß wir in 8 oder 14 Tagen aus dem Lager nach Deutschland entlassen würden. Diesmal war es ganz bestimmt und so entstand eine Heimat-Hochstimmung, von der auch unser Männe mitgerissen wurde. Ein Mitglied des Duisburger Opernhauses trug Liedersolis vor. Männe gab ein selbst-

verfasstes Gedicht zum Besten. Kurzer Sinn desselben war, daß ihn sein Kädel verraten hatte und er nun brummen mußte. Das Gedicht verriet schon soviel, daß es sich um eine kriminelle Straftat handelte. Und richtig, zum Schluß erläuterte er noch, daß er infolge Unterschlagung von angeblich 900 RM zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt sei. Also krimineller Zuchthäusler, so etwas hatten wir schon immer vermutet.

Männe wurde im Herbst 1945 von den Tschechen dem Gericht in L. übergeben. Das gleiche Schicksal ereilte auch alle übrigen. Die Gründe dafür sind uns nicht bekannt geworden. Männe ist dann im Gerichtsgefängnis gestorben.

Fritz Marwan aus Wegstädtl, Krs. Leitmeritz.

Mittelgroß, etwa 23 bis 24 Jahre alt. Er war der Gehilfe des Totschlägers Alfred Klink. Seine Hände sind noch und noch mit Blut befleckt, -Mörderhände.

Im Juni 46 befand er sich noch im Gerichtsgefängnis in L.

Kurt Sandrock aus Chemnitz, Capo des Krankenreviers, mittelgroß, etwa 28 Jahre alt, trug starke Augengläser. Er stolzierte stets in einem blütenweißen Anzug herum. Kalt und zynisch im Reden, mimte er sonst den humanen Sanitäter. Nein, -er war kein Totschläger, er quälte seine Opfer nicht, er gab ihnen eine Injektion und morgens waren sie für immer eingeschlafen.

Auch ihn ereilte sein Schicksal. Im Spätherbst 45 wurde er im Lager in Einzelhaft gesetzt und soll dann mehrere Selbstmordversuche unternommen haben.

Edmund Berg aus Worms, Bleichstr. 11

Klein und schmal, etwa 27 bis 30 Jahren, mit einem Spitzmausgesicht. Er hatte die Verpflegung des Lagers unter sich. Er besaß ein reichhaltiges Lager-Repertoire von Schimpfwörtern, ein vernünftiges Wort war selten in seinem Munde. Daß er sich an den Mißhandlungen und Schlägereien an den Deutschen beteiligt hat, kann man ihm nicht gerade nachsagen. Er hat aber das Treiben der übrigen Capos gebilligt und unterstützt und auch sonst wenig oder gar kein Verständnis für die erbarmungsvolle und leidvolle Lage der vielen unschuldigen Menschen gezeigt. Er wurde im Juni 46 mit einem Evakuiertentransport nach Deutschland entlassen.

Es bleiben noch zu nennen:

Erich, -Sepp, -und Max, alle drei aus Wien. Sie spielten Capo-Gehilfen bei Männe. Die Zunamen dieser drei Edelmenschen sind mir nicht bekannt.

Erich schien Berufssoldat gewesen zu sein und soll Feldwebelerang gehabt haben. Er war der Stellvertreter des Männe. Von kleiner untergesetzter Gestalt, rund und voll gendhrt, etwas behäbig in seinem Wesen. Er liebte die Ruhe und das Essen. Und weil er die Ruhe liebte, hat er sich nicht so stark an den Quälereien und Mißhandlungen beteiligt, aber wenn es geschah, dann

mit einer brutalen Kraft. Auch er wurde später von den Tschechen dem Kreisgericht überstellt.

S e p p l, mit einem Lockenkopf und Bartkoteletten. Er besaß ein großes Mundwerk und eine lose Faust. Ihn macht der sogenannte Sport mit den Häftlingen immer Vergnügen.

M a x, deutsch-österreichischer Baron und ehemaliger Fliegeroberleutnant. Leider ist mir sein voller Name entfallen. Ein Fuß war durch Verwundung verkrüppelt, sodaß er etwas hinkte. Ein feiner "Edelmann". Er war der lebendige Beweis dafür, daß Stand und Rang oft nur Tünche sind und daß sich dahinter ein verplumpter Charakter verbirgt. Er war der Held, der den Häftling Herr zu Tode marterte. (S. Seite 18). Wegen seiner hohen Stellung berief sich Männe bei seinen Quälereien oft auf ihn. Max und Seppl waren auch dessen willigsten Gehilfen.

Am Schluß dieses Kapitels muß eines noch erwähnt werden, dann wird man vielleicht verstehen und ermessen können, welches Leid die Deutschen haben erdulden müssen und wie furchtbar, unsagbar und unbeschreibbar die Schandtaten sind, die die Tschechen an den Deutschen verübt haben. Furchtbares hat sich in den deutschen Konzentrationslagern zugetragen, zur Schande des deutschen Volkes.

Es ist ein beliebter Gesprächsstoff der Journalisten in aller Welt.

Wenn uns nun die Capos zur Rechtfertigung ihrer eigenen Unmenschlichkeiten erzählten, wie sie in den deutschen Konzentrationslagern mißhandelt worden seien und wie sie dazu hätten hungern müssen und nichts zu "Fressen" bekommen hätten, dann strafte ihre eigene Person sie Lügen, rund und voll genährt, vor Kraft ~~st~~ strotzend, alle wie sie waren. Aber auch die zahlreichen Leidensgenossen von uns, die in deutschen Konzentrationslagern geschmachtet hatten, erklärten uns dann immer wieder, daß die Schilderungen der Capos übertrieben und erlogen seien und daß alles Fluchwürdige der deutschen Konzentrationslager von den Schandtaten der Tschechen in den Schatten gestellt würde und daß alles Leid, was sie dort zu ertragen gehabt hätten, nicht mit dem Leiden zu vergleichen seien, die wir alle hier erdulden müßten.

V. Das Leben als Arbeitssklave.

Wenn ich hier das Wort "Arbeitssklave" gebrauche, so ist dies eigentlich noch eine schöne Umschreibung des Lebens, das man uns Häftlingen noch zubilligte. Für den Herrn war der Sklave wertvolles Kapital, darum wurde er im allgemeinen entsprechend beehret. Anders war es bei uns, den modernen Sklaven der Tschechen. Wir konnten eben noch vegetieren. An unserem Leben war der Tscheche nicht interessiert, im Gegenteil, je schneller es mit dem Leben zu Ende ging, desto lieber war es ihm. Eine ärztliche Betreuung gab es lange Zeit überhaupt nicht; es waren weder Medikamente noch Verbandzeug vorhanden, noch wurde es beschafft. Der bestellte Häftlings-Arzt konnte nichts tun. Später wurde es etwas besser, aber von ärztlicher Betreuung war auch jetzt noch keine Rede. Wohl wurde ein Krankenrevier eingerichtet. Aber in der Hauptsache war alles Schein "Fata Morgana", waren es "Potemkin'sche Dörfer", womit den hin- und wieder eintreffenden "Roten Kreuz-Kommissionen" usw. Sand in die Augen gestreut wurde. Es war auch gar zu offensichtlich, daß sich diese Kommissionen gern etwas vormachen ließen.

Es war uns bekannt geworden, daß der ausländische Rundfunk, insbesondere der Schweizer Rundfunk, öfter auf die unhaltbaren und unmenschlichen Zustände in den tschechischen Konzentrationslagern und Arbeitslager, insbesondere Theresienstadt, und den Gefängnissen hinwies. Diese Kommissionen des internationalen Roten Kreuzes (Holländer, Belgier usw.) mußten die fluchwürdigen Zustände der Lager erkennen, sie sahen ja auch die geschundenen und zerschlagenen Menschen, aber sie wollten alles nicht sehen. Diese völlige Teilnahmslosigkeit des Internationalen Roten Kreuzes hat bei den vielen tausenden Unschuldigen, gemarterten und gequälten deutschen Menschen einen bitteren Stachel hinterlassen und das Vertrauen in diese Institution untergraben. Wenn im ersten Weltkriege das Internationale Rote Kreuz noch einen sibirischen Engel hervorbringen konnte, in diesem letzten, unheilvollsten aller Kriege wird man vergeblich nach einem Engel suchen. Wie haben wir zundunst immer wieder unsere ganze Hoffnung auf das Rote Kreuz gesetzt, daß es eine Änderung der furchtbaren Zustände durchsetzen würde, oder daß es sich der armen Menschen bloß etwas annehmen würde. Wir haben jedoch immer vergebens gehofft und vergebens gewartet, von mal zu mal wurde unsere Enttäuschung größer und zuletzt war der Glaube dahin. Wir haben es tausendfach spüren müssen, daß der deutsche Mensch wahrhaft vogelfrei war und daß man ihn martern und morden konnte ohne fürchten zu müssen, deshalb zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Anders war es ja schließlich auch nicht möglich, daß alle diese furchtbaren Grausamkeiten begangen werden konnten. Es tut mir im Innersten weh, einer so verehrten Institution, deren jahrzehntelanges segensreiches Wirken sie gewissermaßen geheiligt hat, diesen Vorwurf machen zu müssen. Man kann mir diesen Vorwurf nicht verübeln, da alle diese Besichtigungen und Inspektionen niemals auch nur eine Spur einer Besserung der fluchwürdigen Verhältnisse brachten. Sie besahen und besichtigten unsere Zelle 43, deren Belegung mit 480 Menschen allein schon eine Marter war. Sie sprachen auch gelegentlich einen der vielen Verletzten an und ließen sich erzählen, woher die Verletzungen stammten. Nur natürlich, daß in Gegenwart der tschechischen Wächter nicht die Wahrheit erzählt wurde und auch nicht gesagt werden konnte, wenn sich der betreffende Häftling nicht

nachfolgender neuer Mißhandlungen aussetzen wollte. So wurde gesagt, daß man sich z.B. den Arm beim Laufen durch hinfallen gebrochen habe und so fort. Diese Erzählungen lösten bei den tschechischen Wüchtern immer ein verständnisvolles Grinsen aus. So oder ähnlich endeten alle Inspektionen. —

Früh morgens um 5.30 Uhr stand alles auf dem Innenhofe zur Arbeitseinteilung angetreten. Der größere Teil mußte draußen in Theresienstadt arbeiten, kleinere Arbeitstrupps gingen zu den Bauern in den benachbarten Dörfern. Die letzteren Arbeiten waren die begehrtesten. Im allgemeinen haben sich die tschechischen Bauern menschlicher gezeigt. Sie haben die armen Menschen arbeiten lassen, ohne sie mit brutalen Methoden anzutreiben, und sie haben ihnen auch eine einigermaßen ausreichende Verpflegung gegeben. Es gab auch Ausnahmen nach der guten und nach der schlechten Seite, solche, die den Häftlingen mehr zukommen ließen, als es im allgemeinen erlaubt war und solche, die mit der Peitsche hinter den Häftlingen standen.

Theresienstadt war von den Deutschen in ein Juden-Ghetto umgewandelt worden. Aus allen Gegenden Deutschlands und den von den Deutschen besetzten Ländern waren die Juden herüber gebracht worden. Hier mußten nun die Häftlinge alle möglichen Arbeiten verrichten. Zu diesen Arbeiten gehörten Straßenreinigen, beseitigen des Unrats usw. Als die Juden wieder zurückgeführt wurden, mußten die Häftlinge Möbel verfrachten und die Wohnungen reinigen. Es war eine bittere Arbeit, rechtlos und machtlos mußten die Häftlinge alles über sich ergehen lassen. Es gab Schläge, Tritte und Puffe und was dergleichen Drangsalierungen mehr waren. Es war insbesondere die jüdische Jugend, die sich dabei hervor tat. Es muß aber wahrheitsgemäß auch gesagt werden, daß mancher Jude und manche jüdische Frau in wirklichem Mitleid an Brot und Esswaren soviel den Häftlingen zukommen ließen, als sie nur konnten. Dies durfte aber nicht offen geschehen. Ein heimlicher Wink oder ein Augenzwinkern zeigte an, daß in einer Ecke ein kleines Paket zum mitnehmen lag, das mit den andern Mitgefangenen in einem verborgenen Winkel dann geteilt wurde. So fiel für jeden genügend ab. Es wurde um des nackten Lebens willen die übrige Not in Kauf genommen. Der muß solche Not erlebt haben, der diesen Selbsterhaltungstrieb des Menschen verstehen will.

Die Invaliden — es befanden sich eine ganze Anzahl Bein- und Arm-amputierte im Lager — und die sonst Blessierten wurden in den ersten Tagen nicht zu Arbeiten herangezogen. Auch ich zählte infolge meiner Kriegsverletzungen aus dem ersten Weltkriege zu dieser Gruppe. Auf die aus den Qualereien und Marterungen herrührenden Verletzungen wurde jedoch keine Rücksicht genommen. Doch bald wurden auch wir Invaliden zu einem Arbeitstrupp zusammengestellt und an die Arbeit getrieben. Es war wirklich ein erregender Anblick, diese traurige Kolonne, einzelne mit schmierigen blutgetränkten Kopfverbänden, andere mit Armbrüchen oder verbundenen Beinen und Füßen mit schmerzverzerrten Gesichtern, daher schleichen und wanken zu sehen. Aber menschliches Empfinden war den tschechischen Aufsehern fremd. Noch heute gellen mir die Spottrufe und das schadenfrohe Gelächter dieser Hüter der Menschlichkeit in den Ohren, wenn sie unseren traurigen Kolonne begegnen.

Wir mußten draußen in den Feldern Unkraut jäten. Da standen wir draußen in der brennenden Sonne, ohne Kopfbedeckung. Unbarmherzig brannte die Sonne auf den Kopf, die Wunden schmerzten, Fieber raste in den Adern, rasender Durst quälte den Menschen — und kein Wasser. Unsere Bitten um Wasser waren nutzlos. Die

Die Arbeitszeit war von morgens 7 Uhr bis 12 Uhr. Dann ging es zurück zum Lager. Von 1/2 2 Uhr bis 5 Uhr standen wir dann wieder draußen in der Sonne. Unser Aufseher war ein junger ukrainischer Jude. Im allgemeinen zeigte er sich anständig, er verlangte wohl ein gewisses Arbeitspensum, trieb aber nicht besonders an. Wenn er auf unsere Bitten um Wasser oder Kaffee nicht einging, so hatten wir den Eindruck, daß er von sich aus die Bitten wohl erfüllt hätte, daß er aber bestimmte Weisungen hatte, die er nicht zu übertreten wagte.

Dies ging 10 Tage so, dann wies man uns andere Arbeiten innerhalb unseres Lagers an. So mußten wir die Wassergräben vom Schlamm reinigen u. a. mehr. Ständige Aufsehergab man uns jetzt. Mit Ab und zu kam ein Aufseher oder Gendarm und kontrollierte. Ich habe in den ersten Wochen furchtbar gelitten. Meine Füße waren ja noch wund und zerrissen, ebenfalls die Hände. Die in die schlechten Schuhe gezwängten Füße schmerzten und brannten. Die Wunden der Hände und Füße wurden durch das Laufen und Arbeiten immer wieder aufgerissen und dadurch die Heilung verzögert. Es ist ein kaum faßbares Wunder, daß bei der Verschmutzung der Wunden keine gefährlichen Komplikationen auftraten. So ging das fort, Tag für Tag, einen Sonntag oder Ruhetag gab es nicht.

Dann kamen die Russen und forderten Arbeitskräfte an. Es mußten die Kasernen und Unterkünfte in Th. gereinigt und eingerichtet werden, Munition und Verpflegung für Truppen und Pferde ausgeladen und in Magazinen und Lagern gestapelt werden. Auch führten die Russen sehr große Bestände an Vieh (Rinder, Kühe, Schafe, Schweine) mit sich. So gab es allerlei Arbeit. Im allgemeinen ließ es sich bei den Russen arbeiten und vor allem gab es eine reichliche Mahlzeit und bessere Verpflegung. So ergab es sich, daß bald die Russenkommandos die begehrtesten waren. Es gab einzelne, in Bezug auf Verpflegung und Behandlung vorzügliche Kommandos. Die Russen forderten mit der Zeit mehr und mehr Arbeitskräfte an, sodaß von Sept. 45 an fast ausschließlich bei den Russen gearbeitet wurde. Aus den verschiedenen Unterhaltungen mit russischen Soldaten und Offizieren wurde eines immer wieder deutlich, daß sie keine Sympathien für die Tschechen hatten. Mit Bezug auf die Tschechen machten sie öfters mit den Händen die Bewegung des "Laus-Knickens". Es kam auch vor, daß die Russen und die Häftlinge den Tschechen gegenüber begünstigten. Ja, einfache russische Soldaten verboten uns sogar, solange sie uns auf dem An- und Rücktransport bekleideten, daß tschechische Bewachungspersonal-Offizier oder Mann-zu grüßen. Da nutzten auch alle sauren Mienen der Tschechen nichts. - - - - -

Es ist an sich verständlich, daß jedes Volk sich Kultstätten schafft an denen es seine Heimat- und Volksliebe zum Ausdruck bringen kann. Es ist nicht zu leugnen, daß das tschechische Volk einen übertriebenen Nationalstolz besitzt, der sich zum Fanatismus steigern kann. Wenn seine Volksgeschichte auch wenig Großes aufzuweisen hat, und weil es so ist, so hatte es doch ein Bedürfnis, sich "Gedenkstätten" zu schaffen. Also gingen die Tschechen daran, sich einen "Heldenfriedhof" anzulegen. Die Anlage wurde geschaffen auf der Wiese vor der kleinen Festung, unmittelbar an der Hauptstraße nach Prag. Es mußten zunächst Reihengräber für 250 Tote ausgegraben werden. Die Arbeitstruppen wurden erst aus Angehörigen der Waffen-SS und der Allgem.-SS zusammengestellt, später kamen auch andere Häftlinge hinzu. Die EMB stand mit Peitschen hinter den Arbeitern, von denen sie ausgiebig Gebrauch machten. Aber damit nicht genug. Die Polizisten machten sich auch ein Vergnügen daraus, die Häftlinge in die Gruben hineinzuworfen und mit Erde zuzuschütten, daß eben der Kopf freiblieb. Stundenlang mußten die Opfer unter

der nassen Erde liegen, lebendig begraben. Aber das Schaurigste und Scheußlichste kam noch; die Gräber mußten ja auch noch mit Toten gefüllt werden.

Während der Zeit der Deutschen war die kleine Festung ebenfalls Konzentrationslager, wie ich an anderer Stelle schon gesagt habe. In der Hauptsache wurden hier Serben, Russen, Polen, die sogenannten Partisanen, auch Tschechen und Deutsche gefangen gehalten. Viele von ihnen waren an Typhus, Ruhr und sonstigen Krankheiten zugrunde gegangen. Die Leichen waren in großen Gruben innerhalb des Lagers beerdigt worden. 2 Gruben waren mir bekannt, ob noch weitere vorhanden waren, weiß ich nicht. In diesen Gruben lagen etwa 500 Tote. Diese Tote wurden nun einfach von den Tschechen Deutschen gemordete Tschechen deklariert und sollten nun auf dem neuem "Heldenfriedhof" beigesetzt werden. Nun erfolgte die Umbettung der Leichen, die teilweise schon jahrelang in der Erde gelegen hatten und vermodert waren. Die Ausgrabung der Leichen erfolgte ohne jede Schutzkleidung. Sie mußten mit bloßen Händen in die Särge gelegt werden. Der September war sehr warm. Wer kann sich das Grauenhafte dieser Arbeit vorstellen? Abends mußten die von außerhalb zurückkehrenden Häftlinge Arbeitskolonnen sofort wieder antreten und die Särge zu den Gräbern des "Heldenfriedhofes" schaffen. Der Leichengruch drang durch die Särge, ja, oft drang auch das Leichenwasser durch die Ritzen. Gar manche Häftlinge haben sich bei diesen Arbeiten den Todeskeim geholt und nach Wochen oder Monaten trug man sie selbst als Leichen hinaus. Dies alles geschah im Namen der Menschlichkeit. Es klingt unglaublich und ist doch geschehen. Ich danke noch heute Gott, daß er mich von dieser Arbeit verschont ließ. Während dieser ganzen Zeit arbeitete ich bei einem Russenkommando in einem 8 km entfernten Dorfe. Wir richteten es mit Hilfe des russischen Postens immer so ein, daß wir erst Abends kurz vor Dunkelheit ins Lager zurückkehrten. Dieser "Heldenfriedhof" wurde Ende September 1945 an einem Sonntage eingeweiht. Eine große Tribüne für die Redner und Ehrengäste war errichtet worden. In Scharen waren die Tschechen von fern und nah herbeigeströmt. Der Innenminister hielt die Hauptrede. Mit verlogenen Worten wurden die Haßinstinkte der Zuhörer aufgepeitscht. Alle die Toten wurden als tschechische Märtyrer, von den Deutschen gemordet-erschossen und erhängt-in Anspruch genommen. Der allergrößte Teil der Toten war aber nicht tschechischen Volkstums und nur ein kleiner Teil gehörte dem tschechischen Volke an. Selbst Deutsche von dem früheren SS-Bewachungspersonal, die im Lager gestorben, befanden sich unter den Toten. Sie waren jetzt tschechische Märtyrer. Von den 250 bis zur Einweihung des Friedhofes beigesetzten Toten, waren nur 20 bis 22 eines unnatürlichen Todes gestorben. Daß so viele Menschen an Typhus, Ruhr, Fleckfieber usw. zugrunde gehen mußten soll nicht entschuldigt werden. Aber verwerflich ist, daß die Tschechen skrupellos diese Opfer für ihre eigensüchtigen Zwecke benutzten. Nach Beendigung der Feier strömten die Massen in das Lager. Wohl wissend, daß die bis zur Weißglut aufgepeitschten Massen ein furchtbares Massaker unter den deutschen Häftlingen angerichtet hätten, waren die Zellentüren fest verschlossen worden. Den Häftlingen war verboten worden, sich an den Fenstern zu zeigen. Der Innenhof des Lagers war bald eine brodelnde Halle. Die Menschen brüllten und tobten und verlangten die Öffnung der Zellen, um die Deutschen zu massakrieren. Es wurde versucht, die Zellentüren gewaltsam zu öffnen. Die starken, mit Eisenblech beschlagenen Türen, widerstanden den Versuchen. Erst nach Stunden rückten die Menschen ab. Für die Häftlinge waren es furchtbare Stunden der Angst und Qual gewesen.

Über die Verpflegung und das Essen habe ich schon einiges gesagt. Es gab morgens 1/2 Liter schwarzen Kaffee, mittags 1/2 Liter Suppe, abends wieder 1/2 Liter schwarzen Kaffee, dazu 250 gr. Brot. In der ersten Zeit, gab es daneben einmal in der Woche etwas Margarine (15 gr) und einmal einen Eßlöffel voll Marmelade. Nach ungefähr 14 Tagen oder 3 Wochen hörte dies ganz auf. Das Brot war anfangs nicht schlecht. Bald erhielt es aber Beimischungen - Kastanienmehl usw. Es war mitunter naß und knatzig. Trotzdem schmachtete jeder nach dem bißchen Brot. Es war die einzige Nahrung, die a noch etwas Kraft enthielt. Wie haben wir damals das Brot schätzen gelernt. Wohl keiner hat vorher das Brot mit solcher Andacht verzehrt; langsam und bedächtigt wurde Bissen für Bissen gekaut und im Munde von einer Seite auf die andere geschoben, um so möglichst lange jedes Stückchen Brot zu genießen. Es gab wahre Virtuosen dieser Kunst, die es fertig brachten, 2 Stunden lang an der Hälfte des empfangenen Brotes zu zehren. Die Suppe bestand tagaus tagein aus einer sogenannten Graupensuppe. Die Graupen mußte man jedoch suchen, nur wenige Körnchen schwammen in dem Wasser, in einem halben Liter Suppe noch nicht ein Eßlöffel voll. Die wenigen Graupen waren vorher von den Capos und deren Gehilfen herausgefischt worden. An anderer Stelle habe ich dies schon geschildert. In den ersten zwei bis drei Wochen gab es sogar etwas Fleisch in der Graupensuppe. Aber was war es für Fleisch? Fleisch von gefallenem alten abgemagerten Pferden. Aber auch dieses Fleisch wurde nicht etwa in der Suppe gekocht. Nein, es wurde so verfahren; das Fleisch wurde solange für sich in einem Kessel gekocht, daß es vollständig und restlos ausgelaugt war. Dann wurde es in kleine Würfel geschnitten. Mittags nach Füllen der großen Essenkübel wurden jedem Kübel 2 - 3 Schöpflöffel Fleischwürfel zugesetzt. Was bedeuteten aber 2 - 3 Schöpfkellen Fleischwürfel in einem Essenkübel von 75 Liter Inhalt? Vorher war aber die Fleischbrühe sorgfältig abgesehen worden. So wurde systematisch jede, auch die geringste Fettspur der Suppe entzogen. Diese Wassersuppe wurde auch ohne jeden Gewürzzusatz, auch ohne Salz, zubereitet und ausgegeben. So schmeckte die Suppe wie reines Spülwasser. Es kostete in der ersten Zeit trotz Hunger einiger Überwindung, sie zu sich zu nehmen. Wenn auch alles darauf hinauslief, das Essen so kraftlos wie möglich zu geben, so hatte das Eine, daß die Suppe ungesalzen war, ungewollt etwas Nützliches. Durch das gänzlich ungenügende und völlig kraftlose Essen und die dadurch eintretende Unterernährung, konnten Herz und Niere die täglich eingenommenen Wassermengen nicht verarbeiten. In kurzer Zeit bildete sich im Körper Wasser, die Füße, Beine, Hände und selbst das Gesicht schwellen auf. An dieser Mangelkrankheit litten mehr als 50 % der Häftlinge, die einen schwer, die anderen weniger schwer. Was aber wäre geschehen, wenn die Suppen noch gesalzen gewesen? Schwere und schwerste Nierenerkrankungen wären die Folgen gewesen. Waren nicht Ruhr, Typhus, Fleckfieber und Tuberkulose schon genug der Schrecken? Diese Seuchen haben Unzählige hingerafft. Plötzlich überfielen sie den Leidgefährten und bereits nach 14 Tagen fuhr man ihn im Mistwagen in das Krematorium zur Verbrennung.

Vor einem hatten die tschechischen Schergen heillose Angst - Fleckfieber. Von Anfang Juli bis Ende August 1945 wehte über dem Lager die gelbe Flagge. Von da an wurde desinfiziert, Menschen, Kleider und Zellen. Es wurde oft gebadet und fleißig Jagd auf Ungeziefer gemacht. Ein strenges Gebot wurde erlassen. Wer Ungeziefer an sich oder in der Kleidung fand, mußte dies sofort melden. Jeder Häftling, wir alle hatten größtes Interesse daran, uns

von Ungeziefer freizuhalten. Und hier befolgte wir das Gebot genau. Die Abortverhältnisse waren ein Schandmal. In jeder Zelle waren noch von den Deutschen 2 Closetts mit Wasserspülung eingebaut. Soweit wäre dies in Ordnung gewesen. Aber man überlege; die Zelle war mit 480 Mann mehr als überbelegt. Für 480 Menschen zwei Aborte. Mindestens ein Viertel litten an Ruhr und Dyssenterie. Das war Nachts ein immerwährendes Laufen und Rennen. Ganze Schlangen standen immer vor den Aborten. Viele der Erkrankten konnten die Notdurft nicht halten. Und was geschah; zunächst Zank und Streit und wenn es nicht schnell genug ging, Verunreinigung der Klosetts und der Menschen. Dazu die starke Hitze im Raum. All dies schuf eine verpestete Atmosphäre, in der 480 Menschen leben mußten.

Eine weitere Schikane waren die fast täglichen Revisionen der Häftlinge und auch der Lagerstätten. Der Häftling durfte nur in dem Besitz eines Löffels und der Decke sein. Mehr war ihm nicht erlaubt. Verboten waren insbesondere Messer und Bücher. Wenn einer dieser Gegenstände bei einem Häftling gefunden wurden, dann konnte er sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Schläge und Mißhandlungen waren noch das Wenigste, wenn er nicht Einzelhaft erhielt. Was aber in der Einzelzelle mit ihm geschah, darüber habe ich ebenfalls schon erzählt. Trotzdem wurden immer wieder Bücher eingeschmuggelt, auch Messer und unter den Brettern oder sonstwie versteckt. Wer aber einen Löffel aus hartem Metall-Stahl usw. hatte, schärfte eine Seite des Löffelstiels. So hatte er Löffel und Messer in einem. Auch jedes kleinste Stückchen Papier wurde weggenommen. Unsere Hinweise, daß wir doch Klosettpapier bedürften, wurden mit einem zynischen Lächeln abgetan. So wurden wir gezwungen, schlimmer als das Vieh zu leben. Es wurden auch Zigaretten, Tabak und Streichhölzer eingeschmuggelt. Aber dreimal Wehe dem, bei dem diese Sachen gefunden wurden. Die Krone aber wurde allem aufgesetzt, als uns eines Tages auch noch die Hosenträger abgenommen wurden. Wir waren gezwungen, uns die Hosen mit einem Bindfaden an den Leib zu binden.

Jeden Abend, wenn die Arbeitskolonnen von der Arbeit einrückten, wurde Mann für Mann visitiert. Derjenige, der nur etwas Unwichtiges bei sich trug, kam mit ein paar Hieben mit dem Gummiknüppel über Kopf und Rücken davon, der Andere aber, der vielleicht ein Buch, Tabak usw. bei sich hatte, wurde abgeführt und kam dann meist nach Stunden zerschlagen und zerschunden zurück. Da der Hunger riesengroß war, wurde auch versucht Feldfrüchte-Erbsen, Tomaten, Rüben, Möhren usw., -oder sonstige Lebensmittel (Brot, usw) mit in das Lager zu bringen. Bei der furchtbaren Not schreckten alle Strafen nicht. Und die Not macht erfinderisch. Es gelang doch irgendwo am Körper etwas ^{versteckt} unterzubringen.

Viel später, etwa von Ende 1945 an ließen die Kontrollen nach, auch wurden sie nicht mehr so streng durchgeführt, sodaß von da ab mehr Lebensmittel, gekochte Kartoffeln, usw. mit hereingebracht wurden. Zur Freude derjenigen, die nicht auf Außenarbeit gehen konnten und sich nichts Zusätzliches beschaffen konnten. Diese Erleichterungen bewirkten in erster Linie wohl die Russenkommandos. Wenn die Tschechen versuchten, uns die mitgeführten Lebensmittel abzunehmen, beriefen wir uns dreist darauf, daß sie uns von den Russen gegeben seien. Die russischen Posten deckten

uns fast immer, obwohl es meistens nicht zutraf. Die Tschechen wagten dann aber nie, sich an den Sachen zu vergreifen. Den Tschechen einen Schabernak zu spielen, dafür waren die russischen Posten fast immer zu haben. Kamen wir an einem Tomatenfeld vorbei, dann ließen sie uns Tomaten pflücken, nicht nur das, sie halfen uns oft dabei und halfen uns auch, Birnen und Äpfel von den Bäumen zu reißen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

VI. Kinder im KZ.

Unter den Häftlingen befanden sich auch eine große Anzahl Jugendlicher, 10 bis 14 jährige Jungen. Man hatte sie aus den Erholungs- und HJ-Heimen geholt und in die Konzentrationslager, Arbeitslager und Gefängnisse geschleppt. Wie furchtbar müssen die ganzen traurigen Verhältnisse, das Leben und all die Treiben und all die Verworfenheit auf diese empfindlichen Kinderseelen eingewirkt haben. Gewiß genossen sie eine Ausnahmebehandlung, aber man muß die ungeheuren seelischen Belastungen, die durch all das Grauenhafte ringsum auf allen lastete, berücksichtigen. Sie wurden zu besonderen leichteren Arbeiten, z.B. Obstpflücken usw. herangezogen. Es wurde ihnen auch erlaubt mit in das Lager zu nehmen. In ihrem Verhalten zu ihren älteren Leidensgenossen zeigten sie bedenkliche Charaktermängel, sie waren anmaßend, neigten zur Angeberei. Rücksichtnahme bzw. Ehrerbietung gegen das Alter kannten sie überhaupt nicht. So hatte schon die kurze Zeit des Lagerlebens mit all seinen traurigen Folgen und Erscheinungen verderblich auf diese jungen Seelen eingewirkt. Aber ebenso zeigte sich darin die fehlerhafte Erziehung in der HJ, - sodaß die Einflüsse und Auswüchse des Lagerlebens auf einen Boden fielen, der dafür leicht aufnahmefähig war. Jeder Erwachsene, der anfangs diese Jungen in gutgemeinter Absicht tadelte oder belehrte, hat dies nachher bitter büßen müssen, sodaß sich für die Folge jeder hütete, mit diesen Jungen in nähere Berührung zu kommen. Es berührte sie nicht, wenn der von ihnen Verpetzte von den Capos geschlagen, mißhandelt und geschunden wurde. Eine Rechtfertigung der Erwachsenen gegen die Anschuldigungen der Jungen wurde nicht zugelassen.

VIII! F r a u e n l o s .

In dem Lager befanden sich auch mehrere Hundert Frauen, vom 12 jährigen Mädchen bis zur 75 jährigen Greisin. Auch eine ganze Anzahl Frauen mit Kleinkindern waren da. Außerdem schwangere Frauen, und manches Kind ist hier hinter Festungsmauern in der Knechtschaft geboren worden. Den männlichen Häftlingen war es streng verboten, mit den Frauen in Verbindung zu treten. Es befanden sich manche Ehepaare, ja ganze Familien im Lager, die aber nach Geschlechtern getrennt untergebracht waren. Auch ihnen war jede Verbindung verwehrt. Jeder Versuch, und war es auch nur ein Augenzwinkern, wurde streng bestraft.

Den Frauen wurde im allgemeinen etwas mildere Behandlung zuteil. Sie hatten weniger unter körperlichen Misshandlungen zu leiden und später wohl überhaupt nicht mehr. Sie erhielten auch reichlicher Suppe. Bei den Arbeitskommandos erhielten sie so weit als möglich auch frauliche Arbeiten. Sie wurden z.B. als Köchinnen und als Küchenhilfe eingesetzt. So kam es auch, daß sie bei den Kommandos besseres und reichlicheres, teilweise sogar vorzügliches Essen erhielten. Sie waren auch im allgemeinen besser mit Kleidung versehen. Anfänglich hatten sie nur die Lazarettkleidung, -gestreifte Hosen und Jacken-, doch bald hatten sie in der Mehrzahl anständige Frauenkleidung. Wie es mit Unterwäsche bestellt war, kann ich dagegen nicht sagen. Die Leiden der Frauen und Mädchen waren weniger physischer, denn mehr seelischer Art. Auch die Misshandlungen lagen mehr auf seelischem Gebiet.

Die weiblichen Zellen 41 und 42 waren je mit 180 bis 220 Frauen belegt. Der größte Teil der Frauen hatte Strohsäcke als Lagerstatt. Sie waren also nicht so eng zusammengepfercht, wie wir männlichen Häftlinge. In den Zellen waren ebenfalls nur 2 Klosette und 8 Waschbecken vorhanden. Man muß aber die viel feinere und empfindsamere Frauennatur berücksichtigen und würdigen und man wird begreifen, daß dieses enge und unverhüllte Zusammenleben so vieler und alter Frauen eine seelische Marter war. Das tschechische Bewachungspersonal- und Aufsichtspersonal machte sich im Übrigen ein Vergnügen daraus, die Zellen auch nachts zu betreten, die halb ausgezogenen Lagerinsassinen von den Lagerstätten zu jagen und sich an deren Angst und Scham zu ergötzen. Junge und hübsche Frauen wurden irgendwie bevorzugt, um sie so ihren Lüstern gefügig zu machen. Leider fand sich so manche, die eines besseren Essens oder freieren Lebens willen, sich den Tschechen hingab. Vielleicht auch waren es schon angefaulte Naturen, um die man nicht trauern sollte. Bald gab es eine Anzahl regelrechter Lagerdirnen, zum Vergnügen der Tschechen und Capos. Sie wurden in besonderen Einzelzellen untergebracht.

In den ersten Wochen fuhr fast jeden Abend nach 10 Uhr ein Russenauto vor. Die Russen gingen in die Frauenzellen ein, die Insassinen mußten dann in Reih und Glied antreten. 4 oder 5 junge Frauen oder Mädchen wurden herausgesucht und im Auto mitgenommen. Gegen Morgen wurden sie dann wieder zurückgebracht. Später, nach Räumung Th.s von den Juden und nach Einzug der Russen daselbst, wurden viele Arbeitskommandos in Th. dauernd untergebracht. So auch viele Frauen. Diese waren den Russen nun noch stärker ausgeliefert. So lebten diese Frauen in ständiger Angst und Qual und in einer unsagbar seelischen Not. Aber nicht nur mit Gewalt,

sondern auch mit List und sonstigen Lockungen suchten sie die Frauen und Mänschen zu ködern. Gar manche widerstanden den Versue-
chungen nicht und ließen sich in Liebschaften mit den Russen
ein. Sie entledigten sich jeder Frauenwürde und schämten sich
ihrer Liaisonen nicht. Aber, es gab doch viele standhafte und
aufrichtige Frauen, die sich auch durch Schläge, Tritte und sonste-
ge Mißhandlungen nicht zwingen ließen. Leider verdunkelt sicher
das Verhalten eines schamlosen geringen Teils der Frauen das
Gesamtbild. Wenn es so auch schwer fällt, ein "hohes Lied" von
den Frauen zu singen, so steht doch unabweisbar fest, daß der
größere Teil seelisch unsagbar gelitten hat.

Institut für Zeitgeschichte

VII. Der Häftling als Mensch und Charakter.

Diese Seite des Häftlingslebens ist dunkel und trübe und zeigt wenig Großes und Erhehendes. Gemeinsame Not und gemeinsame Gefahren sind oft die Geburtsstunde einer Kameradschaft, die über den Tod hinauswächst und sich selbstlos dem Kameraden zum Opfer bringt. Die Soldaten haben diese Kameradschaft im Kriege, als der Tod sie im Granatfeuer und Trommelfeuer umlauerte, gefunden und erhebt. Auch die Häftlinge lebten in größter und stärkster körperlicher und seelischer Not, auch sie waren ständig von tödlichen Gefahren umlauert. Und doch haben Not und Gefahren keine wahre Kameradschaft zu erwecken vermocht. Der Wille zum Leben erzeugte einen Selbsterhaltungstrieb von oft grausamer Brutalität. Hier erhielt das bekannte Sprichwort: "Hilf die selbst, so hilft dir Gott", eine zynische Bedeutung. Viele handelten nach dem alttestamentarischen Kainswort: "Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Wohl gab es Zusammenschlüsse von 2, 3, oder 4 Häftlingen. Diese waren aber nichts anderes als Zweckgemeinschaften. Mit einer Not- oder Gefahrengemeinschaft auf kameradschaftlicher Grundlage hatten sie nichts zu tun. Der Zweck einer solchen Gemeinschaft bestand vielmehr darin, die irgendwie beschafften zusätzlichen Nahrungsmittel untereinander auszutauschen und zu ergänzen. Der Eine hatte die Möglichkeit, sich zusätzlich Kartoffeln, der Andere Tomaten und der Dritte Zwiebeln oder sonstige Feldfrüchte zu beschaffen. Diese Nahrungsmittel wurden nun so unter sich ausgetauscht, daß jeder von allem etwas bekam. In so eine Gemeinschaft wurde kein Häftling aufgenommen, der nicht die Möglichkeit hatte, sich zusätzlich etwas zu beschaffen. Alte gute Bekanntschaft aus dem Zivilleben wurde verleugnet und wog nichts mehr. Bei dieser Erscheinung spielten auch Erziehung und Bildung keine Rolle, sie wurden als lästig empfunden und achtlos verworfen. Diejenigen Häftlinge, die sich zu den Intellektuellen rechneten, waren oft die erbärmlichsten Charaktere. Ein Dr. jur. und Rechtsanwalt z. B. erklärte freimütig, daß es für ihn die Begriffe Dankbarkeit und Kameradschaft nicht mehr gäbe. Zwischen dem KZ in Th. und dem Kreisgerichtsgefängnis in L. bestanden Wechselbeziehungen. Aus dem Gefängnis wurden deutsche Häftlinge dem KZ, und aus dem KZ Häftlinge dem Gefängnis überwiesen. Im Nov. 45 wurde auch ich plötzlich dem Gefängnis in L. zugeführt, und dem Volksgericht übergeben. In schwere Ketten gefesselt, wie ein zehnfacher Raubmörder, wurde ich von 2 tschechischen SNB-Polizisten, schwere Maschinenpistolen schußbereit im Arm, transportiert. Diese Art des Transports war auch so ein tschechisches Vergnügen. Die Lächerlichkeit dieser Maßnahme erhellt sofort daraus, wenn man bedenkt, daß wir wochen- und monatelang ohne Begleitung und Bewachung täglich zu unseren Arbeitsstellen außerhalb des KZ in 8 bis 12 km entfernte Dörfer gegangen waren.

Was ich oben von dem Leben im KZ gesagt habe, trifft auch auf das Gefängnis zu, vielleicht in noch stärkerem Maße. Teilweise niederträchtig war das Verhalten einzelner Mitgefangener. Ein Fall muß hier festgehalten werden und zwar der des Gefangenen J ü s t e l. Dieser war zur Zeit der deutschen Herrschaft Gefangenaufseher im gleichen Gefängnis gewesen. Im Mai 1945 wurden alle deutschen Gefängnisbeamten von den Tschechen festgenommen. So auch J ü s t e l. Er hatte es aber verstanden, da er perfekt tschechisch sprach und alles Deutsche besudelte, sich bei den tschechischen Aufsehern anzubiedern und sich auf diese Weise einen Druckposten zu verschaffen. Er verwaltete die

Kleiderkammer und verteilte außerdem das Essen, das von der Küche geholt und auf den Abteilungen ausgegeben wurde. Bei der Essenausgabe handelte er gewissenlos und niederträchtig. Die Hungerationen der Gefangenen kürzte er noch, indem er sie nicht voll ausgab. Außerdem schöpfte er oben ab, sodaß der eigentliche sich auf dem Boden abgesetzte des großen Essenkübels abgesetzte Suppeninhalt, -Kartoffeln, Grauben, Bohnen, Erbsen, -unberührt blieb. Auf diese Weise schanzte er sich ein überreichliches und verhältnismäßig gutes Essen zu, da er bei jeder Ausgabe verbleibenden Reste für sich und seine Mitarbeiter behielt. Es war bekannt, daß er auf seiner Zelle mehrere Eßnapfe voll Suppe und auch Brot und Butter immer in Vorrat hatte. Wenn ein Häftling mal zu murren wagte, schimpfte er diesen in unflätiger Weise aus, ja er verteilte sogar Fußstrikte und Ohrfeigen und zwar in Gegenwart der tschechischen Aufseher, die hämisch lächelnd zusahen und zuhörten. Aber auch ohne jede Verhässung beschimpfte er die Gefangenen ständig. Als ich mich im Febr. 1946 infolge völliger Entkräftung krank meldete, verordnete mir der Arzt Diätkost. Ich erhielt nun täglich morgens, mittags und abends eine Tasse dünne Mehlsuppe und nichts weiter dazu, kein Brot usw.. So acht Tage lang. Dann beschwerte ich mich beim Arzt, der über diese Sache sehr aufgebracht war. Von da ab erhielt ich das übliche Anstaltessen und zusätzlich die Mehlsuppen. Die Folge war aber, daß ich ständig schikaniert wurde. Dies nahm erst ein Ende, als ich Ende März 46 auf die Krankenabteilung verlegt wurde. Derartige Subjekte gab es mehrere, aber das schlimmste und niederträchtigste war und blieb J u s t e l. Er lebt jetzt irgendwo in Deutschland, da er im Mai 1946 mit einem Transport nach dort abging.

Ich habe es immer tief und schmerzlich empfunden, daß neben dem Zusammenbruch eines politisch-staatlichen Systems, auch ein allgemeiner Verfall des moralischen und seelischen Lebens und Empfindens einherging. Mit erschreckender Klarheit trat heftig zu Tage, daß die vergangene politische Herrschaft ihre Anhänger und das übrige Volk nicht zu Idealisten mit Persönlichkeitwerten und auch nicht zu aufrechten Menschen mit gesunder Grundhaltung erzogen hatte. Hier fiel die Tünche ab und sichtbar wurde krasse Jochsucht und charakterloser Kleinmut.

Darin allein kann die aufgezeigte Erscheinung aber nicht allein begründet sein. Es müssen auch noch andere Gründe geben. Warum erwecken die Gefahren des Krieges so viele gute und echte und große Kameradschaften und warum waren sie unter uns Häftlingen so selten?

Ich habe als Frontsoldat des 1. Weltkrieges den Krieg genau kennengelernt. Die dort entstandenen schönen Kamradschaften bestehen auch heute noch. Wenn die Not und die Gefahren des Lagerlebens in den tschechischen KZ nichts Gleiches zeitigten, so glaube ich die Ursachen auch noch in folgendem zu sehen. Im Kriege ist der Soldat im allgemeinen nicht auf sich alleingestellt, es muß einer für den anderen stehen. Nur im festen Zusammenhalt können die Gefahren gebannt und gemeistert werden. Die Soldaten standen den Gefahren auch nicht wehrlos gegenüber. Das Bewußtsein, auf Ge-
deih und Verderb miteinander verbunden zu sein, schuf eben die Kamradschaften.

Im tschechischen KZ war es anders. Die Häftlinge waren einzeln und auch in der Gesamtheit völlig wehrlos und rechtlos. Es stand ihnen an Machtmitteln nicht das Geringste zur Verfügung. Was hätten sie gegen die Mißhandlungen und Quälereien tun können? Vielleicht geschlossen in einen Hungerstreik eintreten? Eine völlig

wirkungslose Waffe, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es der absolute Wille der tschechischen Gealthaber war, das deutsche Volk zu vernichten und soweit als möglich auszurotten. Hungern mußten die Häftlinge sowieso. Durch einen Hungerstreik, durch Verweigerung jeglicher Nahrungsaufnahme, hätten sie dem Willen der Tschechen nur Vorschub geleistet. Hungerstreik kam also als Waffe nicht in Betracht. Was gab es aber sonst? Nichts! Oder doch das Eine: Den absoluten Willen zum Leben dem Willen der der Tschechen auf Vernichtung entgegen zu setzen. Diese Gegenwehr lag aber nur in jedem Häftling selbst. Sie konnte bestenfalls untereinander durch gegenseitiges Aufrichten gestärkt werden. Den Willen aber mußte jeder in sich selbst aufbringen. Dieses Auf-sich-allein-gestellt-sein führte nun leider zu einer rücksichtslosen Selbstaucht. Jeder trachtete danach, irgendwie eine Verbesserung oder Erleichterung seiner Lage zu erreichen. Dazu war bei vielen jedes Mittel recht und wenn es, um es vulgär und kraß auszudrücken, über die Leiche des Mitgefangenen ging. Manche glaubten sogar, durch Anbiedereien und Angebereien bei den Tschechen für sich etwas zu erreichen. Ja, es kam sogar vor, daß ein Häftling dem andern sein bißchen Brot stahl. Brotdiebstahl am Kameraden ist in solchen Fällen ein eines der scheußlichsten und verwerflichsten Mittel. Daß aus einer solchen Atmosphäre heraus keine Kameradschaften erwachsen konnte dürfte begreiflich erscheinen. Die Frage ist nur die: Mußte es so sein, wie es war? Ich sage nein. Wenn das Volk in den vergangenen Jahren über alle Klassen und Stände hinweg wirklich zu einander gefunden hätten, wäre es sehr wahrscheinlich besser gewesen. Es machte sich eben die Diskrepanz einer Weltanschauung zwischen Lehre und Wirklichkeit bemerkbar, die wohl Idealismus predigte, aber in Wahrheit zum Materialismus erzog.

In den ersten Wochen und Monaten, von Mai 45 bis Anfang Aug. 45, als die Vernichtungsmaschine der Tschechen auf vollen Touren lief, war das Leben im Lager dumpf und leer. Glückliche waren diejenigen im Lager, die außerhalb auf irgendeine Arbeit gehen konnten. Sie waren wenigstens tagsüber nicht so den Launen, Schikanen und Quälereien der Capos und der tschechischen Aufseher ausgesetzt. In den ersten Wochen waren aber viele Häftlinge ständig in den Zellen eingeschlossen. Qualvoll lang waren die Stunden vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Kein lautes Wort durfte gesprochen werden. Nur selten ein leises Flüstern in einer Ecke. Immer gewärtigt auf neue Quälereien. Der Geist ständig in fiebernder angstvoller Erwartung neuen Schreckens und Grauens. Wer so etwas nicht selbst erlebt hat, vermag sich nicht einzuzudenken in den immerwährenden spannungsvollen Zustand, in dem sich die Häftlinge befanden. Allein diese Qualen zermürbten und ruinierten Körper und Geist. Es war wie ein Aufatmen von zentnerschwerem Druck, als nach einigen Wochen alles zur Arbeit getrieben wurde. War es auch Sklavenarbeit, so brachte sie doch einige Bewegungsfreiheit.

Groß war der Hunger nach geistiger Kost und sonstiger Unterhaltung in den freien wenigen freien Stunden mittags und Abends. Obwohl der Häftling außer Schnapf und Löffel nichts besitzen durfte, wurde trotz aller Revisionen immer wieder versucht, Lebestoff einzuschmuggeln. Es wurden auch Spiele (Schach, Mühle) selbst angefertigt und versteckt gespielt. Wurden sie bei einer Revision entdeckt, wurden am nächsten Tage neue hergestellt. So herrschte auch ein ständiger Kampf gegen geistige Langeweile und geistige Verblödung. Auch darin äußerte sich der Wille

zum Leben. In kleinen heimlichen Zirkeln wurden leise Vorträge über Wissenswertes und Unerwartetes gehalten. Um mich hatte sich ein kleiner heimlicher Kreis geschart, dem ich geographische und volkstumsgeschichtliche Vorträge über die einzelnen deutschen Landesteile hielt. Bevorzugt wurden die Länder Thüringen, Westfalen, Hessen und die süddeutschen Länder. Einzelne gaben Schilderungen aus ihrem Leben und Wirken, ja, sogar Sprachstudien wurden getrieben. Dies alles geschah unter ständiger Furcht vor Entdeckung. Erst später, etwa von Sept. 45 an gewährte man auch dem Leben innerhalb der Zellen etwas mehr Freiheit.

Joh sagte, daß der Hunger nach geistiger Kost groß war. Die gequälten Menschen suchten nach einem Halt, einer Stütze und nach Trost. So machte sich auch ein starkes Suchen und Sehnen nach Gott und göttlichen Dingen bemerkbar. Langst verschüttete Quellen brachen wieder auf. Ein Häftling aus meiner Nachbarschaft hatte eines Tages eine Bibel in die Zelle geschmuggelt. Diese Bibel war von da an das begehrteste Buch in der Zelle. Ein jeder wollte es lesen und es entstanden fast täglich Streitigkeiten um den Besitz dieses Buches.

Mit meinem Nebenmann, einem Dipl. Landwirt, habe ich viele Gespräche über religiöse und philosophische Fragen geführt. Er bekannte sich als Atheist. Sein Weltbild war die Lehre von Darwin und Häckel und die Weisheit des Zarathustra. Und doch war er geradezu versessen nach der Bibel. Das Buch Hiob hatte es ihm insbesondere angetan. Als ich ihn einmal fragte, warum er das Buch Hiob immer wieder lese, gab er zur Antwort, daß man sich an der Kraft des Hiob im Unglück wahrhaft aufrichten könne. In Wahrheit sehnte auch er sich nach jener göttlichen Kraft, die Trost und frohen Mut zum Ertragen auch der größten Leiden gibt. War doch die Lage der Häftlinge gleich der des Hiob.

Hier in diesem grauenvollen leiddurchwühlten Leben haben viele viele den Weg nach Gott zurückgefunden. Menschen, die sich vor dem so sicher in ihrer sich zurechtgelegten Lebensanschauung fühlten, wie schnell verließ sie ihre Selbstsicherheit. Wankend und schwankend standen sie fassungslos in dem grausigen Geschehen. Nicht bei allen Menschen lehrt die Not beten, manchen verhärtete sie das Gemüt. Mochten sie selbst all das Geschehen als sinnlos beschimpfen und verfluchen, mochten sie selbst Gott und jedes göttliche Walten verlegen, so achteten sie aber doch den Nebenmenschen, der auf seinem harten Lager leise seine Gebete stammelte. Joh habe nicht einmal auch vom Verstocktesten etwas Verächtliches über die Gottesfürchtigkeit seiner Nebenmenschen sagen hören. Wer aber in jenen Schreckenstagen von Leid, Schmerzen und Tod gepackt und geschüttelt, zu Gott gefunden hat, trägt ihn wie ein Heiligtum in seinem Herzen. Er hat in jenen Tagen, da das Böse und Satanische über das Hohe und Edle triumphierte, die ausgefüllt waren vom Stöhnen und Jammern der Gemarterten, da Blut und Tränen ihre Spuren zeichneten, einen Gott kennengelernt, dessen Namen er mit heiliger Scheu und tiefer Ehrfurcht nennt. Diese Gottesfürchtigkeit hat nichts Schwärmerisches an sich, sie ist ernst und tief. Sie kennt nicht die Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit so mancher Christen, die den Gottesnamen ständig auf den Lippen tragen, und deren Leben meist geruhsam dahin geflossen ist, unberührt von so tödlichem Leid.

Die Erkenntnis eines weiteren Irrtums muß auch hier erwähnt werden und zwar des Irrtums, daß man seinem Gott in

Abgeschiedenheit für sich allein dienen könne. Wer seinem Gott wirklich dienen will, kann dies nur in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter. Dazu ein Erlebnis:

Heiligabend 1945 im Gefängnis zu L. Den voraufgegangenen Nachmittag hatten wir in der kleinen engen Zelle gesessen und uns von den Weihnachtsfeiern unserer Kindheit und unserer eigenen Familie erzählt - tränenden Auges. Gegen Abend verstummten die Gespräche. Jeder saß mit seinen Gedanken in der Zelle. Die Gedanken weilten bei der Familie und bei den Lieben, von denen man nichts wußte. Wo mochten sie sein? Es war längst dunkel geworden. Überall im deutschen Land stand Alt und Jung jetzt unterm strahlenden Weihnachtsbaum. In unseren Ohren klangen die alten lieben vertrauten Weihnachtsweisen. Plötzlich horchen wir auf. Klang da nicht aus einer Ecke des Gefängnisses leise und getragen die alte und doch ewig junge Weise: Stille Nacht, heilige Nacht, "zu uns herüber? Ja wirklich, da sangen einige. Wir springen auf und stürzen zum Zellenfenster und reißen es - alle Verbote nicht achtend - auf. Hände umkrallen Gitterstäbe, vor Erregung glühende Gesichter pressen sich an das kalte Eisen und lauschen hinaus in die Nacht. Leise klingt die ewige Weise. Weitere Zellenfenster öffnen sich, zögernd fallen mehr und mehr Stimmen in den Gesang ein, der wird stärker und dann braust er von Hunderten von Männer- und Frauenstimmen getragen gewaltig auf. Der Gesang wird von Strophe zu Strophe erregter und jubelnder. In den Tönen schwingt die ganze gläubige Inbrunst der Singenden mit. So wurden alle die schönen Weihnachtslieder der Reihe nach gesungen. Als sie zu Ende waren, begann der Gesang von neuem. Es war ein Singen und Jubelieren, das kein Ende nehmen wollte. Die am Zellenfenster nicht mehr Platz gefunden hatten, standen in der Zelle und lauschten mit verklärten Augen. Mit einer solchen aufwühlenden Inbrunst sind die Weihnachtslieder noch nicht gesungen worden. Als sie wieder einmal durchgesungen waren, bat eine sonore Männerstimme um Ruhe. Nun sang eine schöne geschulte Männerstimme das Lied des Zaritschen aus der Oper "Der Hofopfer" und Zimmermann, das die Schlußworte hat: Du hast im Himmel viel Engel bei Dir, schick doch einen davon auch zu mir. "Dann Stille, feierliche Stille. Leise schlossen sich die Zellenfenster wieder. Von vielem Leid verhärtete Männer flüsterten immer wieder: Du hast im Himmel viel Engel bei Dir, schick doch einen davon auch zu mir."

Auf einmal gab es Unruhe in dem großen weiten Gefängnis. Die tschechischen Aufseher liefen durch die Gänge und geboten die Fenster zu schließen und Ruhe zu halten. Damit waren wir wieder in die grausame Wirklichkeit, die wir für Minuten vergessen hatten, zurückgerissen.

In den

In den zwei Monaten, die ich vor meiner Entlassung auf der Krankenabteilung lag, habe ich manchen Häftling neben mir sterben sehen. Bei manchen ging ein tage-ja wochenlanges Totes-
 kampf dem völligen Erlöschen des Lebens voraus. Es war immer ein
 schweres Sterben. Eine pflegerische Betreuung hatten die Kranken
 nicht. Sie waren auf die Hilferufe der leichteren Kranken
 angewiesen. Diese beschränkten sich aber auf etwas Hilfe beim
 Essen und zwischendurch durch Handreichungen von etwas essbarem
 und trinkbarem. Was sollten sie auch sonst noch tun? Nun bedenke
 man aber, daß es sich meist um Ruhr-Dysenterie-Tbc- und auch Ty-
 phuskranken handelte. Zur Verrichtung der Notdurft reichte das
 einzige vorhandene und dazu noch beschädigte Steckbecken nicht
 aus. Diese hilflosen Kranken mußten daher zum Abort durch Unter-
 stützung von 2 Mann geführt werden. Aber meist war das Unglück
 geschehen, ehe sie den Abort erreichten. Vielfach war der Schwä-
 chezustand schon so groß, daß die Notdurft abging, ohne daß es die
 Kranken wahrnahmen. Die Verschmutzung der Kranken war daher unbe-
 schreiblich. Immerwährend lagen sie in diesem entsetzlichen Sch^{merz}
 in dem sie buchstäblich umkamen. Der betreuende Arzt, ebenfalls
 ein Häftling, tat mehr als in seiner Macht stand. Seine Verdien-
 ste um die Kranken sind sehr groß. Es war strenges Gebot, daß nach
 jeder Hilferufe eines Kranken und nach jeder Abortbenutzung
 die Hände in einer Lysollösung gewaschen werden mußten.

Erschreckend und grausig war das Verlöschen mancher di-
 sers Kranken. Die Todesstunde vorausahnend sahen sie ihr hoffnung^{s-}
 los, ihre Geburt, ihr Leben und ihr Ende verfluchend entgegen. Jam-
 mernd und schimpfend rangen sie so tagelang mit dem Tode. Tröst-
 licher Zuspruch blieb fern, sie waren ihm auch nicht zugänglich,
 geistlichen Beistand gab es nicht. Die Wirkung eines solchen Ste^{ns}
 bens auf die übrigen Kranken war niederschmetternd. "Wenn wir
 sterben sollen, nur nicht so sterben, nur nicht so verlassen, so
 ohne allen Halt und ohne Glauben aus diesem Leben gehen. Es gibt
 nicht Grausigeres, als ein solches Sterben. Wie tröstlich war da-
 gegen das gottergebene Hinscheiden anderer.

9. Tschechische Justiz.

Die wenigsten der Häftlinge kannten die wahren Gründe, die zu ihrer Verhaftung geführt hatten. Ich habe schon im Vorhergehenden kurz geschildert, wie sich meine Verhaftung abspielte und daß mir die Angabe etwaiger Gründe verweigert wurden. Beiläufig war auch, die Verhaftungen Nachts auszuführen und die Menschen aus den Betten heraus wegzuschleppen. Unter harlosen Vorwand wurden die Menschen oft zum Bürgermeister oder zur Polizeistation geladen und dann kurzerhand weggeführt. Die Familien erfuhren nie, wohin man ihre Angehörigen gebracht hatte, eine Nachricht wurde nicht hinterlassen oder zugestellt. Nur auf mühsamen Umwegen konnten die in größter Sorge und Unruhe lebenden Familien den Aufenthaltsort in Erfahrung bringen. Viele Menschen sind so spurlos verschwunden und niemand kennt ihr Schicksal. Wer weiß, wo und wie sie verstorben und gestorben sind.

Während der langen Haft im EZ oder Gefängnis fanden wohl mehrmals sogenannte Verhöre oder Vernehmungen statt. Sie bewegten sich aber immer in Platteiten und Nebensächlichkeiten, die keinen Aufschluß über die wahren Beweggründe der Verhaftung gaben. Es war zweifellos die Absicht, die Verhafteten in Unkenntnis zu halten. Soweit diese der SS, SA, NSKK, SD angehört oder ein Amt in der Partei, HJ, NSV, bekleidet hatten, war der Haftgrund klar. Es war dies aber nur ein kleinerer Personenkreis, die große Masse der Verhafteten waren Nichtparteimitglieder oder nur nominelle Mitglieder der Partei gewesen.

Überraschend wurde dann eines Tages der Häftling zur Gerichtsverhandlung geführt. Dort erfuhr er erst die wahre Anklage. Es wurde ihm auch eine Officialverteidiger beigegeben, den er aber vorher nie gesehen und gesprochen hatte. Lediglich den Häftlingen, die unter schwerer Anklage standen, wurde die Anklageschrift einige Tage vor der Gerichtsverhandlung bekanntgegeben. Wenn eine solche Eröffnung gemacht wurde, konnte sich das zu erwartende Urteil selbst bilden. Es gab in diesen Fällen bestimmte Normen, wo jeder wußte, das Urteil lautete auf mindestens 5, oder 10, oder 15 Jahre Kerker, oder gar lebenslänglich oder auf Tod durch Erhängen. Trotz aller Abgeschlossenheit war doch jede Zellenbelegschaft ziemlich genau über die Vorgänge in dem weitesten großen Gefängnis unterrichtet. Jede Neuigkeit fand sehr schnell auf ganz unbegreifliche Weise Eingang in alle Zellen. War einem Häftling die Anklageschrift bekanntgegeben oder war ein Urteil gefällt worden, dann wußte dies innerhalb weniger Stunden jede Zelle. Sensationell wirkten immer die Todesurteile und die Freisprüche, letztere noch am meisten, da diese selten waren, seltener als Todesurteile. Die Todesurteile wurden noch am gleichen Tage durch Erhängen vollstreckt. In einer Ecke des Hofes des angrenzenden Gerichtsgebäudes war ein Galgen errichtet worden. Wenn eine solche Exekution stattfand, standen die zu dem Hofe führenden Fenster des Gerichtsgebäudes dicht gedrängt voll Zuschauer, Männer, Frauen und Mädchen. So wurden die Exekutionen zu halben Volksschauspielen gemacht. Ein Teil der Gefängniszellen hatte Ausblick auf das Gerichtsgebäude. Wenn dessen Fenster mit Menschen besetzt waren, dann wußten die Zelleninsassen was in dem Hofe des Gerichtsgebäudes vor sich ging.

Am 4.6.46 wurde ich um 8 Uhr morgens plötzlich und überraschend zur Gerichtsverhandlung geholt. Man hatte mich zuerst in den kleinen Gerichtssaal gebracht, in dem die kleineren Strafsachen abgeurteilt wurden. Meine Hoffnung stieg. Aber es kam anders. Nach kurzem Verweilen ging es wieder hinaus und jetzt stand ich in dem großen Schwurgerichtssaal; also Gericht mit großer Besetzung. Angst und Niedergeschlagenheit erfaßte mich. Von 2 bewaffneten Aufsehern rechts und links flankiert betrat ich den Saal. Das Gericht war noch nicht anwesend, lediglich zwei Herren, ein

Alterer weishaariger und ein jüngerer. Bei dem Letzteren handelte es sich um den Dolmetscher. Kurz nach meinem Eintritt rief mich der ältere Herr zu sich und stellte sich als mein Verteidiger vor. Er stellte mir einige Kreuz- und Querfragen über meine Tätigkeit als Beamter, die alle darauf hinausliefen, mich auf eine Schuld festzulegen. Es empörte mich und entrüstet fragte ich meinen "Rechtsverteidiger": Herr Rechtsanwalt, sind Sie mein Verteidiger oder der Staatsanwalt? Darauf winkte er mir ab und ich konnte mich wieder auf meinen Platz begeben. Jetzt trat das Gericht, bestehend aus 3 Richtern, 4 oder 5 Beisitzern und dem Staatsanwalt, ein. Nach der üblichen Personal feststellung wurde die Anklage verlesen, die darauf hinauslief, daß ich das tschechische Volk und den tschechischen Staat geschädigt haben sollte. Die Anklage war allgemein gehalten, konkrete Beschuldigungen fehlten. Sodann wurde in die Verhandlung eingetreten und ich wurde als erstes gefragt, ob ich mich schuldig fühle. Ich verneinte. Nun setzten die Kreuz- und Querfragen ein, die sich immer um die Kernfrage drehten, ob und inwieweit ich Berichte und Mitteilungen an die Partei, Gestapo oder SD zum Schaden ~~des~~ von Tschechen gemacht habe. Da ich jede Denunziation über Tschechen zurückwies und bestimmte und konkrete Einzelfälle verlangte, wurde die Verhandlung teilweise etwas erregt. Da mir bestimmte Einzelfälle nicht gemacht vorgehalten wurden, wies ich die Anklage insgesamt zurück. Ich verwiß darauf, daß ich in den langen Jahren meiner Tätigkeit Tschechen und Deutsche unterschiedslos behandelt habe. Es war, als hätte ich damit das erwartete Stichwort gegeben, denn spontan wurde an mich die Frage gerichtet, ob ich tschechische Zeugen angeben könne. Damit hatte ich selbst die Verhandlung auf eine für mich gefährliche Bahn gebracht. Verweigerte ich jetzt eine Zeugenangabe, dann war mir ein hartes gnadenloses Urteil sicher. Andererseits wußte ich, daß selbst gute bekannte Tschechen sich scheuten, für den Deutschen Bekannten zu zeugen aus Furcht, der Deutschfreundlichkeit geziehen zu werden. Versagten die angegebenen Zeugen, dann war der Angeklagte rettungslos verloren. Ich antwortete daher, daß ich in den langen Jahren tausende Tschechen durch meine Hand gelaufen seien und daß ich begrifflicherweise nicht die Namen im Gedächtnis behalten habe. Auf nochmalige scharfe Aufforderung nannte ich dann zwei Personen, einen Schneidermeister Hromadka aus Leitmeritz und eine Frau v. Krezmar aus Skalitz b. Leitmeritz. Darauf wurde die Sitzung unterbrochen. Nach etwa einer halben Stunde ging die Sitzung weiter. Die von mir genannte Frau wurde jetzt als Zeugin aufgerufen, die man offenbar in der Pause herangeholt hatte. Aber weshalb die Frau und nicht den Mann? Hatte man auf die weibliche Angetlichkeit gebaut? Mir wäre der Mann lieber gewesen, da ich dessen Kunde gewesen war und ihm auch manchen Gefallen bei der Erlangung von Grenzübertrittsscheinen getan hatte. Mir versprach auch der Mann größeres Gewicht, da er führendes Mitglied des örtlichen "Narodny viber" war.

Die Verhandlung mit der Zeugin wurde tschechisch geführt, sodaß ich kaum etwas verstand. Das Zeugenverhör dauerte ziemlich lange. Blieb die Frau standhaft? Welche Gefühle mich während des Verhörs beherrschten, brauche ich nicht zu schildern. Die Frau mußte nicht direkt Ungünstiges sagen, es genügte schon, daß sie belanglose Aussagen machte und ich konnte der Freiheit Ade sagen. Aber da flüsterte mir der rechts neben mir sitzende Aufseher ein Slowake-in's Ohr, daß ich heute noch entlassen würde. Da wußte ich, daß die Frau mich nicht verleugnet hatte. Die Zeugin wurde entlassen. Da Staatsanwalt und Verteidiger nichts mehr zu sagen hatten, - letzterer hatte in der ganzen Verhandlung überhaupt kein Wort gesprochen, - zog sich das Gericht zurück. Als es nach etwa 20 Minuten wieder erschien, verkündete der Vorsitzende das Urteil: Freispruch von jeder Anklage. Die Begründung wurde mir von dem Dolmetscher übersetzt. Daraus ging hervor, daß die Zeugin außer-

Falsch

ordentlich günstig über mich ausgesagt hatte. Es gab also in jenem Lande inmitten all des zügellosen Hasses und des blutigen Terrors auch noch aufrechte Menschen. Gottes Fügung, der das Gericht gelenkt hatte, gerade diese Frau als Zeugin aufzuführen. Als ich aus dem großen Saal geleitet wurde, hatte die Frau draußen gewartet und nickte mir freundlich lächelnd zu. Ich flüsterte ihr den Freispruch zu und danke ihr mit ein paar Worten. Da flog ein heller Schein über ihr Gesicht. Sie lief vor uns die Treppe hinunter und erwartete mich noch einmal am Fuße derselben. Wieder lächelte sie mir zu und noch einmal danke ich ihr mit wenigen Worten. Im Gefängnis verabschiedete ich mich von den Zellengenossen. In der Kanzlei erhielt ich meinen Entlassungsschein und dann stand ich draußen auf der Straße.
F r e i.

Institut für Zeitgeschichte

10. Austreibung der Deutschen.

Schon in den ersten Wochen des brodelnden und kochenden Hasses begannen die gewaltsamen Austreibungen der Deutschen aus diesem Land. Ist die Vertreibung von Menschen aus ihrer Heimat schon eine Kulturschande ersten Ranges, so zeigt jedoch die hier geübte Roheit und Grausamkeit der Durchführung einen Verfall und einen Niedergang menschlichen Lebens und menschlicher Würde, der erschreckend ist. Alle Handlungen der Machthaber waren bar jeden menschlichen Empfindens; sie vollzogen sich mit einem solch rachsüchtigen Zynismus, der die Opfer zu Eis erstarren ließ. Diese rachsüchtigen Widerlichkeiten zu schildern, sträubt sich die Feder. Bei allen Schandtaten handelte es sich aber nicht um Überschreitung der Befugnisse untergeordneter Organe. Oh nein! Die Deutschen waren völlig entrechtet und für vogelfrei erklärt worden. Jeder Tscheche durfte mit den Deutschen machen was er wollte, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden; er durfte sie schlagen, quälen, misshandeln und --töten. Der Hauptrundfunksender Prag hetzte und peitschte die Massen immer von neuem auf, er schürte den Haß und die Wut bis zur Weißglut. Der bekannte tschechische Staatsmann Beneš, der die Leitung des neu erstandenen Staates wieder übernommen hatte, beteiligte sich selbst an der Aufhetzung und rief über den erwähnten Rundfunksender den Tschechen zu: "Nehmt den Deutschen alles bis auf ein Taschentuch, in das sie weinen können." So wuchsen denn all die Schandtaten in's Ungeheuerliche an.

Die Mitteilung über die Ausweisung kam plötzlich, nur wenige Stunden vorher. Oft blieben den armen Betroffenen kaum 2 Stunden Zeit. Es durften nur 25 kg Gepäck je Person mitgenommen werden. Verboten war aber die Mitnahme von Wertsachen - Wertpapiere, Geld, Schmuck, usw. --. Vor der Ausweisung wurden die Familien oft noch auseinander gerissen und der Mann oder die Frau, Sohn oder Tochter verhaftet und verschleppt. Selbst aus dem Transport heraus wurden Menschen verhaftet, während die Fam. Angehörigen weitergetrieben wurden.

Die nachstehenden Ausführungen schildern eine Ausweisung, die am 10.6.45 erfolgte. Es handelte sich vorwiegend um Reichsdeutsche. Die Erzählerin war am staatl. Gesundheitsamt in L. beschäftigt.

"Morgens 4 Uhr verließen meine Mutter und ich mit einer weiteren Familie für immer das Haus mit den lieben Bekannten und die Stadt mit allen lieben Menschen. Die Bekannten des Hauses standen alle in Plur. Wir umarmten uns und nahmen weinend Abschied. Vor dem Hause standen Tschechen, mit Schußwaffen und Totschlägern bewaffnet. Schon auf dem Wege zum Sammelplatz wurden Viele der Wertsachen und des Geldes beraubt. Auf dem Sammelplatz hatten sich mehrere tausend Menschen eingefunden. Pistolen knallten, Kinder weinten. Das Gepäck wurde untersucht und jede Person mußte sich einer Leibesvisitation unterziehen. Da flogen Koffer, Ledertaschen, Betten, usw. in den Straßengraben, auch Schmuckgegenstände, Geld, Eheringe, Photographien, wurden abgenommen. Die Untersuchung der Frauen und Mädchen geschah in der schandhaftesten Weise. Manche Frauen wurden gezwungen, sich vor aller Augen bis auf's Hemd auszuziehen. Der Körper wurde dann auf das Schamloseste abgetastet. Mit jungen schwangeren Frauen verfahren die Wachen besonders schmachvoll.

Vor uns wurde ein 12jähriger Junge durchsucht. Bei ihm wurde ein Fahrtenmesser gefunden, das als Waffe angesehen wurde. Vor den Augen seiner Eltern wurde solange mit Totschlägern auf den Jungen eingeschlagen, bis er leblos liegen blieb. Er wurde später auf einen Lastwagen geworfen, der später mit weiteren Niedergeschlagenen davon fuhr. Die unglücklichen Eltern wurden weitergetrieben.

Dann kamen meine Mutter und ich an die Reihe. Bei meiner Mutter wurde ein Teil des versteckten Geldes gefunden. Obwohl auch ich Geld in den Kleidern versteckt hatte, verneinte ich solchen Besitz. Es wurde glücklicherweise nichts bei mir gefunden.

Endlich, unter Schüsse knallen, setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war inzwischen 11 Uhr geworden. Mit 1 m Abstand vom Vordermann musste marschiert werden, wer den Abschlag vergrösserte, bekam Kolbenstösse. Die Hitze war niederdrückend. Doch, dale, dale, -weiter, weiter, -hieß es. Ein alter Mann torkeite nur noch vorwärts, endlich blieb er im Strassengraben liegen. Zu beiden Seiten der Strasse türmte sich das Gepäck mehr und mehr auf, das die Erschöpften von sich warfen.

Weiter ging es. Die Dörfer, die wir durchzogen, waren wie ausgestorben. Nichts rührte sich. Nur in einem der letzten Dörfer vor Aussig bot uns die deutsche Bevölkerung Kaffee und Kuchen an. In den Augen der Menschen standen die Tränen. Aber wir durften nichts annehmen und mussten an den hilflos ausgestreckten Händen vorüberziehen. Kurz darauf wurde Rast gemacht. "So nun esst und trinkt, wenn ihr etwas habt", rief die Wächter höhnisch.

Viele Frauen mussten die Kinderwagen im Strassengraben lassen, da die Räder sich gelöst hatten. Man ließ ihnen kaum Zeit, die Kleinen herauszureissen. Schleppender und schleppender wurden die Schritte, aber mit Schlägen und Kolbenstösse wurden die Menschen weitergetrieben. Die Beine spürte man schon nicht mehr, sie bewegten sich ganz mechanisch. Nur weiter, weiter, die Schläge taten weh. Vor uns tauchte die Burg Schreckenstein auf, Aussig war erreicht. Es war Abend geworden.

Plötzlich horchen Mutter und ich erschreckt auf. Mein Name wurde gerufen, auf tschechisch mit der weiblichen Endsilbe ...Tova" vervollständigt. Ein Polizeiauto raste an dem Zug entlang und rief durch Lautsprecher fortwährend meinen Namen. "Nur nicht melden", dachte ich. Aber da war ein bekanntes Ehepaar, -der Mann war ein Kollege meines Vaters. 3 Tage vor unserer Ausweisung verhafteten Vaters, -das vor Angst schlieferte. "Sie müssen sich melden, sonst müssen wir noch darunter leiden", so drängten sie immer in mich. In ihrer Angst hätten sie mich noch verurteilt und so meldete ich mich.

"Zurück nach L. zum Gesundheitsamt", lautete der Befehl. "Nur auf meine Mutter, sonst weigere ich mich", war meine Antwort und dabei blieb ich trotz aller Drohungen. Das Auto raste davon, kam aber nach kurzer Zeit mit einer ganzen Anzahl Tschechen und einem russischen Offizier der GPU zurück. "Sie jetzt gehen mit", brüllt letzterer mich an. "Nur mit meiner Mutter", antworte ich wieder. "Davon nichts im Befehl", faucht der Russe mich an, "also los". "Wein" sage ich mit dem Mut der Verzweiflung. Da schreit meine Mutter auf: "Geh mit, er schlägt dich tot." Der Russe stand mit ausgeholtem Totschläger vor mir. Ich steige auf den Wagen. Man liess es nicht zu, dass ich mich von meiner Mutter verabschiedete. Ein Tscheche trieb sie mit Kolbenstössen zu den anderen zurück. Zu mir stiegen vier tschechische Wachmannschaften und zurück nach L. raste das Auto. Zunächst ging es zur Polizei. Unter unmissverständlichen Drohungen wurde mir bedeutet, dass ich zum Gesundheitsamt zurück und dort arbeiten müsse, da keine ausgebildeten Fachkräfte vorhanden seien. "Wenn Sie sich zu uns bekennen, können Sie wieder in ihre Wohnung", schmeichelte man mir und zeigte mir die Wohnungsschlüssel. Unsere schöne Wohnung, welche Verlockung. "Ich bleibe nur unter der Bedingung, dass Mutter und Vater ebenfalls wieder zurückkommen", sage ich dem Beamten. "Sagen Sie das Morgen Dr. Šramm". (dies war der leitende tschechische Arzt des Ges. Amtes). Man frug mich, ob für die Übernachtung ein Zimmer zur Verfügung gestellt werden müsse. Ich lehnte ab, da ich zu Bekannten ginge. Ich musste deren Adresse angeben und mich verpflichten, mich morgen auf dem Ges. Amt zu melden. Ich ging zu der bekannten Familie, die noch in unserem Hause wohnte. Mehrmals musste ich läuten, ehe sich jemand meldete. Als mich die lieben Menschen vor der Türe stehen sahen, gab es ein Rufen und Schreien. Ich erzählte ihnen was geschehen war und wie wir behandelt worden waren. Die Nacht fand ich keinen Schlaf. Über mir war unsere Wohnung und ich hörte die Uhr im Wohnzimmer schlagen.

Am nächsten Morgen ging ich zum Ges. Amt und traf noch etliche deutsche Fürsorgerinnen an. Sie erzählten mir, dass Dr. Šramm furchtbar getobt habe. Jetzt stand ich vor ihm. Er wollte mich anbrüllen. Aber ich war mit meinen Nerven fertig und erwiderte ihm unbeherrscht: "Glauben Sie, dass ich freiwillig gegangen bin. Wir sind doch gezwungen worden."

Von meiner Mutter haben Sie sich gerissen und meinen Vater hat man verhaftet. Das sind Unmenschlichkeiten." Ich zitterte an ganzen Körper. Dr. Braun maß mich mit einem langen Blick, und sagte dann: "Ich habe davon nichts gewußt und auch den Befehl gegeben, daß Sie mit Ihrer Mutter zurück sollen." Falsch und grausam, so waren sie alle.

Die tschechischen Krankenschwestern, die beim Amt waren, benehmen sich anständig. Ich erklärte ihnen den Röntgenapparat und die übrige Einrichtung. Jeder Griff wurde solange ausprobiert, bis er klappte.

Als ich die Schwestern in Alles eingewiesen hatte, drängte ich darauf, daß ich wieder zu dem Ausgewiesenen-Treck zurückgebracht würde. Die Krankenschwestern setzten sich für mich ein, sie wollten ein Auto für mich beschaffen. Ich wartete und wartete. Allein kam ich nicht aus der Stadt heraus, ohne verhaftet zu werden. Endlich erschien eine der Schwestern, die Sache mit dem Auto war fehlgeschlagen. Es blieb mir nur übrig mit der Bahn nachzufahren. Doch war die Bahn für die Deutschen verboten. Nach unendlichen Bemühungen unter Beistand der Krankenschwester erhielt ich endlich von der GPU eine Genehmigung zur Benutzung der Eisenbahn. Es war höchste Zeit, ich erreichte eben noch den Zug nach Tetschen-Bodenbach, der mit Tschechen und Russen gefüllt war. Bald hatten sie mich entdeckt. Eine Flut von Beschimpfungen drang auf mich ein, wobei sich die tschechischen Weiber besonders hervortaten. Die Russen beobachteten ruhig und zogen zuletzt mich in ein Gespräch. Da wurden die Anderen still. Spät traf ich in Tetschen-Bodenbach ein. In Begleitung der Russen passierte ich die Sperre. Wo sollte ich jetzt hin? Ja L. hatte man mir gesagt, ich sollte mich hier an die Polizei wenden, die mich zu dem Treck bringen würde. Klopfenden Herzens ging ich dort hin. Diese wiesen mich an eine andere Polizeidienststelle in Bodenbach. Als ich um eine Begleitung bat, da ich als Deutsche so spät nicht mehr auf der Straße sein dürfe, lachten mich die Polizisten aus. "Sie seien nicht verpflichtet mich zu beschützen." Ich machte mich auf den Weg und kam glücklich bis zur Elbebrücke. Hier wurde ich von tschechischen Wachsoldaten angehalten und mit Kolbenstücken zum Bodenbacher Polizeirevier gebracht. Als erstes wurde mir alles abgenommen, dann wurde ich in eine Zelle des Pol. Gefängnisses gesperrt. Die Nacht war sehr unruhig. Fortwährend Brüllen, Toben und Schreien. Die Weh-Schreie der Mißhandelten gellten schauerlich durch die Gänge.

Die Nacht war vorüber. Die Gefangenen erhielten schwarzen Kaffee und ein Stück trockenes Brot. Mir gaben sie nichts. Niemand kümmerte sich um mich. So wurde es Mittag, ich erhielt wieder kein Essen. Am späten Nachmittag kamen 3 Polizisten. Einer brüllte mich an und schrie, hier sei kein Treck vorbeigekommen, und es sei auch niemand aus L. ausgewiesen worden. Das war eine große Lüge. Ich sagte: "Was, niemand ausgewiesen? Wo sind dann die Menschen hin?" Ich erhielt einen Faustschlag in's Gesicht. Der linke obere Schneidezahn war hin. Dann führten mich die Kerle ab. Im Hof stellten sie mich an die Wand; ich sollte erschossen werden. Als sie sich an meiner Wund genug gewaldet hatten, führten sie mich weiter durch die Stadt. Immer wieder drohten sie mit Erschießen. Dann standen wir vor dem Bahnhof.

Dort stand ein großer Güterzug voller Russen. "Mein Gott, jetzt schaffen sie dich nach Sibirien," war mein Gedanke. Endlich ging der Zug ab. Und wie waren meine Gedanken in Aufbruch-, der Zug ging nach Dresden. Dort hoffte ich meine Mutter wieder zu finden.

Andern Tage schlenderte ich durch das zerstörte Dresden und kam an die Elbe. Ich dachte, wenn meine Mutter in Dresden ist, kann ich sie nur da finden. Dampfer sind von Tetschen her angekommen. Ich gehe durch die Menschenmassen, da —, das sind Leitmeritzer. Ich schreie auf und rufe: "Mutter, Mutter, immerfort. Meine Mutter hat von weitem meine Stimme erkannt und lauft meinem Rufen entgegen. Feet hielten wir uns umschlungen —, es war doch ein Wunder, daß wir uns wiedergefunden hatten."

Lied. Roth

(216) Erndtebrück, den 20. März 49

Fr. Ebertstr. 10

An

Leuzfeldsp. Kolonialbank GmbH.

1 APR. 1949

Herrn
Kriegsverwaltung

In der Ausgabe 2/12 a. 24.3.49 der Zeitschrift "Zeit und Welt" bitten Sie für den neuen Arbeitslosen, Offizierspalast "Liedel" eine Mittelbest.

Als Flüchtling wird dem Fiskus laut, von den Pfändern 1 Jahr lang im KZ mit Gefängnis festgehalten und auf's schärfste misshandelt, die Familie sofort nach seiner Befreiung in die verfallenen Verhältnisse und allseitigen Mangel verbannt, sowie es auch, das man nicht bei einer Zeitschrift davon erfahren will, all der fürstlichen Gefasung im Dienst der Offiziere in einem großen und gut eingerichteten Gefängnis der Verhältnisse der besten Offiziersfamilie zu kommen.

Es ist leider so, das im allgemeinen der Dienst im Zentrum der Partei dem Leben der Grenzland-Dienstleistungen, insbesondere im Osten, wenig Interesse entgegengebracht hat und infolgedessen von diesen Dienstleistungen Abstand nimmt, sei es Ostpreußen, Pommern oder Ostböhmen, man durch längere Verweilung hat, das man wieder wissen möchte. Es ist sehr bedauerlich, diese Offiziers-Verhältnisse mit einer gewissen Hilfslosigkeit zu stellen. Man muss aber zeigen, das z. B. im Ostböhmen laut das Pfändern und Verweilung auf einen Höhestand, in dem auch Dienstleistungen sind, das 50% sind auch alle hinter die mittlere und

und inwieweit sie Ihnen für die Arbeit
benötigt werden. Da es die Aufzucht
und Unterhaltung der Tiere auf
einer kleinen Fläche, wie es Ihnen für meine
Tiere
möglich ist, sind die Kosten sehr gering.

Bestenfalls

H. S. Roth

Herrn
Lud. Roth

(21b) Erdtebrück
Kr. Ebertstr. 13

13.2.1949

Bö./Kr.

Sehr geehrter Herr Roth !

Wir danken Ihnen vielmals für Ihr freundliches Schreiben vom 30.3. und das beiliegende Manuskript. Sie werden inzwischen aus den bisher erschienenen Fortsetzungen unseres Berichtes entnommen haben, dass unsere Bitte um Mithilfe sich nicht auf druckfertige Artikel, bzw. Buchmanuskripte richtete. Es geht uns ausschliesslich um Unterlagen, die wir hier in der Art einer historischen Arbeit sammeln, auswerten und zu unseren eigenen Berichten verarbeiten können. Ihr Manuskript interessiert uns sehr. Wir können es aber auch nur in dem genannten Sinne übernehmen. Wir möchten deswegen eigens bei Ihnen anfragen, ob Sie uns die Arbeit als Quellenunterlage belassen, oder aber lieber zurück haben wollen. Vielleicht könnten Sie uns einen Durchschlag übersenden. Das Original geht dann an Sie zurück. Wir glauben nicht, dass es sonst heute in Deutschland einen Verleger geben wird, der Ihr Manuskript als Buch veröffentlichen würde. Deswegen können wir auch leider keinen Rat geben. Die Gründe sind Ihnen bekannt.

In Erwartung Ihrer Entscheidung verbleiben wir mit besten Grüßen

Schriftleitung

" Christ und Welt "

(Bangartz)

Lied. Roth

(216) Erndtebrück, den 20. 4. 49

F. Ebert Str. 13



An

die Geschäftsleitung, Leipzig

Wittgenstein & O.
Hainstraße 7

Sehr geehrte Frau Wittgenstein!

In Ihrer Mitteilung über den Auftrag v. 13. 4. 49 habe ich Ihnen
 dankend, daß ich Ihnen dankend bin, Ihnen den Mann für
 die Ausführung für die Arbeit zu überlassen, ich habe
 mich an Ihre Ausführung beteiligt. Ihnen ist möglich zu
 machen ist, wie ich Ihnen das dankend, wenn Sie mit
 die Arbeit nicht nur als zu erledigen kann können sein.

Es ist mir klar, daß meine Auftragsaufgabe in dem
 Verhältnis zum Professor nicht erfüllt werden können
 und daß meine Unterweisung erfolgen müßte. Ich werde
 mich bemühen für.

Ich habe Ihnen auch eine Mitteilung von Professor D. Weiser
 zu dem Jahr zu dem Zusammenhang des Prof. Weiser
 Professor D. Weiser sollte, daß er ebenfalls, die Frage, mich
 dem Geschäft, da mich die die Vertragsverhältnisse, offene
 Geschäftliche, die Arbeitsvertrag, die Offener, i. d. R., Verant-
 wortung für den Professor ist. Es ist mir die Frage,
 wie ich mich mit meiner Auftragsaufgabe in dem Verhältnis
 v. 30. 3. 49 zum Amt nicht lösen sollte. Solange meine
 meine Geschäftliche - wie jeder - für den Professor ist, gibt die
 Verhältnis meine Pflicht, von dem Mann für mich selbst-
 geschäftlich sind solange das Geschäftliche in selbst-
 geschäftlich ist nicht, nicht als selbst die selbst-

